This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

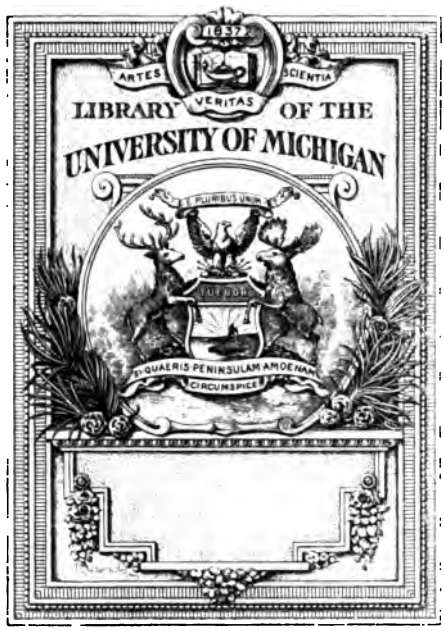
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

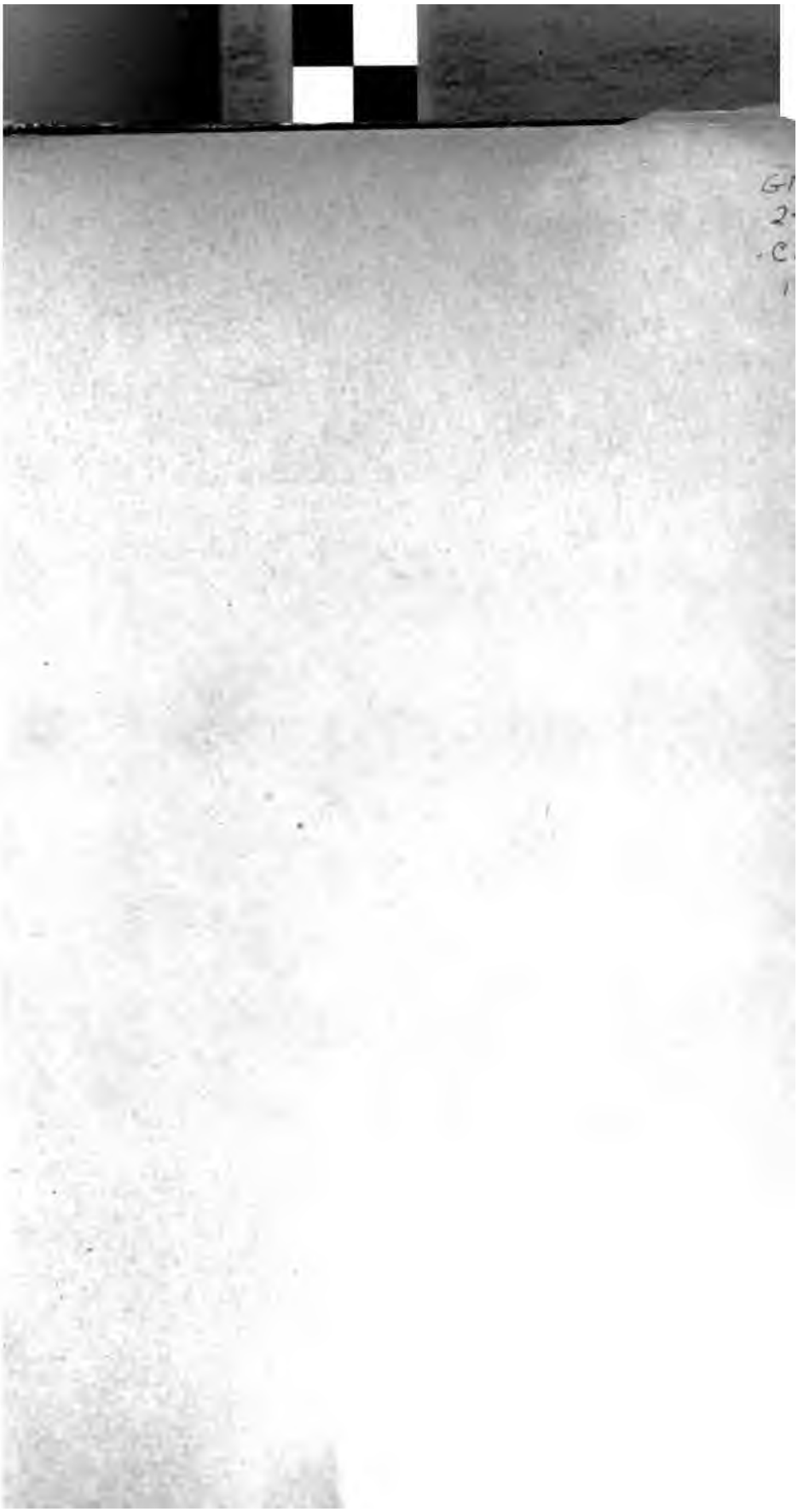
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

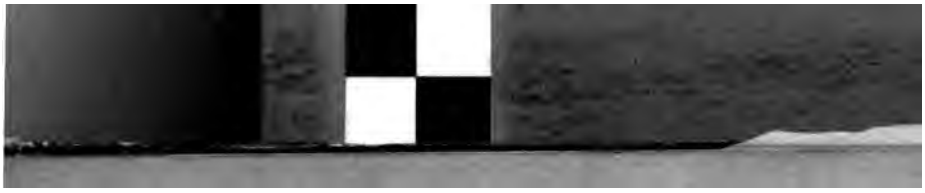
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

77,721

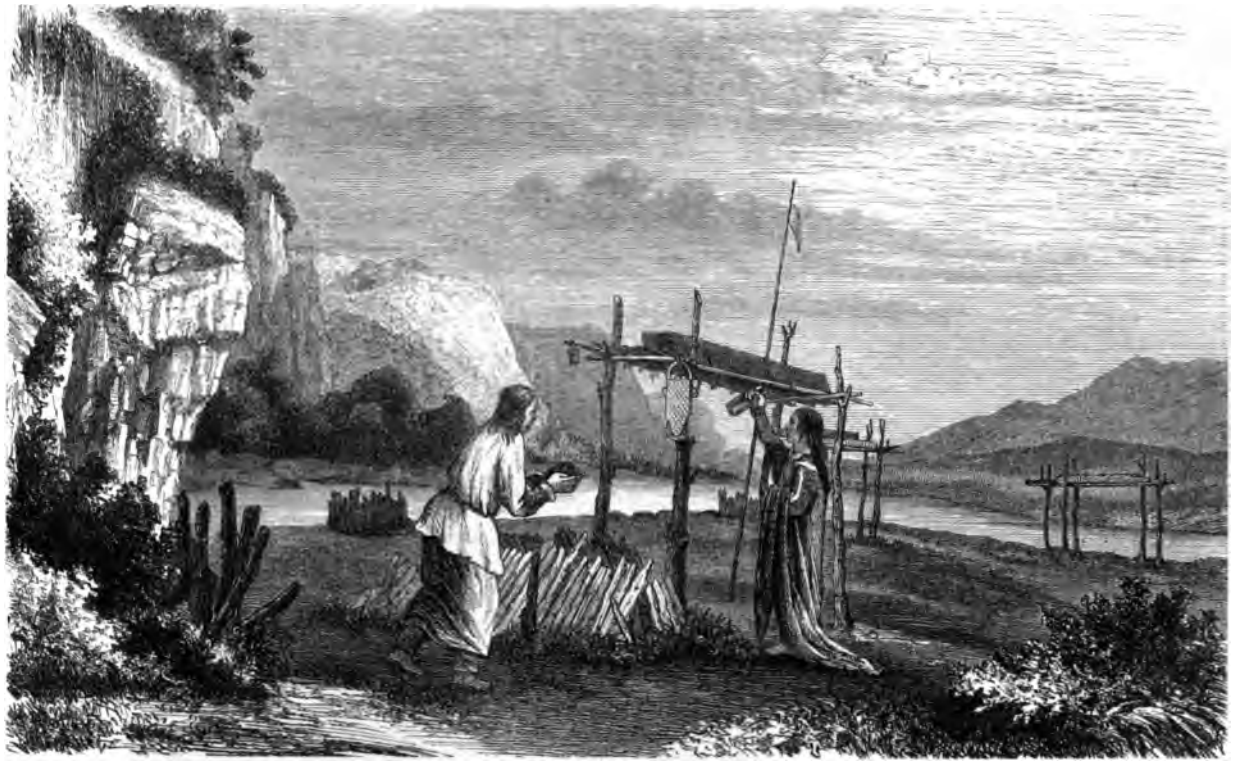

ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



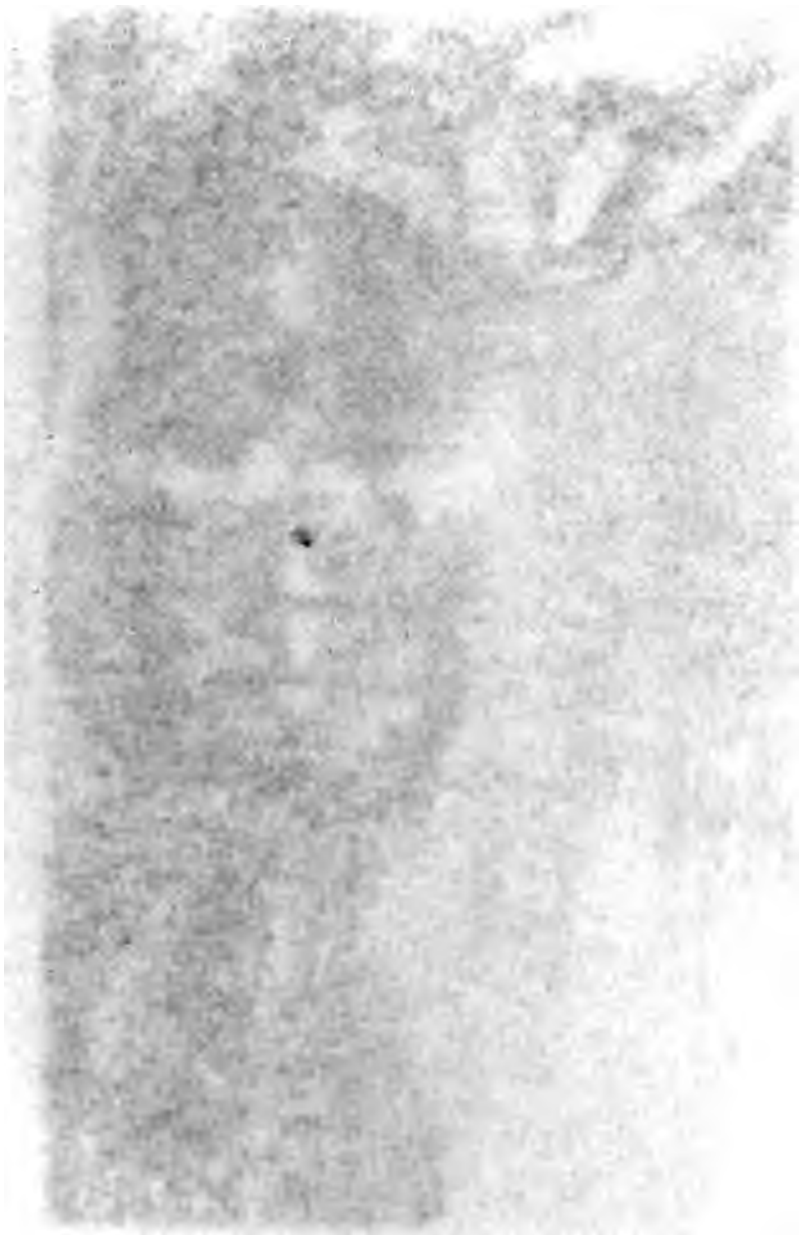


Die Urgeſchichte der Menſchheit.

Erſter Band.



I. Bd. S. 401. Indianer dem Todten Speiſe anbietend.



Die

Urgeſchichte der Menſchheit

mit Rückſicht

auf die

natürliche Entwickelnng des früheſten Geiſteslebens.

Von

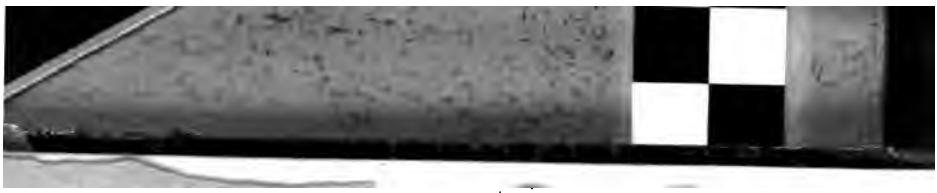
Otto Caspari,
Docent an der Univerſität zu Heidelberg.

Mit Abbildungen in Holzſchnitt und lithographirten Tafeln.

Zweite durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Erſter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1877.



Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Vorrede zur ersten Auflage.

„Kant, indem er in seiner «Kritik» die Bedingungen der Erfahrung selbst untersuchen wollte, glaubte diese mit Hülfe der Erfahrung nicht suchen und finden zu können. Ist aber außer derselben sie zu suchen möglich? Er behandelte die Vernunft wie ein Augenglas, dessen Brechungskraft oder Farbe wir feststellen, um bei Beurtheilung der Gegenstände von ihr abstrahiren zu können. Aber die Vernunft ist kein Augenglas, das wir ablegen können, um es zuvörderst selbst zu beobachten: die Vernunft ist das Auge selber. Eine Prüfung der Vernunft durch die Erfahrung an ihr, durch ihre Geschichte, dies ist es, was unser Denken fordern wird, es ist die philosophische Aufgabe der Gegenwart. Es genügt nicht länger, dem Denken, diesem bewunderungswerthesten aller Triebe, eine bloße Ausbildung, eine, wenn ich so sagen darf, mechanische Zunahme durch ein jahrtausendelang fortgesetztes Erfahren, Lernen, Entdecken und Erfinden zuzugestehen: wir dürfen uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Vernunft gewachsen, daß sie aus wesentlich andern Geisteszuständen erst entsprungen ist, deren Spuren sie noch jetzt in ihren Functionen aufweist, ja ohne deren Voraussetzung, als Grund und Wurzel ihres Daseins, sie gar nicht lebensfähig wäre. Die Kritik der Ver-

nunft ist unmöglich, die Logik bloße Formel, die Metaphysik haltlos, wenn sie nicht auf diesem geschichtlichen Boden, auf der erfahrungsmäßigen Kenntniß von dem Werden der Vernunft in einer vormenschlichen Urzeit und ihrer Entwickelung bis zu ihrer gegenwärtig uns bekannten Höhe ruhen."

Ich wüßte zur Einleitung in die Studien und Aufgaben des vorliegenden Werkes keine trefflichern und bedeutendern Gedanken anzuführen als die in obigen Worten enthaltenen; sie gehören einem Manne an, der für die Aufhellung des urgeschichtlichen Geisteslebens in neuester Zeit wol am meisten gewirkt hat. Leider wurde dieser Forscher zu früh der Wissenschaft entrissen. Was bisher nur sehr aphoristisch und andeutungsweise ausgeführt wurde, das hatte Lazar Geiger zum ersten mal im großen Stile unternommen, indem er versuchte, die ersten Steine herbeizutragen, um eine Kritik der Vernunft zu schaffen durch die Einsicht in die geschichtliche Entstehung und Entwickelung derselben. Mein Streben war es, weitere Bausteine zu gleichem Zwecke zu sammeln, um eben dieses großartig angelegte Werk zu fördern. Schon früh hatte ich mich mit dem Gedanken getragen, daß es möglich sei, den Werth und die Kraft des menschlichen Geistes am ehesten ihrer vollen Tiefe nach verstehen zu lernen, und daß zugleich die Probleme des Kriticismus, wie sie uns durch Kant in Rücksicht auf die Bedeutung der Vernunftforderungen gestellt wurden, nur dann einer wahren Lösung entgegengeführt werden können, wenn wir uns bemühen, historisch-psychologisch den ersten Anfängen nachzuforschen, aus denen während des Wachsthums des Menschengeistes allmählich diese Forderungen und ihre Probleme hervorgegangen sind. Diese Grundaufgabe der heutigen Zeit und

unserer modernen philosophischen Entwickelung war von Geiger zu eben der Zeit, da ich mir dieselbe ihrem Umfange nach zurechtgelegt hatte, von einer bestimmten Seite aus bereits in Angriff genommen worden.

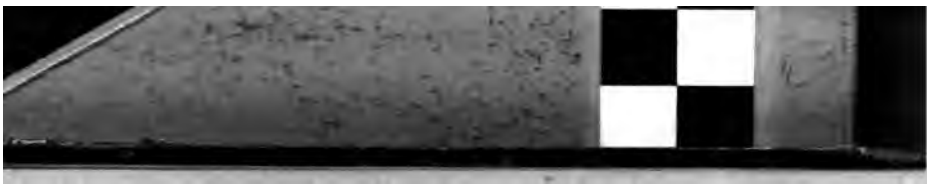
Leiteten die allgemeinen Anregungen, die mir durch Geiger in Bezug auf die Lösung der philosophischen Aufgabe zutheil wurden, mich dahin, die Urgeschichte und Entwickelung des Geistes zu durchdenken, so war es noch eine Reihe von besondern Aufgaben, die bei einer Behandlung dieser umfassenden Arbeit hoffen ließen, einer bestimmten Lösung entgegengeführt zu werden. Diese Aufgaben ergaben sich durch den behandelten Stoff selbst, der, in seiner Art umfangreich, mich zu den vielseitigsten Studien führte; und wie könnte ich mich in Bezug hierauf versucht fühlen, von Geiger zu sprechen, ohne der Anregungen zu gedenken, die ich zu gleicher Zeit von anderer Seite so vielen Männern verdanke! Die Studien zu vorliegendem Werke veranlaßten mich, wie der Kenner leicht bemerken wird, zu einer Reihe von Vorarbeiten, in denen mir in der That die Anregungen von den verschiedensten Seiten zutheil werden mußten. Was ich hier dem Historiker verdanke, das lehrte mich dort der Psychologe verwerthen, und was ich hier psychologisch erfaßte, das fand ich erfreulicherweise in den Forschungen der Etymologen und der Mythologen thatsächlich bestätigt. So fühlte ich mich durch die Resultate, welche ich durch die ineinandergreifende Unterstützung so vielfacher Wissenschaften gewann, außerordentlich gefördert. Eine weite Fernsicht eröffnete sich, und immer deutlicher lernte ich einsehen, was von anderer Seite schon früher behauptet wurde, daß die sogenannte anthropologische Alterthumsforschung ebenso wie die heutige Ethnologie so lange als bloße descriptive Sammelwissenschaften erscheinen, solange sie

sich nicht mit der Völkerpsychologie, insbesondere aber mit der völkerpsychologischen Urgeschichte in Verbindung zu setzen wissen.

Und wahrlich, was kann die anthropologische Alterthumsforschung, was muß nicht minder die beschreibende Ethnologie gewinnen, wenn sich den Forschern dieser Wissensgebiete vom psychologisch-historischen Gesichtspunkte ein tieferer Einblick eröffnet in den folgerichtig dargelegten Verlauf der ursprünglichsten und frühesten Begriffsbildung unter den Völkern, und sich ihnen ferner eine Einsicht bietet in den folgerichtigen Verlauf der sich hieran anlehnenden frühesten vorgeschichtlichen Weltanschauungen des Menschengeistes! Wie aber die Völkerpsychologie nicht gedacht werden kann ohne das Material, das ihr die Sprachwissenschaften, die Anthropologie und die Ethnologie zuführen, so hinwiederum werden die genannten Wissenschaften nur erst zusammenfassend durchgeistigt durch die psychologische Forschung, welche mit Rücksicht auf die von allen genannten Wissenschaften gelieferten Daten und mit Hinblick auf die innern Gesetze des geistigen Lebens neue allgemeine Gesetze zu ergründen sucht, die sich im Gesammtleben der Völker verwirklichen, und welche in ihrer frühesten Ausbildung aufzusuchen dem völkerpsychologischen Forscher der Urzeit überlassen bleibt. Bekanntlich verhält sich die Völkerpsychologie zur heutigen Anthropologie und Ethnologie wie in der Botanik die Pflanzenphysiologie zur Systematik, Morphologie und Pflanzenbeschreibung, oder wie die Physiologie zur Anatomie und Morphologie überhaupt. In derselben Weise wie es unmöglich ist, ein umfassendes Bild von dem innern Gehirnleben zu erhalten, sobald wir nur den anatomischen Bau des Gehirns äußerlich beschreiben, ohne daß wir zugleich die innern complicirten Erscheinungen des Zellenlebens und Nervenlebens studiren, so auch hier: wir erhalten nur dann ein klares

Bild eines Volkes, wenn wir nach äußerlicher Beschreibung seiner Culturstufe, seiner Sprache, seiner Sitten, seiner körperlichen Merkmale zugleich seine innern Geistesanlagen ins Auge fassen. Wie aber sind wir im Stande, dieses geistige Getriebe eines Volksstammes zu verstehen, wenn wir neben seiner äußern politischen Geschichte nicht auch seine ursprüngliche geistige Entwickelungsgeschichte einer Untersuchung unterwerfen? Wie sich daher, um bei obigem Beispiele zu bleiben, die Physiologie zu ergänzen hat durch die Lehre von der Entwickelung des Embryo, so hat sich die Völkerpsychologie selbst zu ergänzen durch die völkerpsychologische Urgeschichte.

Fast dürfte es wunderbar erscheinen, daß das Bedürfniß nach dieser Disciplin nicht bereits früher in umfassenderer Weise erwacht ist, allein es erklärt sich uns das, sobald wir beachten, wie viel Material von seiten so vieler Wissenschaften gesammelt werden mußte, um der völkerpsychologischen Wissenschaft überhaupt den Boden zu bereiten. Sind doch erst jetzt auf dem Gebiete der Philosophie, von der die völkerpsychologische Wissenschaft im Grunde befruchtet wird, die Ergebnisse so weit gediehen, daß sich das historische Element mit dem psychologischen in der hier geforderten Weise zeugend zu durchdringen vermag. Erst der neuesten Entwickelung der Philosophie gehört ja überhaupt das Streben an, die Geschichte in dieser Weise zu betonen; und hinwiederum gleichfalls nur der neuesten Entwickelungsphase der Naturwissenschaften und einer gesunden Fortbildung der Herbart'schen Lehren nach dieser Seite hin haben wir es zu danken, daß auch die Psychologie sich in so hohem Grade emporschwingen konnte, um sich von richtigen Gesichtspunkten aus mit den historischen Elementen in dieser Weise zu verschmelzen. Die Geistesrichtungen, die wir an die hervor-



ragenden psychologischen Arbeiten eines Waitz, eines Drobisch, Fechner und Lotze anknüpfen sehen, und die sich in Verbindung zu setzen suchen mit den historischen Bestrebungen, welche nach anderer Seite hin in den Leistungen eines Zeller, eines Kuno Fischer und Ueberweg hervortraten, hatten sich langsam zu durchdringen, um den Boden hinreichend vorzubereiten für die Entwickelung einer umfassenden Völkerpsychologie überhaupt, somit auch einer völkerpsychologischen Erforschung des urzeitlichen Geisteslebens.

Was aber vielleicht in neuester Zeit am meisten geeignet erscheint, der Forschung nach den frühesten Entwickelungsverhältnissen des geistigen Lebens einen wirksamern Anstoß zu ertheilen, ist die wiederum aufgetauchte und jetzt epochemachende Descendenztheorie, der Darwin einen so bewährten Unterbau verliehen hat, daß sie in Zukunft, wie es scheint, wol maßgebend für die Naturgeschichte und deren Auffassung bleiben wird. Immer mehr fühlen wir bei genauerer Betrachtung dieser Lehre, daß es bezüglich der Auffassung auch der Geschichte der Menschheit wichtig ist, auf den Ursprung des Geisteslebens und auf dessen früheste innere Entwickelung zurückzugehen, und immer einleuchtender wird es ferner in Rücksicht hierauf, daß sich in unserer Gesammtanschauung die Lücke in der Entwickelung zwischen Thier und Mensch nur dann ausfüllen wird, sobald wir in die Geschichte des ursprünglichen Geisteslebens hinabsteigen, um genauer zuzusehen, welche Entwickelungen und Uebergänge der Menschengeist historisch durchzumachen hatte, um die Kluft, die sich allmählich zwischen ihm und dem Thiere aufthat, zu befestigen.

Schon vor dem erneuten Erwachen der Descendenztheorie sind ältere Forscher häufiger auf den Versuch zurückgekommen, die

Geschichte und die Entwickelung der Menschheit im Zusammenhange mit der Gesammtschöpfung überhaupt philosophisch darzustellen, und das bedeutende Werk Herder's ist gewiß ein leuchtendes Beispiel in dieser Hinsicht; aber daß erst jetzt die rechte Zeit zu diesen Forschungen gekommen, das beweist, neben dem Anklange, den Geiger's Arbeiten fanden, ein jüngst erschienenes Werk über die Schöpfung von Edgar Quinet, das seine Entstehung keinem andern Bedürfnisse verdankt, als die von naturgeschichtlicher Seite begründete Lehre Darwin's mit den Ergebnissen der historischen Forschung überhaupt zu verschmelzen. „Jede Nation", so schreibt Quinet, „hat ihre Vergangenheit durchwühlt und es sich zur Aufgabe gemacht, alle ihre aufeinanderfolgenden Stationen in der Zeit aufzusuchen. Diese hergestellte Verbindung zwischen den Lebensperioden jedes Volks ist es gerade, die den Geist dieser Zeit so vorherrschend historisch macht. Es ist nicht eitle Neugierde, die den Menschen unserer Tage nach seinem Ursprunge forschen läßt. Er hat begriffen, daß er sich heute nur erkennen kann, wenn er sich kennt, wie er gewesen ist."

Das Problem des Sokrates war unlöslich, solange sich die Forschung auf die Gegenwart beschränkte, aber die neue Wissenschaft hat damit begonnen, die Vergangenheit zu befragen. Unsere Zeit mit ihren Gärungen auf socialem und religiösem Gebiete fühlt ein doppeltes Bedürfniß, wie ich meine, die Vergangenheit zu befragen und die Geschichte sowol wie die Naturgeschichte zu Rathe zu ziehen. Ich habe daher gern die Gelegenheit ergriffen, Andeutungen über die Beurtheilung der socialen Frage vom naturgeschichtlichen Gesichtspunkte zu geben. Mehr jedoch als die sociale Frage lag mir die religiöse Frage am Herzen, und in dieser glaubte ich mir selbst auf

keinem andern Wege Klarheit verschaffen zu können als durch die Erforschung der Urgeschichte des religiösen Processes in der Menschheit überhaupt. Nur dann werden, wie ich glaube, die Bewegungen, die sich heute auf religiösem Gebiete vorbereiten, einen gesunden Verlauf nehmen können, wenn wir uns durch die Geschichte einen Einblick verschaffen in den Werth der Religion für die Entwickelung und Fortbildung der Menschheit, um uns zugleich einen Einblick zu eröffnen in die Verirrungen, denen die religiöse Entwickelung gleich allen irdischen Bewegungen von früh an im Zusammenhange mit andern unterworfen war. Diesen tiefern Einblick aber in den Werth der Religion für die Menschheit und andererseits in die im Irdischen unvermeidlichen Verirrungen selbst des Religionslebens kann uns nur die Einsicht in den frühesten Wachsthumsproceß des religiösen Lebens liefern; denn nur mit diesem Ueberblick sind wir im Stande, umfassend und tief genug alle Erscheinungen auf dem Religionsgebiete zu beurtheilen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Aufgabe meiner Arbeit sei es mir hier gestattet, noch einiges über die Methode der Bearbeitung des gegebenen Stoffes vorauszuschicken.

Das Material, das dem Forscher vorliegt, um Anregungen zu dem Versuche zu bieten, die Räthsel des geistigen Entwickelungslebens der Vorzeit zu lösen, ist ein überreiches. Fast alle Gebiete der Wissenschaft haben gewetteifert in der Anhäufung von Schätzen, welche, oft mühevoll aus tiefem Schachte gehoben, heute dazu dienen, deutliche oder dunkle Anhaltepunkte zu liefern zur Aufsuchung des Pfades, der in die verschleierten Gefilde der Urwelt hinüberweist. Vorzugsweise dürfen wir als solche Schätze die Funde erwähnen, die der modernen Sprachforschung

unterbreitet werden konnten und deren Ausbeutung bereits allen denjenigen Forschern zufiel, welche es unternahmen, die Geschichte der einzelnen Urvölker zu bearbeiten. Schon hier in der Vorrede sei es, was aus der Inhaltsübersicht des Werkes zudem erhellt, hervorgehoben, daß die soeben erwähnten Forschungen über die Geschichte der einzelnen Urvölker nicht mit unserer Aufgabe zusammenfallen. Jene Forschungen sind vielmehr Specialaufgaben und verhalten sich zu unsern Durchführungen wie das Besondere zum Allgemeinen. Nur die Allgemeingeschichte des urzeitlichen Geisteslebens liegt uns ob zu entwickeln.

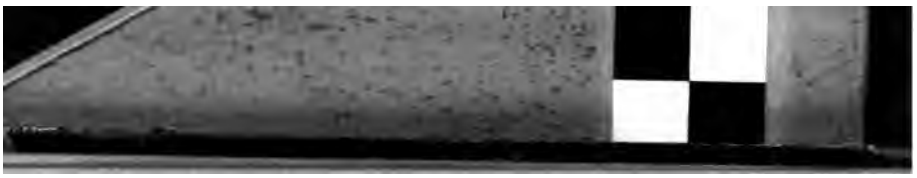
Daß aber ein großer Theil des Materials, das von jenen Historikern verwerthet wurde, auch nach anderer Seite hin dem Völkerpsychologen, der die allgemeine Urgeschichte der Menschheit zu enträthseln versucht, zur Ausbeute dient, läßt sich leicht einsehen. Welche tiefgreifenden Aufschlüsse haben uns ohne Zweifel die mühevollen Arbeiten eines Champollion, eines Lepsius und anderer hervorragender Aegyptologen bezüglich des geistigen Entwickelungslebens der Vorzeit geliefert; wie nicht minder werthvoll sind die Entzifferungen eines Grotefend hinsichtlich der Keilschrift, und die Einsicht, welche uns ein Humboldt, Clavigero und Aubin in die Bildschriften der Mexicaner verschafft haben!

Aber so tiefe Aufschlüsse uns die Arbeiten jener Forscher über das Leben der Vorzeit an die Hand gaben, so wenig genügen dieselben, um eine Einsicht in das früheste Geistesleben der Völker zu eröffnen. Reichen doch diese bildschriftlichen Urkunden (der andern später geschriebenen Urkunden gar nicht zu gedenken) nur bis zu einer Zeit zurück, in welcher die Menschen den Griffel führen gelernt hatten. Allein

welche Entwickelungsperiode mußte die Menschheit bereits durchlaufen haben, bevor sie überhaupt zur Erfindung der Schrift vorschreiten im Stande war, um die Reflexe des geistigen vorzeitlichen Lebens in Stein und Marmorquadern einzugraben! Eine sehr lange geschichtliche Entwickelung liegt daher ohne Zweifel noch hinter jenem Abschnitt der Schriftanfänge verschleiert. Um diesen Schleier zu lüften, müssen wir noch andere Wissenschaften um Rath und Hülfe angehen, und da treten uns zunächst die oft wunderbar klingenden Traditionen und Sagen der Völker entgegen, die sich theilweise unabhängig von der Schrift seit alters her im Munde des Volkes erhalten hatten, oder, bestimmten Urkunden entnommen, doch erkennen lassen, daß sie Gedanken und Ereignisse der Völker wiedergeben versuchen, die auf Zeiten der Urgeschichte zurückdeuten, da noch nicht an schriftliche oder bildschriftliche Wiedergabe zu denken war.

Aber auch der Schatz von Mythen und Traditionen der Urvölker, so umfangreich er ist und eine so reiche Ausbeute derselbe dem Mythologen gewährt, kann in dieser Hinsicht nicht genügen; denn die Sagen und Ueberlieferungen verstummen gegenüber den Funden, die wir als Denkmale und Erinnerungszeichen aus der Erde herausgraben, und die uns oft mit räthselhaften Fragen entgegentreten, auf welche der Erforscher des urzeitlichen Geisteslebens noch immer eine Antwort geben soll. Auf keinem Gebiete sind die Forscher in der Neuzeit thätiger gewesen als auf dem der anthropologischen Alterthumskunde. Es gebührt unserer Zeit der Ruhm, den Sinn der Mitlebenden für die Kunde der eisgrauen Vorzeit gestärkt und tiefer geweckt zu haben. Ueberall erblicken wir den Eifer der Sammler. Und fürwahr, dieser Eifer ist nicht nutzlos, denn nicht genug kann

geschehen, um Material herbeizuschaffen; ist doch jeder Fund nur ein undeutlicher Buchstabe zu dem großen Alphabet, das wir zusammenzusetzen haben, um das Leben der Vorzeit aufzuhellen. Wenn wir heute jedoch die Schätze überblicken, die von allen Seiten durch Mühe und Fleiß zusammengetragen wurden, um zu dem Versuche anzuregen, aus den unzähligen Lettern ein sinnreiches Alphabet zusammenzusetzen und so den Schlüssel für das geistige Leben der Vorzeit zu gewinnen, so hieße es den Sammelfleiß der letzten Jahrzehnte unsers Zeitalters völlig unterschätzen, wollten wir uns zu der Ansicht bekennen, daß diese Funde zu solchen Versuchen noch nicht ausreichend seien. Im Gegentheil, wer heute unsere Sammlungen und Museen durchwandert und hier die Särge, Schädel, Gebeine, Amulete, Geräthe und Bildwerke der Vorzeit aufgespeichert findet, muß oft staunen ob des übergroßen Materials, das räthselhaft anzuschauen ist, da es nur äußerlich der Form, der Masse und dem Fundorte nach classificirt ist oder sich nur oberflächlich einem urgeschichtlichen Zeitabschnitte eingeordnet findet, über dessen Bedeutung sich die wenigsten Forscher bezüglich des damaligen Menschenlebens klar werden, da ihnen der innere Einblick in den folgerichtigen Zusammenhang einer Reihe von Erscheinungen mangelt, die sie sich gewöhnt haben, rücksichtlich der vorgefundenen Ueberreste durcheinandergewürfelt zu betrachten. Es ergeht uns mit unsern Schätzen heute in dieser Hinsicht kaum anders wie den frühesten Reisenden in Aegypten, welche die Bildwerke und die Hieroglyphen anstaunten, dieselben ihrem Fundorte und ihrem Aussehen nach zusammenordneten, ohne indessen Weiteres darüber aussagen zu können. Auch uns sind heute die Funde der Steinzeit und des Bronzezeitalters im Grunde nur äußerliche werthvolle Bruchstücke, zu denen wir den geistigen Schlüssel des



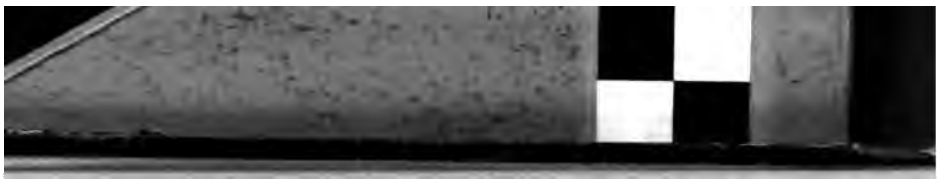
Verständnisses zu suchen haben. Denn es genügt dem Geiste nicht, sich an Producten vor Augen zu führen, welche Handlungen der Urmensch in irgendeiner Zeit vollzogen hat, sondern er fühlt sich fortgetrieben zu der weitern Frage, was die Geschöpfe jener Zeit wol für Ideen damit verknüpft haben mögen.

Welcher Forscher aber ist berufen, Aufschluß über diesen innern Ideenzusammenhang zu geben? Hier glauben wir mit der Antwort nicht zögern zu sollen: berufen ist dazu kein anderer als der Psychologe — der Völkerpsychologe. Der Psychologe allein vermag die geistigen Gesetze zu erforschen, die sich im Ideenzusammenhange der Menschen schon vor Jahrtausenden zur Geltung brachten; dem Psychologen allein fällt die Aufgabe zu, in das innere geistige Getriebe einzudringen, das die Menschheit beherrschte zu einer Zeit, an welche uns die heute aus der Erde gehobenen Bruchstücke menschlicher Thätigkeit zurückerinnern.

Zwei Wege sind es, welche der Völkerpsychologe in Rücksicht auf das vorliegende Material einzuschlagen im Stande ist, um den Schlüssel zur Erforschung des urzeitlichen Lebens aufzusuchen. Der eine stützt sich im wesentlichen auf die analytische Methode, indem sich der Forscher hauptsächlich anlehnt an die Erscheinungen und Gesetze des sprachlichen Lebens als nächsten Ausdruck des urzeitlichen Vorstellungslebens der Völker. Diesen Weg hat der treffliche, leider zu früh dahingeschiedene Geiger betreten; ob mit Glück, das wage ich hier nicht zu entscheiden. Der andere Weg ist ebenso sehr analytisch wie synthetisch, indem sich der Forscher hier nicht begnügt mit den Resultaten, welche sich auf dem Wege der Sprachforschung ergeben, sondern zugleich darauf dringt, die Ergebnisse dieser Wissenschaft synthetisch zu verschmelzen mit allen

den Momenten, welche der äußere historische Entwickelungsgang der Menschheit überhaupt an die Hand gibt. Bezieht sich die an die Sprachforschung sich anlehnende Methode vorzugsweise auf die Erforschung des psychischen Vorstellungslebens des Geistes, so nimmt die andere die Beziehungen dazu, welche sich durch Daten einer Reihe von andern Wissenschaften ergeben, unter denen die anthropologische Alterthumsforschung im allgemeinen obenansteht, da uns diese Wissenschaft vorzugsweise durch ihre Funde mit den Handlungen und äußern Thätigkeiten der vorzeitlichen Menschheit bekannt macht.

Es haben sich also eine Reihe von Wissenschaften zu ergänzen und zu verschmelzen bezüglich der Basis, die gewonnen werden muß, auf der sich zusammenhängend und folgerichtig das urzeitliche Geistesleben entwickeln läßt. Und wie will man es versuchen, eine übersichtliche Geschichte der urzeitlichen Geistesentwickelung zu geben, ohne Rücksicht zu nehmen auf die empirischen Daten, welche die Psychologie im allgemeinen und insbesondere die Etymologie und Mythologie unterbreiten; und von welchem Werthe wären die Ergebnisse dieser Wissenschaften hinsichtlich der früheſten geistigen Geschichte unsers Geschlechts, wenn wir hierbei die Resultate der vergleichenden Zoologie und Ethnologie oder die allgemeinen Daten der Geologie und daran anschließend wiederum die Ergebnisse der Pflanzen- und Thierverbreitung u. s. w. außer Acht ließen? So, sehen wir, ist eine Reihe von einzelnen Wissenschaften dazu berufen, sich gegenseitig einander zu befruchten und zu durchdringen. Das Bedürfniß dieser gegenseitigen fruchtbaren Durchdringung der hier genannten Wissenschaften wurde zu keiner Zeit mehr gefühlt wie heute, wo durch eine überhandnehmende Arbeitstheilung eine kleinliche



Detailforschung platzgegriffen hat, unter deren Druck es schwierig ist, sich den Gesammtüberblick über den Grundstock und die treibende Kraft der Entwickelung zu bewahren. Die obengenannten hierher gehörigen Wissenschaften sind aber um so mehr dazu berufen, sich einander fruchtbar zu durchdringen, als sie im wesentlichen als die Disciplinen und Glieder einer Gesammtwissenschaft angesehen werden müssen, welche sich in historischer Hinsicht mit dem Wesen der organischen Schöpfung, insbesondere aber mit dem höchsten Entwickelungsproduct derselben, nämlich dem Menschen befaßt.

Die Namen derer hervorzuheben, die von den genannten Einzelwissenschaften aus diese Gesammtwissenschaft anzustreben versuchten, erscheint überflüssig. Wenn wir aber vom Standpunkte der heutigen Philosophie um uns blicken und die Thatsache gewahren, daß die epochemachenden Schulen, welche in ihren Richtungen von Kant ausgehen, fast alle in völliger Zersetzung begriffen sind, so ist es vielleicht doch nicht ganz werthlos, vom historischen Gesichtspunkte darauf hinzuweisen, wie sich eine Reihe von hochbegabten Männern, ohne daß sie selbst wol darauf hinzielten, heute zu einer neuen Schule vereinigt hat, die wie ein Phönix aus der Asche sich im hellen Glanze am Horizonte der Wissenschaft zu erheben anschickt. Sind doch die Männer dieser neuen Schule, auf welche hinzuweisen uns die Pflicht gebietet, dieselben, denen ich zugleich die Anregung zu den Ideen verdanke, welche sich im Folgenden niedergelegt finden. Wie wäre es möglich, an dieser Stelle in anthropologischer Hinsicht nicht eines Virchow, in völkerpsychologischer Hinsicht nicht eines Lazarus, eines Steinthal zu gedenken; oder wie wäre es ziemlich, vom Gebiete der Ethnologie nicht hinzuweisen auf einen Bastian oder

Karl Andree, und auf die Engländer John Lubbock und Edward Tylor! Wer übersähe die hervorragenden Verdienste eines Oskar Peschel, eines Ecker und Hermann Schaafhausen, wer erinnerte sich nicht sogleich aller der Anregungen, welche wir von etymologischer Seite einem Max Müller, oder wie schon früher erwähnt einem Lepsius und andern Alterthumsforschern verdanken! Und wie könnten wir die Reihe dieser Männer beschließen, ohne der Mythologen zu gedenken, die wie Adalbert Kuhn und Friedrich Spiegel für die Erforschung des urzeitlichen Geisteslebens ganz neue Wege eröffnet haben! Es bedarf kaum des Hinweises, daß die genannten Forscher inniger zusammengehören, da sie gemeinsam an dem Ziele einer wissenschaftlichen Lehre arbeiten, welche eine Wissenschaft vom Menschen auf allgemeiner historischer und völkerpsychologischer Grundlage genannt zu werden verdient. Möchten denn zunächst diese Männer, die wir heute als die hervorragenden Führer auf dem genannten Wissensgebiete begrüßen, den im Folgenden gegebenen Ausführungen, die einem Ziele entgegenstreben, das mit dem ihrigen im wesentlichen zusammenfällt, ein freundliches Interesse entgegentragen!

Schließlich bleiben mir noch einige Worte über die dem Werke beigegebenen Illustrationen zu sagen. Es schien mir eine angenehme Pflicht, mich der schönen Sitte anzuschließen, die Züge hervorragender Forscher, welche es werth sind, daß wir sie im Andenken erhalten, mittels Vervielfältigung durch den Druck allgemeiner zur Anschauung zu bringen. Keine bessere Gelegenheit konnte sich hierzu bieten als die Herausgabe dieser Arbeit. Mögen mir die Manen der beiden, leider zu früh der Wissenschaft entrissenen deutschen Forscher verzeihen, wenn ich, meinem Gefühle folgend, hiermit theilweise meiner

Pietät gegen sie Ausdruck zu geben meine. Eine nicht minder hohe Verehrung glaube ich Darwin schuldig zu sein. Scheint es mir doch, als hätte ich seine Erneuerung der Descendenztheorie auf naturgeschichtlichem Gebiete, womit er einen fruchtbaren Einblick in den Werth der organischen Entwickelungsgeschichte eröffnet hat, nur zu übertragen versucht auf das Gebiet des frühesten Geisteslebens der Menschheit. Was die Karte der spätern Tertiär- oder der beginnenden Nachtertiärzeit anlangt, so soll dieselbe selbstverständlich nur einige Anhaltepunkte liefern, um der Vorstellung möglichst zu Hülfe zu kommen. Bezüglich dieser Anhaltepunkte sei noch bemerkt, daß sich schwerlich, selbst nach den umfassendsten Tiefseemessungen, die eigentliche Festlandsgestaltung der hier in Frage stehenden Periode exact wird ermitteln lassen. Gibt aber die Geologie hierüber nur spärliche Auskunft, so sind es wesentlich ethnologische Gründe, welche darauf hindeuten, daß die Völkerverdrängung nach dem amerikanischen Continent sich an damals noch bestehende, heute bis auf einzelne Inseln versunkene kleinere Festlandsbruchstücke im Großen Ocean angelehnt haben mag.

Heidelberg, im October 1872.

Otto Caspari.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Das Intereſſe, das dem vorliegenden Werke entgegengetragen wurde, hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine neue Auflage deſſelben nöthig gemacht, und dieſer günſtige Erfolg legte dem Verfaſſer die Pflicht auf, eine Reihe von Zuſätzen, Nachträgen und Verbeſſerungen anzubringen, welche die inzwiſchen weiter fortgeſchrittene wiſſenſchaftliche Debatte über einzelne der behandelten Fragen zu Tage gefördert hat.

Außerdem erſchien es wünſchenswerth, die leitenden Grundgedanken und die vorgezeichnete wiſſenſchaftliche Aufgabe an den hierzu geeigneten Stellen noch entſchiedener heraustreten zu laſſen.

Die in neueſter Zeit in der Sinnesphyſiologie und Pſychologie zur Geltung gekommene ſcharfe Begriffsſcheidung von Nativismus und Empirismus* hat, wie leicht einzuſehen, auch Bedeutung für diejenigen Wiſſenſchaften, welche zur Erforſchung der culturgeſchichtlichen Erſcheinungen, insbeſondere

* Es braucht wol kaum hinzugefügt zu werden, daß mit dem hier in Rede ſtehenden Empirismus nicht diejenige Art des vor-Kantiſchen Senſualismus gemeint iſt, der die Seele zur tabula rasa macht und alle Geiſteskräfte als von außen herſtammend erklärt. Gemeint iſt vielmehr jener kritiſche Empirismus, der nur die letzten einfachen und unauflöslichen Wurzeln für angeboren, alles Complicirte aber für ſpätern Zuwachs anſieht, behufs deſſen Erklärung eben die Probleme geſtellt ſind, welche der Nativismus unerörtert läßt.

auch auf den Gebieten des Religionslebens der Völker, nicht mehr entbehrt werden können. Hier war, wie der Kenner weiß, seither der einseitige und übertriebene Nativismus, der die complicirtesten hierher gehörigen Vorstellungsgebilde für angeboren hält, fast ausschließlich maßgebend. Im Folgenden wird nun der Nachweis geführt, daß der Nativismus, der ohne weitere Erklärungen über die Thatsachen hinwegschreitet, die Probleme ihrer Tiefe nach gar nicht zu ermessen und somit keine der gestellten Fragen zu lösen im Stande ist. Wir begreifen hiernach, welche Ansprüche die urgeschichtlichen Forschungen an die psychologische und naturhistorische Vorbildung erheben. Diese Vorbildung kann heute ebenso wenig der Mythologe wie der Ethnologe entbehren; wem sie mangelt, der geräth in Gefahr, nur philologisches und ethnologisches Material zu sammeln, ohne die richtige Basis zu finden, dasselbe weiterhin folgerichtig deuten zu können. Mängel, Vorurtheile und Irrthümer erklären sich hieraus, von denen selbst die so hervorragenden Arbeiten von Lubbock, Edw. Tylor, Max Müller und Wilhelm Mannhardt* nicht freizusprechen sind.

Mögen denn die folgenden Ausführungen denjenigen insbesondere von neuem empfohlen sein, welche sich mit Anthropologie, Culturgeschichte, Alterthumswissenschaft, Mythologie und Sprachkunde beschäftigen. Mehr und mehr mögen sie zu der Erkenntniß gelangen, daß das philologische Rüstzeug und linguistische Studien keineswegs ausreichen, den Thatsachen aus dem Gebiete der allerfrühesten menschlichen Vorgeschichte auf die Spur

---

* Vgl. die Einleitung. Weiteres hierüber enthält der in der Zeitschrift „Das Ausland" (Jahrg. 1874, S. 254) abgedruckte Aufsatz des Verfassers: „Ueber synthetisches und analytisches Forschen."

zu kommen. Alle dieſe Hülfsmittel erſcheinen ſchon deshalb nicht mehr hinreichend, weil die tiefern ſprachlichen Ableitungen und Wortforſchungen, die hier in Betracht zu ziehen ſind, auf Sprachwurzeln hinführen, deren mehr- und vieldeutiger Sinn der Interpretation den weiteſten Spielraum gewährt; und die Philologie liefe, ſelbſt wo ihr reiches Material zu Gebote ſteht, auf dieſen Gebieten Gefahr — wie Mythologen und Sprachforſcher das neuerdings auch ausdrücklich anerkannt haben —, ſich vollſtändig in ein ſubjectives Phantaſieſpiel aufzulöſen, wüßte der Forſcher nicht mit Hülfe des Compaſſes anderer Wiſſenſchaften den weitern Weg für die hier klar zu ſtellenden Deutungen zu finden. Die Wiſſenſchaften, welche unter dieſen Umſtänden vornehmlich ins Auge gefaßt werden, ſind: die Anthropologie, Pſychologie und Ethnologie. Mit Hinzuziehung derſelben läßt ſich im allgemeinen das Weſentliche der menſchlichen Vorgeſchichte entwickeln. Dabei ſoll nicht in Abrede geſtellt werden, daß ſowol der paläontologiſche Pſychiker wie der paläontologiſche Anatom bisweilen durch die Art des dargebotenen Materials ſich genöthigt ſehen mag, methodiſche Ergänzungen vorzunehmen. In ſolchen Fällen wolle man dem Paläontologen wiſſenſchaftliche Gerechtigkeit widerfahren laſſen; denn mit Recht darf er ſich in dieſer Beziehung auf die epochemachenden reſultatreichen Arbeiten Cuvier's berufen. Betrachtet man die bewährte wiſſenſchaftliche Methode Cuvier's, die in gewiſſer Hinſicht auch für unſer paläontologiſches Gebiet des Geiſtes Gültigkeit hat, ſo erhellt, daß Reconſtructionen bei verhältnißmäßig geringem Belagsmaterial um ſo richtiger und evidenter erſcheinen, je verſtändnißvoller ſie durch Analogien unterſtützt werden, welche ſich aus dem Entwickelungsproceß der Seele herleiten laſſen, wie wir ihn heute noch an niedern Geſchöpfen, an unſern Kindern und an denjenigen Völkern

beobachten, welche auf der Kindheitsstufe des Seelenlebens stehen geblieben sind.

Ich kann es mir zum Schluß dieser Andeutungen nicht versagen, die Worte eines meiner Kritiker herzusetzen, der mit Einsicht und Sachkenntniß in den Geist des im Folgenden Gebotenen eingegangen ist. Derselbe sagt*: „Die der neuern Naturforschung zu verdankende Erkenntniß, daß man ein Sein nur dann klar begreifen kann, wenn man sein Werden verfolgte, hat in unserer Zeit eine Menge von Wissenschaften — wir nennen beispielsweise: Geschichte, Geographie, Menschenkunde, Psychologie, Sprachwissenschaft, Mythologie — mit neuem Lebensblute erfrischt. Alle diese Forschungszweige reichen sich hülfreich die Hand und stützen sich gegenseitig, indem sie Theilnahme heischend an unser Herz pochen, mit dem Versprechen, uns über die Urgeschichte unsers Geschlechts aufzuklären. Vierfach, oder wenn man die Ueberlieferung mitzählen will, fünffach sind die Quellen dieser vorzeitlichen Forschungen. Sie bestehen: in directen materiellen Ueberbleibseln (Waffen, Gräberfunden), in Ueberlebseln unsers Denkens und Empfindens (Sitte, Glauben und Aberglauben), in Sprachwurzeln, und endlich in den Studien der Sitten und Gebräuche noch heute lebender Wilden, denen wir eine gewisse Aehnlichkeit mit unsern eigenen Vorfahren, solange sie noch im Urzustande lebten, zuschreiben dürfen. Dazu gesellt sich als eine sechste, fruchtbarste, aber freilich nur mit äußerster Vorsicht zu benutzende Quelle die Völkerpsychologie, die hauptsächlich von berliner Gelehrten (Steinthal, Lazarus, Bastian und andern) gepflegt worden ist. In den

---

* Vgl. „Vossische Zeitung" (Sonntagsbeilage vom 16. Juli 1876): „Der erste Ingenieur", von Carus Sterne.

Tiefen des eigenen Geistes gilt es zu suchen, was durch keine Funde, selbst nicht durch vergleichende Untersuchung der sprachlichen Spuren, der Ueberlebsel in Glauben und Sitte zu erkennen ist. Fast möchte es scheinen, als ob wir uns damit ganz der Phantasie preisgäben, um durch freie Dichtungen das «unbeschriebene Buchbinderblatt» vor dem Historienbuche der Menschheit füllen zu lassen. Allein diese Dichtungen haben durch Nachweis ihrer psychologischen Gründe den Erweis zu führen, daß sie keine Erdichtungen sind; nach den am Kinde, am erwachsenen Menschen und an uns selbst beobachteten Gesetzen wird das Wachsthum der Psyche in der Vorzeit zurückverfolgt, und wenn es mit durchdringendem Verständniß geschehen, wird uns dies Studium die Ueberzeugung zurücklassen: «Ja, so muß es geschehen sein, denn anders kann es nicht geschehen sein.»“ — Fügen wir hinzu, daß sich diese Ueberzeugung befestigt, sobald es zugleich durch die Klarlegungen gelingt, bisher völlig unverständlich gebliebene Erscheinungen des Völkerlebens in logischem Zusammenhange aufzuhellen, unerklärte Bildwerke, anthropologische Funde und Spuren anderer Ueberlebsel in diesen Bereich zusammenhängender Erklärung mit hineinzuziehen.

Heidelberg, im September 1876.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht des ersten Bandes.

Seite

Vorrede zur ersten Auflage V
Vorrede zur zweiten Auflage XXI

Einleitung.

Das religiöse Problem im Hinblick auf Thier und Mensch, und die vorgezeichnete Aufgabe zur Lösung desselben. — Verweisung auf die Räthsel, welche uns die Erscheinungen des urzeitlichen Menschenlebens bieten. — Nachweis, daß Ethnologen und Systematiker ohne psychologische Vorbildung nicht im Stande sind, diese Räthsel zu lösen. — Die verfehlten Lösungsversuche Lubbock's und Edw. Tylor's bezüglich des Phänomens des Thiercultus als Beispiele hierzu. — Auch Sprachforscher und Linguisten kommen ohne genaue psychologische Vorkenntnisse zu falschen Ansichten über Urmenschenthum und mythische Denkweise. — Hinweis auf Wilhelm Mannhardt und auf dessen falsche Anschauung über den träumerischen Urmenschen. — Fehler dieser veralteten Ansicht der Mythologen 1

Erstes Buch.

Die Abstammung des Menschen beleuchtet vom psychologischen Gesichtspunkte.

1. Der Mensch und seine Stellung im Thierreiche.

Der Mensch in der Familiengruppe der Katarrhinen. — Der Stammvater des Menschen war keine von den heute noch lebenden Affenarten. — Unüberwindlich erscheinende Schwierigkeiten bezüglich der Auffindung von fossilen Resten der thierischen Stammältern der Menschen. — Wichtigkeit der Zusammennahme aller wissenschaftlichen Hülfsmittel, um die Frage über die Natur der menschlichen Vorältern zu beantworten. — Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Herbeiziehung der vergleichenden Psychologie zur Entscheidung dieser wichtigen Frage . 15

2. Der Kampf ums Dasein und die Grundbedingungen des organischen Sociallebens.

Die Thierwelt im Hinblick auf die Stufenfolge des Intellects und auf das gesellige sittliche Leben. — Das Verhalten der Arten im Kampfe ums

Seite

Dasein. — Hinweis auf das friedliche Leben der Arten und Organismen auf einer als Ideal gedachten isolirten und glücklich befruchteten Insel. — Das gleichfalls nothwendige friedliche Zusammenleben der organischen Zellen im innern gesunden Einzelorganismus. — Der sich hieraus ergebende Fingerzeig für die Beurtheilung des Artenkampfes ums Dasein vom sittlichen Gesichtspunkte. — Darwin der Newton der Biologie. — Das organische Zellenleben und seine gesetzlichen Grundbedingungen. — Die Nothwendigkeit regelrecht vertheilter Nahrung als Unterlage zur Erhaltung aller gesunden organischen Zustände. — Die zu ungleiche Nahrungsvertheilung und die sich infolge dessen entwickelnden zu ungleichen Gegensätze in der Organismenbildung. — Die Verschiebung der ursprünglichen Fruchtbarkeitsverhältnisse. — Die aus dem Kampfe der Arten resultirende Herrschaft der am besten bewaffneten Macht. — Die zu ungleiche Nahrungsvertheilung führt im Kleinleben der Zellen zu ähnlichen krankhaften Erscheinungen wie im großen unter den zusammenwohnenden Arten. — Die Bedingungen zur Lösung der socialen Frage vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte. — Die organische Gemeinschaft im Staate und als Staat. — Uebergang zum folgenden Kapitel 22

3. Der psychische Charakter der hauptsächlichsten Deciduatenarten gegenüber dem Naturell des Menschen.

Schwierigkeiten und Mängel einer genauen Thierpsychologie. — Hinweis auf den Grundgesichtspunkt, den der vergleichende Psychologe im Hinblick auf die Morphologie einzunehmen hat. — Die Intelligenz und der Scharfsinn der Deciduaten gegenüber der gutmüthigen Einfältigkeit der Indeciduaten. — Das hohe Mitgefühl der Nager und Affenarten gegenüber den prägnanten Selbstgefühlen, der Selbstsucht und Tapferkeit der Raubthiere. — Die enge Beziehung der psychischen Triebe zur natürlichen Zuchtwahl und zum Kampfe um die Existenz. — Die Nothwendigkeit eines bestimmten Gleichgewichts zwischen Mitgefühlen und Selbstgefühlen in Bezug auf das Gedeihen und Fortkommen der Art. — Im Menschen kommt das geforderte Gleichgewicht von Mitgefühl und Selbstgefühl unter den Deciduatenarten ursprünglich am meisten annähernd zum Ausdruck. — Die ursprüngliche Verwandtschaft und Beziehung des Menschen zu dem Naturell der Raubthiere einerseits und den geselligen und verträglichen Nagern und Affen andererseits. — Das psychische Naturell des Menschen hält ursprünglich die Mitte zwischen den mitfühlenden Affen und Nagern nach einer Seite und den tapfern, muthigen, aber selbstsüchtigen Raubthieren nach der andern Seite 63

4. Die menschlichen Vorältern.

Der psychologische und zoologische Gesichtspunkt in Bezug auf die Frage der Abstammung. — Die verschiedenen Klassen der Deciduaten. — Der

Seite

morphologische Unterschied zwischen ringförmiger und scheibenförmiger Placenta erscheint in Bezug auf Ausbildung von Charakter und Naturell ohne Bedeutung. — Die heutigen sogenannten Halbaffen bilden Trümmer einer ehemals sehr formenreichen Stammgruppe, welche Wurzeln aufweist zu allen divergenten Zweigen der Deciduaten. — Die Frage nach der Herkunft des Menschen hängt zusammen mit der Forschung nach der Herkunft der einzelnen Deciduatengruppen. — Es sprechen von vielen Seiten Gründe für eine eigene und selbständige Emporentwickelung des Menschen von der Basis eines halbaffenartigen Urgeschlechts aus neben der Entwickelung der eigentlichen Affen und der Raubthiere. — Der Mensch vereinigt in sich die charakteristischen Eigenschaften des Naturells der Hauptvertreter der Deciduatenarten, bringt sie zu einer gemeinsamen höhern Durchbildung und bildet hinsichtlich derselben somit die Krone des organischen Geschlechtsbaums . 80

Zweites Buch.

Die Uranfänge der menschlichen Cultur und Gesittung.

1. Einleitung.

Die glücklichen und siegreichen Charaktereigenschaften des Menschen gegenüber den verwandten Deciduatenarten 97

2. Die zusammenhängende Arbeitstheilung als Grundlage und Ursache aller Organisation und des organisirten Staatslebens.

Die Arbeitstheilung als Ursache der organischen Divergenz und ineinandergreifenden Ergänzung der Glieder. — Die niedern Organismen als Zellenstaaten. — Der schwimmende Staat der Hydromedusen, dessen Arbeitstheilung und Verwaltung. — In der Organisation der niedern Thiere herrscht das Föderativsystem, in den vollkommenern höhern Organismen überwiegt die Centralisation. — Der Familienverband. — Die Heerde, deren Zweck und Arbeitstheilung gegenüber dem Zwecke staatlicher Vereinigung. — Der Urmensch als staatliches Thier und die Verwilderung der niedern versprengten Völkerstämme. — Die Insektenstaaten, deren verschiedene Zwecke und staatliche Arbeitstheilung. — Der menschliche Urstaat kein bloßes negatives Vertheidigungssystem, sondern eine Organisation zum Zwecke der Entwickelung und des positiven Angriffes, zur nachdrücklichen Abwehr und Erkämpfung des Sieges im Kampfe ums Dasein 101

3. Die ursprünglichen Verhältnisse des urstaatlichen Lebens und die Führer der Gemeinschaft als Krystallisationspunkte allgemeiner sittlicher Entwickelung.

Ursprüngliche Nahrungsconcurrenz der Urmenschen und Raubthiere. — Sorgfältigere und ausdauernde Pflege der Nachkommenschaft unter

Seite

dem Schutze des Staatslebens gegenüber der sorglosen Aufzucht der Jungen in der schutzlosen Heerde. — Wachsthum der Familienliebe und Anhänglichkeit der Glieder im staatlichen Gemeindeleben. — Die primitiven sittlichen Gewohnheiten in Beziehung zum Selbstgefühle. — Die Aristokratie der physischen Macht und die leitenden Führer der staatlichen Gemeinschaft. — Der Führer der Heerdengemeinde gegenüber dem Führer der Staatsgemeinde. — Die natürliche Suprematie des Führers im Staate und die Prävalenz der Macht in der Wechselwirkung der Staaten. — Die Nothwendigkeit autoritärer Leitung im Staate und das zu fordernde Gleichgewicht von gleichmäßiger Continuität und veränderlicher Adaption hinsichtlich der einzuhaltenden Regierungsrichtung. — Die instinctive sittliche Hingabe der urstaatlichen Gemeindeglieder an das Oberhaupt und die ursprünglich instinctive Anlehnung des Nachahmungstriebes an das beispielgebende Benehmen desselben. — Die Führer der organisirten Gemeinschaft als Fortbildner gemeinschaftlich übereinstimmender Gebräuche und Sitten 124

4. Die ursprüngliche Entwickelung der Sprache.

Läßt sich die Frage nach der Sprache des Urmenschen beantworten? — Die Annahme einer ursprünglichen Sprachvollkommenheit, der später eine allgemeine Sprachverwirrung folgte, ist eine Dichtung. — Die Sprache unter den Thieren. — Die Vögel treten bezüglich der Sprachbegabung dem Menschen am meisten nahe. — Die Entwickelung der Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung. — Die höhere Ausbildung der Handgeschicklichkeit, und das dadurch veranlaßte Aufrechtgehen, wird Stütze zur Verfeinerung des Ausathmens und der artikulirten Stimmgebung. — Der Unterschied zwischen menschlicher und thierischer Sprache. — Die menschliche Sprache wird ein Mittel zur Verschärfung der Unterscheidung und dient dem Aufschwunge der Intelligenz. — Die unvollkommenen Mittheilungsarten auf der untersten Sprachstufe und die anfängliche Verwirrung der Beziehungsweise auf der sogenannten charakterisirenden Stufe. — Der Werth der Nachahmung menschlicher Laute und die Bedeutungslosigkeit der Nachahmung von Naturklängen zur Fixirung übereinstimmender Wurzeln. — Die psychologischen und physiologischen Gründe, welche die ursprüngliche Bedeutungslosigkeit der Nachahmung von Naturklängen und Thiertönen rechtfertigen. — Die Führer der Gemeinschaft als hervorragende Stützen bezüglich übereinstimmender Entwickelung menschlicher Ton- und Lautnachahmung, und das sich bildende Allgemeinverständniß. — Der Werth und die Vortheile des zur Uebereinstimmung gezogenen objectiven Sprachprocesses. — Die früheste Bildung von übereinstimmenden Wurzellauten bezog sich auf Objecte und wahrgenommene Thätigkeiten der nächsten Umgebung im Familien- und Gemeindeleben. — Die ersten allgemeinverständlichen Sprachwurzeln auf der charakterisirenden Stufe. — Das Wesen der Sprache und seine vorzugsweise Beziehung zur Stärkung der Erinnerungsanlagen im Geiste 150

5. Die Wiege des Menschengeschlechts und die Rassenausbreitung.

Seite

Hindeutungen auf das Alter des Menschengeschlechts. — Haben wir Anhaltepunkte, um eine gemeinschaftliche Urheimat aller Völkerrassen annehmen zu können? — Die Gründe, welche diese Annahme rechtfertigen, und die Widerlegung der sogenannten Autochthonentheorie. — Die Ausstrahlung vieler Völkerfamilien von deutlich nachweisbaren gemeinsamen Punkten aus. — Die Nothwendigkeit der Annahme eines Hauptschauplatzes der höhern organischen Entwickelungsgeschichte auf der Erde. — Anhaltepunkte dafür, daß dieser Entwickelungsschauplatz im wesentlichen mit dem Verbreitungsbezirke der Halbaffen zusammenfiel. — Die Wanderung der Urstämme und Rassen und Grund und Gesetz dieser Erscheinung. — Das ursprüngliche Zusammenleben der Völkerfamilien und Rassen in der gemeinsamen Heimat. — Die Verdrängung der schwächern Rassen nach dem Osten und die ursprüngliche und ausdauernde Concurrenz der Kaukasier und Afrikaner auf dem Hauptschauplatze der Entwickelungsgeschichte. — Widerlegung von Einwürfen und Hinweis auf die Gründe, welche zu dieser Annahme nöthigen. — Südasien und Ostafrika als Hauptschauplatz der frühesten urgeschichtlichen Begebenheiten und als Centralpunkt der psychologischen Entwickelungsgeschichte der Völker. — Die hohe Entwickelung der tiefern geistigen Anlagen und der Erfindungsfähigkeit im Rassenkampfe, und die besondere geistige Stärke und Entwickelungsfähigkeit der Kaukasier im Kampfe mit den körperlich überlegenen Rassen. — Die hervorragende Erfindungsgabe der Kaukasier und die Möglichkeit der Nachahmung und Verbreitung deren Leistungen über die Völker des Erdkreises. — Die Erfindung gegenüber der angeborenen Anlage. — Die Sprache war keine Erfindung. — Uebergang zum folgenden Kapitel. 206

6. Ausbildung und Werth der Handgeschicklichkeit.

Das Aufrechtgehen der Menschen und die ursprünglichen Gründe dieser Erscheinung. — Der Aufschwung der Handgeschicklichkeit und des Kunsttriebes und der Werth dieser Erscheinung zur Beurtheilung des Naturells und des Volkscharakters. — Die Geschicklichkeit gegenüber der Trägheit und die Bedeutung dieser Merkmale zur Vergleichung des Völkernaturells. — Hottentotten und Buschmänner als die trägsten und niedrigsten Völker. — Die bereits höher stehenden Mittelafrikaner im Vergleich zu den Amerikanern. — Nachweis daß die Amerikaner ursprünglich begabter sind wie die Afrikaner. — Die Amerikaner im ursprünglichen Contact mit den ostasiatischen Culturvölkern. — Widerlegung der Einwendungen gegen diese Ansicht. — Die Malaien, Polarvölker und Chinesen im Vergleich zueinander. — Die Chinesen gegenüber den Kaukasiern. — Mangel innerer Geistesbeweglichkeit der Chinesen und der andern Culturvölker gegenüber den am höchsten begabten kaukasischen Stämmen. — Ursprünglicher Sieg

Seite

der begabtesten kaukasischen Völker während der Steinzeit über alle übrigen Völker der Erde. — Der Aufschwung der Aegypter, Chinesen und Mexicaner in der culturgeschichtlichen Entwickelung und die Culturherrschaft dieser Völker während der Urgeschichte. — Ursachen dieser Erscheinung. — Die Handgeschicklichkeit und deren psychologische Beziehung zur innern Geistesbeweglichkeit und Combinationsgabe. — Handgeschicklichkeit und Combination sowie Sprache und Erinnerung als sich unterstützende Factoren der Geistesentwickelung . 246

7. Die äußern Naturbedingungen des menschlichen Culturaufschwunges.

Der Ausgangspunkt der menschlichen Entwickelung. — Die falschen Ansichten der ältern Schule der Mythologen über die Beziehung der Menschen zur Naturumgebung. — Zu großer Mangel und zu großer Ueberfluß tödten oder erschlaffen die Ausbildungstriebe. — Die natürlichen Bedingungen der Urzeit nöthigten zum unsteten beweglichen Jägerleben, und erst verhältnißmäßig spät konnten sich die Verhältnisse des Ackerbaues begründen 278

8. Der Mensch auf der Stufe der Steinzeit.

Rückblick auf die Entwickelungsfactoren des Geistes und Hinweis auf die Dauer der Zeit, welche diese Entwickelung erforderte. — Das Holz und Steinzeitalter. — Die Pfahlbauten. — Hinweis auf den Aufschwung der tiefern geistigen Ideenassociation und Uebergang zum folgenden Abschnitt 287

Drittes Buch.

Die Uranfänge des religiösen Lebens.

1. Einleitung über das Wesen und die Entstehung der Religion.

Der Stand der Frage und Hinweis auf die Lösung des Problems. — Die Spuren von Religion in der Thierwelt und Hinweis auf die ursprünglich thierische Stufe des religiösen Gefühlslebens im Menschen. — Die Wechselwirkung der Erziehung der Glieder in der Thierfamilie und der Einfluß von Erziehung beziehungsweise Dressur in Bezug auf Zucht, Sitte, Religion und die sittlichen Gefühle überhaupt. — Besitzt der Mensch ein ursprünglich angeborenes Abhängigkeitsgefühl bezüglich erhaben scheinender Naturgewalten? — Einzig mögliche Beantwortung dieser Frage durch die vergleichende Psychologie. — Verneinung der Frage durch Hinweis auf die ursprünglich angeborene äußere „Auffassungsenge". — Die falsche psychologische Auffassung des Urmenschen und die bisherige Kritiklosigkeit in Bezug auf die sogenannte Angeborenheit und die Entstehung des religiösen Gefühls für das Erhabene. — Die Unstatthaftigkeit der Annahme

Seite

einer ursprünglichen Kluft zwischen Thier und Mensch mit Bezug auf ein dem letztern allein zugesprochenes Religionsgefühl. — Die beiden sich in dieser Frage gegenüberstehenden psychologischen Parteien und ihre Argumente. — Hinweis auf die ursprünglich angeborene Auffassungsenge und die sich daraus ergebenden Consequenzen, insbesondere die sich hieraus ergebende ursprüngliche Interesselosigkeit gegenüber den Naturerscheinungen, welche die Selbsterhaltung nicht direct betreffen. — Die Ursachen und Gründe, welche von seiten der Physiologie diese Thatsache erklären. — Völkerpsychologische Gründe, welche diese Thatsache gleichfalls stützen. — Uebergang auf die Frage nach dem Wesen und nach der Entstehung der Religion, und Hinweis auf diejenigen Objecte, welche sich am ursprünglichsten in das Licht des religiös Erhabenen stellen konnten. — Die im Familienleben und in der Nächstengemeinschaft sich bildenden und wachsenden Gefühle der religiösen Furcht in der Liebe gegenüber dem erhaben scheinenden hohen Alter, dem sittlichen Vorgesetzten und dem Führer der Gemeinschaft. — Die Thiere in der ursprünglich naiven Anschauung der Menschen. — Nachweis an der ursprünglich religiösen Unterscheidungsgabe und am Begriffe des Erhabenen, daß die Thiere ursprünglich und selbstverständlich keine religiöse Anbetung auf sich ziehen konnten. — Nachweis am Begriffe des Erhabenen, daß auch andere Naturobjecte ursprünglich und selbstverständlich kein religiöses Interesse besitzen konnten. — Das religiös Erhabene und seine Voraussetzungen in Bezug auf Gefühl und Unterscheidungsgabe. — Alle außerhalb der Nächstengemeinschaft liegenden tiefern Objecte und die Naturerscheinungen erhalten das Licht religiöser Erhabenheit erst durch vermittelnde Zwischenglieder der Vorstellungsweise, d. h. durch bestimmt nachzuweisende Ideenassociationen und deren äußere Anregungen und Stützen. — Die sich hieraus ergebende Aufgabe für die Entwickelung des religiösen Processes. — Das Wesen der Religion im allgemeinen und Hinweis auf die Möglichkeit des Sinkens und Steigens derselben unter den Geschöpfen. — Specieller Hinweis auf die im Folgenden zu lösende Aufgabe 299

2. Die Familien- und Staatsgemeinschaft als ursprünglichste Grundlage zur Ausübung von Sitte und Religion.

Hinweis auf den gemeinsamen Ausgangspunkt der religiösen Gefühle bei Thieren und Menschen. — Die sittlich erscheinenden Gefühle bei Nagethieren, Affen und andern Arten gegenüber dem unsittlichen Betragen der Raubthiere. — Die Bedingungen für den hohen Aufschwung der religiösen Gefühle beim Menschen gegenüber den Thieren. — Hinweis auf die Religion des engsten Nächstenkreises der Familie und die natürliche sittliche Erhabenheit des Alters gegenüber der Unerfahrenheit der Jüngern. — Die natürliche Erhabenheit des Stammältesten und der erhabene Nimbus des Oberhauptes, das die Gemeinschaft lei-

Seite

tet. — Der Grad von Erhabenheit, in dessen Licht sich das Stammoberhaupt stellte, war ursprünglich verhältnißmäßig bedeutend. — Hinweis auf den sich hieran anschließenden allgemein verbreiteten uralten religiösen Cultus der Herrscher und Stammältesten 355

3. Die thierisch-naive Weltanschauung und deren Erscheinungen unter den Urvölkern.

Der Aufschwung der Ideenassociation durch Stärkung von Phantasie und Erinnerung. — Der Häuptlingscultus und die ursprünglich natürlichen und sittlichen Grundlagen für die Entstehung des Opfers. — Der Stammälteste und seine sittlichen Functionen in der Urgemeinde. — Der Mangel der Begriffe von Körperlosigkeit sowie des Geistes und der Seele innerhalb der frühesten Weltanschauung. — Der ursprüngliche Mangel einer klaren Todesvorstellung. — Die Verstorbenen in der Anschauung des Urmenschen als Ruhende und Schlafende. — Hinweis auf dem ähnliche Anschauungen bei den Thieren. — Der Leichencultus der „Entschlafenen". — Die Entstehung des Thiercultus und der psychologische Zusammenhang desselben mit dem Leichencultus. — Die Doppelwesen von Thier und Mensch (Sphinxe). — Die Thiere als verwandelte Menschen. — Der Kannibalismus, seine Verbreitung in der Urzeit und der Zusammenhang dieser Erscheinung mit dem bestehenden Leichen- und Thiercultus auf Grund der ursprünglichen Weltanschauung. — Hinweis auf die vorgestellte Leibeswandlung von Mensch in Thier als Vorstufe zur spätern Seelenwanderungslehre. — Uebergang zum folgenden Kapitel 369

Verzeichniß der Abbildungen und Tafeln

im ersten Bande.

Indianer dem Todten Speise anbietend. (Titelbild.) 401
Charles Darwin 82
Der Stammbaum der Deciduaten 94
Der schwimmende Hydromedusenstaat 106
Lazarus Geiger 198
Theodor Waitz 248
Celtengruft bei Parcelly Hay 386
Altgriechische Grabstätte 388
Celtisches Cistengrab 396
Karte der Nachtertiärzeit 418

Einleitung.

Begünſtigt durch die immer heftiger werdenden geiſtigen Kämpfe unſerer Zeit, iſt die Erforſchung der Urzeit von immer wachſender Theilnahme begleitet worden; und wie ſollte ſich unter dem Einfluſſe des Ringens nach Aufklärung, das in hervorragendem Maße die Gegenwart belebt, das wiſſenſchaftliche Streben den Forſchungen fern halten, die von ganz neuen Geſichtspunkten den Fragen nahe treten: Wie geſtaltete ſich das früheſte Innenleben des Geiſtes, das uns äußerlich ſo merkwürdige und ſonderbare Ueberbleibſel und Denkmale hinterlaſſen hat, die ſo vielfach ſchon beſchrieben, aber ſo ſelten widerſpruchslos erklärt worden ſind? Im Hinblick auf die Summe angeſammelter archäologiſcher Schätze, unter denen ſo vieles Einzelne uns an Frömmigkeit und Aberglauben erinnert, wie ergreift da beiſpielsweiſe den Forſcher die ſo tief einſchneidende Unterſuchung: Wie entſtand und entwickelte ſich urſprünglich im Geiſte des früheſten menſchlichen Höhlenbewohners, auf deſſen Spuren wir bei archäologiſchen Funden hingeführt werden, die Religion? Iſt dieſelbe dem Menſchengeiſte im Unterſchiede von den Thieren angeboren, iſt ſie ihm fertig eingepflanzt, und wandte ſich der erſte und früheſte Menſch bereits mit frommem Sinne und freiem Antriebe anbetungsvoll hin zu den Erſcheinungen in der Natur, oder beruht dieſer dem früheſten Menſchen zugeſchriebene religiöſe Antrieb auf Dichtung, gleichwie die Fabel, welche uns erzählt, daß die Elefanten in Indien mit Zeichen der ehrerbietigen Andacht die

aufgehende Sonne begrüßen?* Und wenn kein Thier, und selbst nicht die geistig am höchsten entwickelten thierischen Geschöpfe etwas Derartiges wie religiöse Verehrung zu irgendeinem Naturobject erkennen lassen, wie und woher konnte sich alsdann doch diese Religion entwickeln, wenn der frühesteMensch noch eine Art von thierischem Wesen war?

Wollen wir diese Fragen, die sich hier mit Rücksicht auf die empirischen Daten zusammendrängen, recht beantworten, so müssen wir nach der Erklärung suchen für die Thatsache, daß Affe und Elefant durch keinen einzigen Ausdruck verrathen, daß sie Naturgegenstände verehrungsvoll behandeln, während genaue Beobachtungen feststellen, daß die nur zu den Insekten gehörenden Bienen ihrer Königin huldigen und ihrer Nachkommenschaft mit der erhöhtesten Aufmerksamkeit eine verehrungsvolle Pflege angedeihen lassen. Verstecken schon so niedere Thiere nicht das, was sie empfinden, weshalb sollten höhere thierische Wesen ihre Verehrung für bestimmte Naturobjecte nicht ebenfalls unwillkürlich verrathen? Gibt es nun aber in der Natur keinen Sprung, und liegt auch auf geistigen Gebieten hier bei allen keimartig angelegten Unterschieden keine Kluft zwischen Thier und Mensch, so erscheint die Religion des Urmenschen, der Wilden und der niedern Völker, welche so viele Naturobjecte anbeten und verehren, als ein tiefes Räthsel, dessen versuchsweise Lösung einen Theil der folgenden Aufgaben bildet. Es wird uns daher nicht nur interessiren, wie wir uns, mit Rücksicht auf die psychologischen Thatsachen, die Herkunft und die Abstammung des Menschen zu denken haben, son-

* Daß Thiere sehr oft eine Reihe von beweglichen Gegenständen für lebendige Wesen halten, ist durch viele Experimente sichergestellt. Daß kein einziges Thier aber entgegenkommende und hingebungsvolle Gesten und Bewegungen darthut, die auf Anbetung, Verehrung und Huldigung von Naturobjecten schließen lassen, ist ebenfalls durch genauere Beobachtung nachweisbar. (Vgl. das Folgende in den bezüglichen Kapiteln.)

dern im Anſchluß hieran werden wir weiter forſchen, wie ſich am urwüchſigen Stamme des Menſchenthums ein Gemeinleben und, hieran anknüpfend, nicht nur Sitte und Religion, ſondern der geiſtige Grund und Boden derſelben, nämlich die allgemeinen Welt- und Lebensanſchauungen bezüglich der ſich dem früheſten Menſchen offenbarenden Erſcheinungen ausbilden und entwickeln konnten. Wir werden alsdann bei dieſer Gelegenheit ſehen, von welch hohem Werthe die Unterſuchung der Frage iſt über die Entſtehung des „Seelenbegriffs“ und der ebenfalls hierher gehörigen weitern Frage über das erſte Auftauchen der Begriffe des „Ueberſinnlichen“, des „rein Unſichtbaren“ und „Geiſtigen“. Und nun nehme man hierzu den räthſelhaften Feuercultus, die noch völlig unaufgeklärte Entſtehung und Verbreitung des Kochens unter den Urvölkern, ferner das Phänomen der Thierverehrung und des Cultus von Steinen, Sträuchern, Bäumen, Bergen und andern Naturobjecten.

Vielleicht iſt es dem Laien, den wir hinweiſen möchten auf die vielen Räthſel, welche die Erſcheinungen des urzeitlichen Lebens bieten, nicht unwichtig, um den Werth der folgenden Unterſuchungen vollwichtig zu ſchätzen, an einzelnen Beiſpielen zu erfahren, in welcher unſichern Weiſe andere hervorragende Forſcher, deren Arbeiten wir im übrigen zu achten wiſſen, ſich Antwort auf die geſtellten Fragen gegeben haben. Wählen wir zum Zwecke ſolcher Betrachtung zunächſt eine Muſterung der aufgeſtellten Erklärungen über das räthſelhafte Phänomen des Thiercultus bei einigen hervorragenden engliſchen Ethnologen, deren Forſchungen in Deutſchland in jüngſter Zeit ſo vielen Beifall fanden, daß ſie dem weitern Publikum durch Ueberſetzungen zugänglich gemacht wurden.

„Der Thierdienſt“, ſo äußert ſich Lubbock in ſeinem vortrefflichen Werke „The Origin of Civilisation and the primitive Condition of Man“, „zeigt ſich beſonders häufig bei Raſſen, welche eine etwas höhere Culturſtufe erreichen als die Fetiſchanbeter.

Plutarch hat bereits die Vermuthung ausgesprochen, daß dieser Cultus durch die auf den Standarten abgebildeten Thiere entstanden sei, und es ist sehr wohl möglich, daß er in vereinzelten Fällen diesem Umstande seinen Ursprung verdankt. Doch läßt sich diese Hypothese jedenfalls nicht auf die Mehrzahl derselben anwenden, weil auf der Stufenleiter der menschlichen Entwickelung der Thierdienst dem Gebrauche von Standarten vorausging; dieselben scheinen z. B. im Trojanischen Kriege noch nicht benutzt worden zu sein. Diodor erklärt diesen Cultus durch die Sagen, daß die von Giganten bedrohten Götter einst eine Zeit lang die Gestalt von Thieren angenommen hätten, welche infolge dessen heilig gehalten und von Menschen angebetet worden seien. Eine andere dem Alterthume angehörende Vermuthung war die, daß die Helme der ägyptischen Häuptlinge, welche die Form von Thierköpfen besaßen, Veranlassung zu dieser Art der Anbetung gegeben hätten. Diese Erklärung läßt sich jedoch nicht auf alle Verhältnisse anwenden, denn die übrigen Völker, welche ebenfalls dem Thierdienste huldigten, hatten keine solche Kopfbedeckung, und selbst in Aegypten ging, das ist wol kaum zu bezweifeln, die Anbetung der Thiere dem Gebrauche von Helmen voran. Plutarch glaubte, das Krokodil werde angebetet, weil es dadurch, daß ihm die Zunge fehlt, ein Sinnbild der Gottheit sei, welche der Natur nur kraft ihres Willens Gesetze gebe." Diese weithergeholte Erklärung, sagt Lubbock, zeugt von einem gänzlichen Misverstehen der Anschauungsweise der Wilden. Aber wie denkt sich unser Forscher nun selbst die Entstehung dieses weitverbreiteten und seltsamen Phänomens der Thierverehrung? „Der Thierdienst", so sagt er, „läßt sich durch eine sehr einfache Hypothese erklären; er ist wahrscheinlich aus der Sitte entstanden, daß zuerst einzelne Personen und dann ganze Familien sich Thiernamen beilegten. Eine Familie z. B., welche nach einem Bären hieß, fühlte natürlicherweise anfänglich großes Interesse, dann Ehrfurcht und dann eine heilige Scheu vor diesem Thiere." Nun

wäre es unschwierig, zu zeigen, daß diese Erklärung von Lubbock dem sachlichen Zusammenhange nach um nichts besser erscheint als diejenigen Ansichten, welche die angeführten Forscher des Alterthums in einer gewissen unwissenschaftlichen Naivetät hierüber entwickelt haben; denn es läßt sich leicht erkennen, daß die psychologische Untersuchung hier zunächst vor das sonderbare Räthsel tritt, daß sich Menschen den bösartigsten Thieren völlig gleichstellten, um sich durch Namen an ihnen zu charakterisiren, indem sie die schlechten und vor allem die feindlichen Eigenschaften derselben ihren nächsten Familiengliedern gegenüber sich zur Ehre anrechneten. Man müßte ferner einwenden, daß die religiöse Ehrfurcht vor bösen und gefährlichen thierischen Eigenschaften, wenn sie in solchem Zusammenhange ursprünglich entstanden wäre, in jedem Falle *älter* sein müßte als eine sich hieran anschließende Namengebung und Benennung von Menschen und Familien, und letztere würde daher auf jene nothwendig voraussetzungsvoll zurückweisen. Alle derartigen Erklärungen gehen, wie sich zeigen wird, psychologisch der Sache nicht auf den Grund. Um dies im weitern zu erkennen, fügen wir zu den Erklärungen Lubbock's die seines trefflichen Landsmannes Edward Tylor über den gleichen Gegenstand hinzu, dessen Arbeiten und Studien wir in anderer Beziehung nicht minder hervorzuheben haben wie die des obengenannten Forschers. Tylor spricht sich über das Phänomen der Thierverehrung in seinem bekannten Werke über „Die Anfänge der Cultur", Thl. II, Kap. 15 folgendermaßen aus: „Wenige Erscheinungen der niedern Civilisation kommen der gebildeten Welt bemitleidenswerther vor als das Schauspiel eines Menschen, der ein Thier verehrt. Wir sind am Ende doch mit der Naturgeschichte vertraut genug, um unsere Ueberlegenheit über unsere «jüngern Brüder», wie die Rothhäute die Thiere bezeichnen, anzuerkennen, über Geschöpfe, die wir nicht verehren, sondern kennen lernen und benutzen sollen." Nachdem unser Autor alsdann auf die Schwierigkeit hingewiesen hat, diese Erscheinung zu erklären, geht er

ſelbſt zu einer Erklärung über, indem er ſagt: „Zuerſt und zunächſt ſcheint der unciviliſirte Menſch fähig, ein Thier einfach als ſolches zu verehren, indem er es anſieht als erfüllt von Kraft, Muth und Schlauheit, die über ſeine eigene hinausgehen, und wie ein Menſch von einer Seele belebt, die nach dem körperlichen Tode, mächtig zum Guten wie zum Böſen, fortfährt zu exiſtiren. Dann vermiſcht ſich dieſe Idee mit der Vorſtellung, daß das Geſchöpf eine verkörperte Gottheit ſei, die ſehen, hören und ſogar aus der Entfernung handeln kann, und die ihre Macht noch nach dem Tode des thieriſchen Leibes, mit dem der göttliche Geiſt verknüpft war, fortſetzt.“ Tylor, ſehen wir, hält es für ſelbſtverſtändlich, daß die Thiere, weil ſie ſtärker und ſchlauer waren, religiöſe Verehrung auf ſich lenken konnten; er hält es für unwichtig, die Unterſcheidung zwiſchen bloßer Furcht, welche ſtets zur Flucht treibt, und religiöſer Ehrfurcht zu machen, mit welcher letztern allein ſich Annäherung, Frömmigkeit, Hingabe, Liebe und Güte verbindet, während die gewöhnliche Furcht, welche das feindlich Stärkere erweckt, von dieſen letztern Prädicaten pſychologiſch nichts aufweiſt, und nicht einmal der Wunſch, das Stärkere zu verſöhnen und umzuſtimmen, platzgreifen konnte, da die Erfahrungen von früh an lehrten, daß ſich die Thiere in ihren feindlichen Abſichten nicht umſtimmen ließen, weshalb denn auch kein Reiſender uns aus Afrika berichtet, daß der Gorilla den Löwen anbetet. Zudem weiß Tylor und führt viele Beiſpiele an, daß auch ſchwache und dem Menſchen ganz indifferente Thiere verehrt wurden. Und endlich hätte er ohne Zweifel erklären müſſen, wie der Menſch dazu kam, auch dem Thiere eine Art von körperloſer Seele zuzuſprechen, um derſelben alsdann Unſterblichkeit und heilige Kraft ertheilen zu können.

So, ſehen wir, beginnen beide berühmte Ethnologen mit dem Hinweiſe auf Thatſachen, die ſelbſt erſt wieder einer tiefern Erklärung bedürftig ſind, und wir erkennen, daß ohne pſychologiſche Vorſtudien und Fachkenntniſſe die geſtellten Probleme nicht gelöſt, ſondern nur

verschoben und mit Zuhülfenahme vieler seltsamen Beispiele noch verwirrter und verwickelter werden. Richtige Gesichtspunkte zu suchen, um sich nicht zu verirren, bleibt die Aufgabe aller Systematik. Wenn solche Gesichtspunkte von Forschern, die einen sehr anerkennenswerthen Sammelfleiß hinsichtlich des Aufführens von Thatsachen bekunden, nicht sogleich gefunden werden, so ist das verzeihlich; viel weniger entschuldbar aber bleiben auf diesen Forschungsgebieten alle diejenigen, welche durch die Methode ihrer speciellen Wissenschaft darauf hingewiesen sind, eine gründlichere Kritik zu üben. Hierher rechnen wir eine große Reihe von Linguisten und Mythologen, die mit Geschick das moderne philologische Secirmesser zu handhaben und viele Schätze von einzelnen Thatsachen ans Licht zu heben wissen, ohne doch im Stande zu sein, die hieran geknüpften Erklärungen von einer richtigen Basis aus zu construiren. Wie wenig linguistische Studien allein ausreichen, auf den Gebieten der Urgeschichte Luft und Licht zu schaffen, möge uns die Arbeit eines Forschers zeigen, dessen philologische Kenntnisse wir nicht unterschätzen, dessen Fleiß in der Aneinanderreihung von Thatsachen besonders hervorgehoben zu werden verdient, dessen psychologische Vorbildung aber, wie der Fachmann sofort erkennt, nicht hinreicht, umfangreiche und tiefgehende Erklärungen psycho-historischer Erscheinungen zu bieten. Wilhelm Mannhardt hat vor kurzem ein Werk unter dem Titel „Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme" veröffentlicht. In der Einleitung dieses Werkes findet sich eine allgemeine psychologische Betrachtung über die Auffassungsweise des Urmenschen, die folgendermaßen lautet: „Alle lebenden Wesen, vom Menschen bis zur Pflanze, haben Geborenwerden, Wachsthum und Tod miteinander gemein, und diese Gemeinsamkeit des Schicksals mag in einer fernen Kindheitsperiode unsers Geschlechts so überwältigend auf die noch ungeübte Beobachtung unserer Voraltern eingedrungen sein, daß sie darüber die Unterschiede übersahen (?), welche jene Schöpfungsstufen voneinander trennen."

Dieſe nämliche ſonderbare pſychologiſche Anſchauung hat Mannhardt wiederholt in einem Aufſatze der Virchow-Holtzendorff'ſchen Hefte*, woſelbſt es heißt: „So unbegreiflich es uns Modernen klingen mag, hat es in Wahrheit (?) einmal eine Zeit gegeben, in der man keinen begreiflichen Unterſchied zwiſchen einer Pflanze und einem Menſchen zu machen wußte.“ Sollte man ſolchen Ausſprüchen nach nicht beinahe glauben, der Urmenſch ſei urſprünglich blind geweſen? Wie ſehr man ſich auch gegen den Darwinismus ſperren mag: einen Urmenſchen, der, im Kampfe um ſein Leben unter Raubthiere geſtellt, die friedlichen am Boden feſtgewurzelten Pflanzen nicht von den beweglichen ihm nachſtellenden Thieren ſcharf hätte unterſcheiden können und müſſen, dürfen wir uns nicht einen Augenblick denken; und einen phantaſtiſchen Träumer zu ſchildern, wie ihn Mannhardt vor Augen hat, um durch ihn die Erſcheinung des Baumcultus zu erklären, kann freilich nicht die Abſicht der folgenden Darſtellung ſein. Hat der früheſte Menſch allmählich im Fortſchritte ſeiner geiſtigen Entwickelung und ſpäter bei Erweiterung ſeiner Kenntniſſe allerlei wunderliche Analogien zwiſchen Menſch und Pflanze herausgefunden, ſo entſtand dieſe Art von Anthropomorphismus doch nur im Zuſammenhange mit vielen andern gleichzeitigen Betrachtungen und Auffaſſungen, welche, wie wir im Folgenden zu zeigen gedenken, gegen die allerfrüheſte Zeit ein ſchon verhältnißmäßig ſehr hoch gebildetes Geiſtesleben vorausſetzen, deſſen Entwickelung von der urſprünglichen Stufe an das weſentlichſte Unterſuchungsobject unſerer Darſtellung bildet. Sehr bald werden wir im Verlaufe dieſer pſycho-hiſtoriſchen Betrachtungen erkennen, daß die aufkeimende Erkenntniß des früheſten Menſchen ſich nicht ohne Anregungen durch beſtimmte einflußreiche Eindrücke und empiriſche Entdeckungen fortbilden konnte. Wir

* „Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Franz von Holtzendorff“, Nr. 239 (Berlin 1876).

werden ferner im Gegensatz zu solchen Ausführungen, wie sie Mannhardt und andere Mythologen in Bezug auf ein einzelnes Phänomen angestellt, zu zeigen versuchen, daß keine urzeitliche Erscheinung, wie sie hervortritt in jenem allgemeinen Anthropomorphismus, unter dessen Einfluß der Steincultus, der Feuercultus, der Holz-, Pflanzen- und Baumcultus, endlich der Thier- und Gestirncultus erwuchsen, sich selbständig für sich aus dem Geiste des Menschen heraus erzeugen konnte, sondern daß alle diese wunderbaren Erzeugnisse des kindlichen Geisteslebens durch einen innern Ideenzusammenhang auf eine gemeinsame logische Verbindung hinweisen.

Den logischen und psychologischen Zusammenhang aller dieser Phänomene zu ergründen und die Weltanschauungen aufzudecken, auf deren Hintergrund sich dieselben erheben konnten, ist das Ziel unserer Ausführungen. Es wird sich hierbei im weitern zeigen, daß alle diejenigen Forscher, welche ohne psychologische Fachkenntnisse an Probleme herantreten, wie sie in so reichem Maße die Erscheinungen des urzeitlichen Menschenlebens bieten, sich täuschen über Wesen, Umfang und Aufgabe des zu bearbeitenden Stoffes.

Das aber tritt am meisten hervor bei der widerspruchslosen Klarstellung der geistigen Beschaffenheit des Urmenschen. Hier sind offenbar alle solche Ansichten entschieden zurückzuweisen, welche den wilden Troglodyten der früheſten Zeit sich vorstellen wie ein Schoskind der Natur, dem höhere Sinnesfunctionen und Ideen als den Thieren zukamen, während er andererseits, wie Mannhardt und seine Anhänger uns glauben machen wollen, nicht Thiere von Pflanzen zu unterscheiden vermochte und sich nicht wie die Thiere durch Gewohnheit den Naturgewalten anzupassen verstand, um sich der Furcht vor denselben zu entledigen. Wenn wir somit die Träumereien der ältern mythologischen Schule, wie sie Mannhardt vertritt, der in dieser Hinsicht für einen classischen Typus eben jener Schule gelten kann, als unwissenschaftlich verwerfen, so werden wir

uns hingegen die Aufgabe zu stellen haben, überall, und vornehmlich im Hinblick auf die Religion, den Zusammenhang mit den Thieren oder den vermittelnden Uebergang zu denselben nachzuweisen.

Keine Erscheinung tritt völlig isolirt und unvorbereitet auf, keine ohne nachweisbaren Zusammenhang mit andern, und so kann auch die Religion, insofern sie äußere Mächte zum Gegenstand hat, kein Phänomen sein, das nur bei Menschen, nicht auch bei Thieren äußere charakteristische Ausdrucksweisen hervorriefe. Sind die Fäden, die von hier aus zur Thierreligion hinüberreichen, allerdings schwer zu finden, so ist es wissenschaftlich um so wichtiger, ihnen nachzuspüren. Hier liegen eine Reihe von Problemen vor, welche Ansprüche erheben an umfangreiche Studien der vergleichenden Psychologie; eine genauere Analyse des religiösen Gefühls mit Hinblick auf das Verhalten der höchsten thierischen Geschöpfe kann nicht umgangen werden, will man in diesen Gebieten umsichtig und gewissenhaft forschen. Aus unsern folgenden Darstellungen wird erhellen, daß wir namentlich die Aeußerungen der moralischen Nächstenliebe und der religiösen Ehrfurcht ins Auge zu fassen haben, um diese letztere zu trennen von den gewöhnlichen Furchtgefühlen, welche sich in so viele andere, der Religion fern liegende Erlebnisse einmischen. Bevor wir jedoch diesen Erscheinungen nahe treten, um mit ihrer Hülfe die religiösen Probleme zu durchdringen, untersuchen wir vorher die psychologischen und culturhistorischen Ursachen ihrer Entstehung mit Rücksicht auf die Abstammung des Menschen sowie auf das Fortschreiten seiner Gesittung und seiner geistigen Fähigkeiten.

Erſtes Buch.

Die Abſtammung des Menſchen, beleuchtet vom pſychologiſchen Geſichtspunkte.

1.

Der Menſch und ſeine Stellung im Thierreiche.

Der Menſch in der Familiengruppe der Katarrhinen. — Der Stammvater des Menſchen war keine von den heute noch lebenden Affenarten. — Unüberwindlich erſcheinende Schwierigkeiten bezüglich der Auffindung von foſſilen Reſten der thieriſchen Stammältern der Menſchen. — Wichtigkeit der Zuſammennahme aller wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel, um die Frage über die Natur der menſchlichen Voräldern zu beantworten. — Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Herbeiziehung der vergleichenden Pſychologie zur Entſcheidung dieſer wichtigen Frage.

Welch ein buntes, farbenreiches Bild enthüllt ſich unſerm Auge, ſobald wir einen umfangreichen Blick auf die Thierwelt unſers Planeten werfen! Kaum einen Ort der Oberfläche gibt es, der nicht irgendwie von lebendigen Geſchöpfen in Beſitz genommen wurde. Hoch in die Lüfte bis zum blauen Aether erhebt ſich der Adler, ſein weitblickendes Auge am Lichte labend. Das Luftmeer wimmelt von Inſekten und von buntgefiederten Vögeln. In den Bergſchluchten, an den Flüſſen und in den Bezirken der ſteppenreichen Niederungen finden ſich die umfangreichen Anſiedelungen der Säugethiere; die dunkeln Erdſchichten aber werden durchwühlt und durchgraben nicht nur von den Wurzeln der Pflanzen, ſondern Tauſende von Inſekten ſind es, die hier zu ihrer Entwickelung eine Zufluchtsſtätte gegen Wind und Wetter ſuchen. Kein Blick aber erſchöpft die unendlichen Räume der ſalzigen Meerestiefen, in deren faſt dunkeln Stätten ein unentwirrbares Leben und Weben herrſcht,

ein Leben, das sich von den Wassern der tropischen Gestade bis unter die Eisberge des Polarmeeres hinzieht, um auch dort noch die Bedingungen zur Existenz für eine Reihe seltsamer Thiere zu bieten. Mitten in dem bunten Gewirre dieser merkwürdig gestalteten Thierarten erblicken wir den Menschen, heute noch, was physische Kraft anlangt, überragt und übertroffen von einer großen Reihe raubthierartiger und anderer Geschöpfe, ein Zwerg gegen den ausgewachsenen Elefanten, und in frühester Zeit nur ein unscheinbares Kind gegen die thierischen Riesen der Vorwelt.

Betrachten wir zunächst die anatomischen Merkmale des Körperbaues, so zeigt der Mensch zunächst die größte Verwandtschaft zu den Affenarten, man rechnet ihn daher in zoologischer Hinsicht zu der Familiengruppe der Katarrhinen, eine Gruppe, in der sich der menschliche Typus zunächst in Gesellschaft mit dem Orang (Satyrus orang), mit dem Schimpanse (Pongo troglodytes) und dem am Flusse Gaboon im westlichen Afrika im Jahre 1847 vom Missionar Savage entdeckten Gorilla (Pongo gorilla) befindet.

Die Frage, ob die Menschen sich aus den anthropoiden Affenarten herausgebildet haben, und ob die anthropoiden Affenarten aus den schmalnasigen Affenarten, letztere endlich aber wiederum sich aus den sogenannten Halbaffen entwickelt haben, ist bis heute noch nicht völlig entschieden. Sicher ist nur, daß der Mensch bezüglich seines anatomischen Baues den Affenarten zunächst zugezählt werden muß, und sein Stammbaum daher nicht ganz ohne Beziehung zu dem der höchsten Affenarten stehen kann.* Mehr und mehr aber sind die Forscher in neuester Zeit zu der Einsicht gelangt, daß von den noch jetzt lebenden Affenarten keine der Stammvater des Menschengeschlechts gewesen sein kann, sondern man hat sich zu dem Aus-

* „Es läßt sich kaum bezweifeln, daß der Mensch ein Zweig des altweltlichen Semiadenstammes ist, und daß er von einem genealogischen Gesichtspunkte aus in die Abtheilung der Katarrhinen einzuordnen ist." Darwin, „Abstammung des Menschen", übersetzt von V. Carus, I, 171.

spruch bekennen müssen: „daß die affenartigen Stammältern des Menschengeschlechts längst ausgestorben sind". Die Aufgabe der Zukunft ist es, nach den fossilen Knochenresten zu suchen, welche den vorweltlichen Stammältern des Menschengeschlechts angehört haben. Ist es begründet, daß der Stammbaum des Menschen und der höchsten Affenarten auf die Halbaffen zurückweist, so ist der Bezirk, in welchem diese Knochenreste zu suchen sind, nur auf die Alte Welt beschränkt, da keine Halbaffenart lebend oder fossil bisjetzt in Amerika gefunden wurde. Ueberhaupt haben die Zoologen in neuester Zeit mehr und mehr einsehen lernen, daß das Haupttheater der höchsten Entwickelungsgeschichte und die Ausbildung der modernsten Thierformen, wie wir später genauer zeigen werden, in der Alten Welt stattgehabt hat. Allein gerade derjenige Theil der Alten Welt, der als Schauplatz der modernsten Thierentwickelungsgeschichte angesehen werden muß, und auf welchem wir zugleich, wie wir in der Folge noch sehen werden, die eigentliche Wiege des Menschengeschlechts zu suchen haben, hat im Laufe der Zeit durch die Fluten und Strömungen der Meeresgewässer die tiefgehendsten Veränderungen erfahren, und nicht mit Unrecht darf man behaupten, daß der größte Theil der eigentlichen Heimat der Halbaffen in den Fluten des Indischen Oceans begraben worden ist. Noch heute treffen wir die Reste jener wunderlichen Halbaffenarten, die wir Macrotarsen und Brachytarsen nennen, zerstreut lebend auf dem Inselbezirke des südlichen Asiens und Afrikas und besonders auf der Insel Madagascar an, die vielleicht als eine Ruine und als trümmerhafter Rest jenes merkwürdigen Stück Festlandes anzusehen ist, das eine erst in späterer Zeit auftauchende Strömung hinweggewaschen hat, und das sich einst von hier bis nach Hinterindien und Java hinüberzog. Dürfen wir auch die Hoffnung trotzdem nicht aufgeben, auf diesen Inseln einst Spuren der menschlichen Stammältern zu entdecken, so scheint uns diese Hoffnung doch in eine weitere Ferne gerückt zu sein, namentlich sobald wir den Factor der Gestaltenänderung der Festlandsmassen

zugleich in Rechnung ziehen. Und dieser Factor wird um so wichtiger, je höhere Zeiträume wir für diejenigen Geschöpfe anzusetzen haben, welche wir muthmaßlich als die Vorfahren des Menschen anzusehen berechtigt sind. Führt uns die Geschichte des Menschendaseins nun aber bereits hoch in die Tertiärzeit hinauf, so werden wir rücksichtlich der Forschungen nach den menschlichen Vorfahren unter den Halbaffen weiter hinauf sogar bis in die Anteocenperiode geführt, ein Zeitraum, in welchem die Festlandsgestaltung noch eine sehr bewegliche gewesen sein muß. Es ist daher nicht eben wunderbar, wohl aber sehr bedauernswerth, daß uns heute von den uralten und vielleicht sehr weit verbreiteten Stammformen der hochtertiären Halbaffen nur noch ganz spärliche Ueberreste erhalten sind, welche (wie das interessante Fingerthier Chiromys madagascariensis und das einzige Ueberbleibsel der Ptenopleurengruppe, der Pelzflatterer der Südseeinseln) uns beweisen, in den allermerkwürdigsten Formen vorhanden gewesen sein müssen. Je größer aber die Schwierigkeiten sind, welche die Zoologen und Paläontologen zu überwinden haben, um die fossilen Reste der menschlichen Stammältern ans Licht zu ziehen, um so wichtiger ist es, alle übrigen Hülfsmittel zu Rathe zu nehmen, die sich uns darbieten, um zu Schlüssen über die muthmaßlichen Vorfahren des Menschengeschlechts zu gelangen. Haben sich nun fast alle Zweige der Naturwissenschaft überboten, um durch ihre Beiträge die wichtige Frage nach der Abstammung des Menschen zu erschöpfen, so ist indessen doch noch eine Wissenschaft übriggeblieben, welche man bisher nicht genau genug in dieser Beziehung um Rath gefragt hat, obwol wir dafür halten, daß auch sie im Stande ist, ihr Scherflein zur Lösung der wichtigen Frage mit beizutragen. Diese Wissenschaft aber ist die vergleichende Psychologie. Machen wir daher im Folgenden den Versuch, auch diese in der That so wichtige Wissenschaft in das Bereich der Untersuchung in Bezug auf die Abstammung des Menschen hereinzuziehen.

Während Linné in seinem System den Menschen bereits mit den Affen, den Halbaffen und den Fledermäusen unter der Ordnung Primaten vereinigte, trennte Blumenbach dagegen den Menschen bekanntlich von den übrigen Affen in einer besondern Ordnung unter dem Namen Zweihänder, Bimana. Die übrigen Affen und Halbaffen wurden von diesem berühmten Zoologen Quadrumana oder Vierhänder genannt. Diese Eintheilung, die auch die großen französischen Zoologen annahmen, hat erst im Jahre 1863 Huxley in seiner bekannten Schrift: „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur", widerlegt. Er zeigte, daß der Unterschied von Fuß und Hand nicht darauf beruhe, daß die Hand allein den Daumen den übrigen Fingern gegenüberzustellen im Stande ist, was am Fuße bei der großen Zehe scheinbar nicht der Fall ist, indem er darthat, daß diese Eigenthümlichkeit sich durch Uebung mit den großen Fußzehen allmählich erwerben läßt, und in der That gibt es unter den wilden Völkerstämmen solche, die ihre Füße ebenso zu benutzen wissen wie die Affen ihren Greiffuß. Bei dem Gorilla aber, und bei den höhern Affenarten, sondern sich schon in Anfängen bereits die Füße in ihrem Gebrauche in ganz ähnlicher Weise wie beim Menschen von den Händen, wie denn überhaupt bezüglich der morphologischen Merkmale von Hand und Fuß die Affen und Halbaffen im wesentlichen mit denen der Menschen übereinkommen, sodaß sie in morphologischer Hinsicht nur gradweise voneinander als verschieden anzusehen sind; dasselbe gilt bezüglich des Schädelbaues und des Gehirns. In äußerer Hinsicht haben wir daher keinen Grund, die Abstammung des Menschen ganz außer Beziehung von der der Affen zu setzen, wenngleich über den Verwandtschaftsgrad selbst aus andern Rücksichten, wie wir weiter unten sehen werden, verschiedene Ansichten geltend gemacht werden können. Von Forschern, welche sich um die Frage nach der Stellung des Menschen im Thierreiche im Sinne der natürlichen Abstammungslehre hervorragende Verdienste erworben, haben wir in erster Linie Thomas Huxley zu nennen, dessen Arbeiten: „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" (drei Abhandlungen: Ueber die Naturgeschichte der menschenähnlichen Affen; Ueber die Beziehungen des Menschen zu den nächstniedern Thieren; Ueber einige fossile menschliche Ueberreste), übersetzt von Victor Carus, als epochemachend zu bezeichnen sind. Allein, wie können wir Huxley nennen ohne an Charles Lyell zu erinnern, der vom geologischen Gesichtspunkte zu rechter Zeit der Theorie Darwin's in seiner Schrift über „Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eiszeit in Europa und Amerika" zu Hülfe kam? Ver-

uns hingegen die Aufgabe zu stellen haben, überall, und vornehmlich im Hinblick auf die Religion, den Zusammenhang mit den Thieren oder den vermittelnden Uebergang zu denselben nachzuweisen.

Keine Erscheinung tritt völlig isolirt und unvorbereitet auf, keine ohne nachweisbaren Zusammenhang mit andern, und so kann auch die Religion, insofern sie äußere Mächte zum Gegenstand hat, kein Phänomen sein, das nur bei Menschen, nicht auch bei Thieren äußere charakteristische Ausdrucksweisen hervorriefe. Sind die Fäden, die von hier aus zur Thierreligion hinüberreichen, allerdings schwer zu finden, so ist es wissenschaftlich um so wichtiger, ihnen nachzuspüren. Hier liegen eine Reihe von Problemen vor, welche Ansprüche erheben an umfangreiche Studien der vergleichenden Psychologie; eine genauere Analyse des religiösen Gefühls mit Hinblick auf das Verhalten der höchsten thierischen Geschöpfe kann nicht umgangen werden, will man in diesen Gebieten umsichtig und gewissenhaft forschen. Aus unsern folgenden Darstellungen wird erhellen, daß wir namentlich die Aeußerungen der moralischen Nächstenliebe und der religiösen Ehrfurcht ins Auge zu fassen haben, um diese letztere zu trennen von den gewöhnlichen Furchtgefühlen, welche sich in so viele andere, der Religion fern liegende Erlebnisse einmischen. Bevor wir jedoch diesen Erscheinungen nahe treten, um mit ihrer Hülfe die religiösen Probleme zu durchdringen, untersuchen wir vorher die psychologischen und culturhistorischen Ursachen ihrer Entstehung mit Rücksicht auf die Abstammung des Menschen sowie auf das Fortschreiten seiner Gesittung und seiner geistigen Fähigkeiten.

Erſtes Buch.

Die Abſtammung des Menſchen, beleuchtet vom pſychologiſchen Geſichtspunkte.

1.

Der Menſch und ſeine Stellung im Thierreiche.

Der Menſch in der Familiengruppe der Katarrhinen. — Der Stammvater des Menſchen war keine von den heute noch lebenden Affenarten. — Unüberwindlich erſcheinende Schwierigkeiten bezüglich der Auffindung von foſſilen Reſten der thieriſchen Stammältern der Menſchen. — Wichtigkeit der Zuſammennahme aller wiſſenſchaftlichen Hülfsmittel, um die Frage über die Natur der menſchlichen Vorältern zu beantworten. — Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Herbeiziehung der vergleichenden Pſychologie zur Entſcheidung dieſer wichtigen Frage.

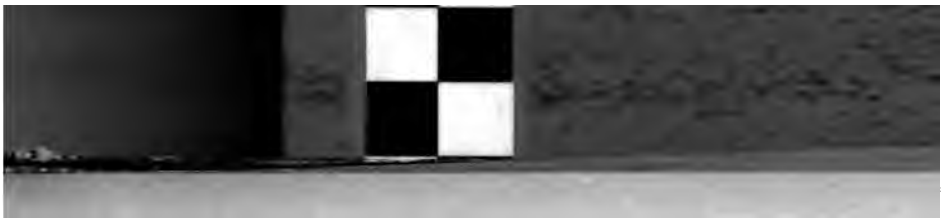
Welch ein buntes, farbenreiches Bild enthüllt ſich unſerm Auge, ſobald wir einen umfangreichen Blick auf die Thierwelt unſers Planeten werfen! Kaum einen Ort der Oberfläche gibt es, der nicht irgendwie von lebendigen Geſchöpfen in Beſitz genommen wurde. Hoch in die Lüfte bis zum blauen Aether erhebt ſich der Adler, ſein weitblickendes Auge am Lichte labend. Das Luftmeer wimmelt von Inſekten und von buntgefiederten Vögeln. In den Bergſchluchten, an den Flüſſen und in den Bezirken der ſteppenreichen Niederungen finden ſich die umfangreichen Anſiedelungen der Säugethiere; die dunkeln Erdſchichten aber werden durchwühlt und durchgraben nicht nur von den Wurzeln der Pflanzen, ſondern Tauſende von Inſekten ſind es, die hier zu ihrer Entwickelung eine Zufluchtsſtätte gegen Wind und Wetter ſuchen. Kein Blick aber erſchöpft die unendlichen Räume der ſalzigen Meerestiefen, in deren faſt dunkeln Stätten ein unentwirrbares Leben und Weben herrſcht,

ein Leben, das sich von den Wassern der tropischen Gestade bis unter die Eisberge des Polarmeeres hinzieht, um auch dort noch die Bedingungen zur Existenz für eine Reihe seltsamer Thiere zu bieten. Mitten in dem bunten Gewirre dieser merkwürdig gestalteten Thierarten erblicken wir den Menschen, heute noch, was physische Kraft anlangt, überragt und übertroffen von einer großen Reihe raubthierartiger und anderer Geschöpfe, ein Zwerg gegen den ausgewachsenen Elefanten, und in frühester Zeit nur ein unscheinbares Kind gegen die thierischen Riesen der Vorwelt.

Betrachten wir zunächst die anatomischen Merkmale des Körperbaues, so zeigt der Mensch zunächst die größte Verwandtschaft zu den Affenarten, man rechnet ihn daher in zoologischer Hinsicht zu der Familiengruppe der Katarrhinen, eine Gruppe, in der sich der menschliche Typus zunächst in Gesellschaft mit dem Orang (Satyrus orang), mit dem Schimpanse (Pongo troglodytes) und dem am Flusse Gaboon im westlichen Afrika im Jahre 1847 vom Missionar Savage entdeckten Gorilla (Pongo gorilla) befindet.

Die Frage, ob die Menschen sich aus den anthropoiden Affenarten herausgebildet haben, und ob die anthropoiden Affenarten aus den schmalnasigen Affenarten, letztere endlich aber wiederum sich aus den sogenannten Halbaffen entwickelt haben, ist bis heute noch nicht völlig entschieden. Sicher ist nur, daß der Mensch bezüglich seines anatomischen Baues den Affenarten zunächst zugezählt werden muß, und sein Stammbaum daher nicht ganz ohne Beziehung zu dem der höchsten Affenarten stehen kann.* Mehr und mehr aber sind die Forscher in neuester Zeit zu der Einsicht gelangt, daß von den noch jetzt lebenden Affenarten keine der Stammvater des Menschengeschlechts gewesen sein kann, sondern man hat sich zu dem Aus-

* „Es läßt sich kaum bezweifeln, daß der Mensch ein Zweig des altweltlichen Semiadenstammes ist, und daß er von einem genealogischen Gesichtspunkte aus in die Abtheilung der Katarrhinen einzuordnen ist." Darwin, „Abstammung des Menschen", übersetzt von V. Carus, I, 171.



spruch bekennen müssen: „daß die affenartigen Stammältern des Menschengeschlechts längst ausgestorben sind". Die Aufgabe der Zukunft ist es, nach den fossilen Knochenresten zu suchen, welche den vorweltlichen Stammältern des Menschengeschlechts angehört haben. Ist es begründet, daß der Stammbaum des Menschen und der höchsten Affenarten auf die Halbaffen zurückweist, so ist der Bezirk, in welchem diese Knochenreste zu suchen sind, nur auf die Alte Welt beschränkt, da keine Halbaffenart lebend oder fossil bisjetzt in Amerika gefunden wurde. Ueberhaupt haben die Zoologen in neuester Zeit mehr und mehr einsehen lernen, daß das Haupttheater der höchsten Entwickelungsgeschichte und die Ausbildung der modernsten Thierformen, wie wir später genauer zeigen werden, in der Alten Welt stattgehabt hat. Allein gerade derjenige Theil der Alten Welt, der als Schauplatz der modernsten Thierentwickelungsgeschichte angesehen werden muß, und auf welchem wir zugleich, wie wir in der Folge noch sehen werden, die eigentliche Wiege des Menschengeschlechts zu suchen haben, hat im Laufe der Zeit durch die Fluten und Strömungen der Meeresgewässer die tiefgehendsten Veränderungen erfahren, und nicht mit Unrecht darf man behaupten, daß der größte Theil der eigentlichen Heimat der Halbaffen in den Fluten des Indischen Oceans begraben worden ist. Noch heute treffen wir die Reste jener wunderlichen Halbaffenarten, die wir Macrotarsen und Brachytarsen nennen, zerstreut lebend auf dem Inselbezirke des südlichen Asiens und Afrikas und besonders auf der Insel Madagascar an, die vielleicht als eine Ruine und als trümmerhafter Rest jenes merkwürdigen Stück Festlandes anzusehen ist, das eine erst in späterer Zeit auftauchende Strömung hinweggewaschen hat, und das sich einst von hier bis nach Hinterindien und Java hinüberzog. Dürfen wir auch die Hoffnung trotzdem nicht aufgeben, auf diesen Inseln einst Spuren der menschlichen Stammältern zu entdecken, so scheint uns diese Hoffnung doch in eine weitere Ferne gerückt zu sein, namentlich sobald wir den Factor der Gestaltenänderung der Festlandsmassen

Arten, gegenüber der bestimmten Sterblichkeit der einzelnen, auch hier selbst der Friede wiederum mit der Zeit gestört werden könnte, hat sie bezüglich der Fruchtbarkeit die Ziffer der Geborenen wunderbar derjenigen der Gestorbenen angepaßt. Hier scheint in der That auf immer Friede zu herrschen, während dort ein unaufhaltsamer Kampf die Arten zum ewigen Auswandern und Umformen zwang. Während sich dort die Arten einander flohen und scheu einander auswichen, scheinen hier unter diesem günstigen Himmel die friedlich miteinander wohnenden Thiere die ihnen gemeinsam gebotene Nahrung rechtmäßig zu theilen, ja sie scheinen sogar einander zu suchen, wol gar zu kreuzen, und während sich dort die Arten einander bis an die Zähne bewaffnen mußten, um sich vor Flucht, Auswanderung und Plünderung zu schützen, und während die Flüchtenden und Ausgewanderten nur ein mühseliges Dasein führten, da sie nur zu oft im fernen fremden Lande erkrankten und verkrüppelten, entfalten hier dagegen alle Arten unter der Obhut ihrer friedlichen, regelrechten und gesunden Arbeits- und Nahrungstheilung ein Spiel der reichsten und blühendsten Körperfülle und Farbenpracht, reizen untereinander zu gegenseitiger ewiger Gefallsucht, und ein ästhetisches Formenspiel der mannichfaltigsten Art beginnt sich hier zu entwickeln. Dort schien Kampf ums Dasein zu herrschen, hier herrscht freundlicher Friede, hier regelt eine harmonische und organische Arbeitsgewinn- und Nahrungstheilung die Zuchtwahl im Sinne einer tiefern physischen Aesthetik, dort aber züchtet Kampf, Ausbeutung und Sklaverei. Hier gibt es nur sanfte und mit den friedlichsten, aber herrlichsten Kleidern angethane Thiere; dort aber herrschen die gefährlich bewaffneten Raubthiere, die nur plündern und blutgierig ihre Genossen unterdrücken. — Aber wo sind denn auf der Erde jene rein friedlichen und paradiesischen Stätten, an denen eine friedliche Entfaltung der Kräfte und Organismen und eine Fortzüchtung durch friedliche Zuchtwahl nach ästhetischen Merkmalen allein statthat? so höre ich ungeduldig meinen zoologisch gebildeten Leser und Anhänger Darwin's

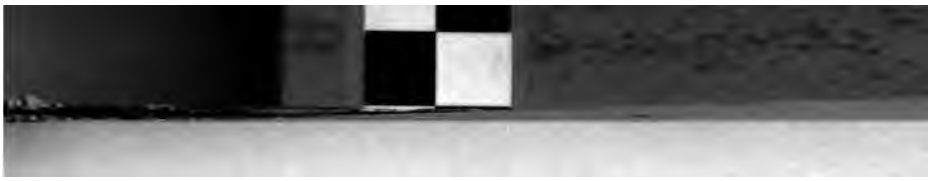
fragen. Und diese Frage thut er mit Recht, denn nur an sehr wenigen Stellen der Erde, etwa auf einigen glücklich befruchteten Inseln, wäre es überhaupt denkbar, daß sich eine solche idyllische, rein friedliche, ästhetische Zuchtwahl, Ausbildung, Arbeitstheilung und Fortpflanzung der Arten und Individuen, und selbst hier nur unter den glücklichsten Umständen, annäherungsweise entwickelt habe. In Anbetracht der Entwickelung der wirklichen Verhältnisse unsers Planeten und der überall angetroffenen unvollkommenen Zustände der Arten und Organismen untereinander dürfen wir aber im Grunde kurzweg sagen, daß die oben geschilderten Bedingungen, und also selbst jene glücklichen Inseln und Orte auf der Erde leider gar nicht angetroffen werden und also nur auf ein Ideal hinweisen. Allein wir irren, wenn wir meinen, dieses Ideal wäre so ganz unerreichbar für die Entwickelung der Thierwelt gewesen, wie es oberflächlich gesehen in der That den Anschein hat. Ehe wir hierüber in naturwissenschaftlicher Beziehung endgültig urtheilen, müssen wir eben vorerst bedenken, daß es nachweisliche Thatsachen gibt, welche darthun, daß nicht immer nur solche Merkmale und Eigenschaften im Umbildungsproceß der Thiere und Pflanzen zur Vererbung kommen, die nur für den Kampf ums Dasein wichtig sind. Ja im Gegentheil es gehen sogar mannichfache Schutzwaffen im Laufe der Entwickelung für die Vererbung ganz verloren. So hat der Mensch, worauf schon Wallace hinwies, den natürlichen Schutz seiner haarigen Bedeckung verloren. Wie vielfach mögen sich die Beispiele nach genauer Untersuchung häufen, sobald es sich darum handelt festzustellen, inwieweit sich deutlich rein ästhetische Bestrebungen bei der Vererbung und Fortbildung der Organismen verwirklicht finden! Daß solche Bestrebungen der Vererbung existiren, hat uns Darwin selbst durch ein Beispiel belegt, wir erinnern nur an den Tanz der Felsenhuhnmännchen in Guayana. (Vgl. „Ausland", Jahrgang 1871, S. 90.) Sind die ästhetischen Bestrebungen bezüglich der zu erhaltenden und fortzuzüchtenden Merkmale auch

thatsächlich sehr in den Hintergrund gedrängt, so sehen wir also doch, daß sie nicht völlig verschwunden sind. Wer aber will behaupten, was aus der Farbenpracht und der Formenwelt der organischen Schöpfung überhaupt geworden wäre, wenn nur die ästhetischen Bestrebungen bei der Zuchtwahl in den Vordergrund getreten wären und der unästhetische Kampf und die Mordlust sich keine Geltung erobert hätten? Das schlagendste Beispiel aber für die Forderung einer friedlichen, harmonischen und ästhetischen Auseinandersetzung und Umbildung bezüglich des Zusammenlebens von organischen Theilchen bietet uns der Zellencomplex des Einzelorganismus. Denn was im äußern Leben der Individuen nur unter den seltensten Bedingungen und vielleicht nur ganz zufälligerweise sich hier und da annähernd, oder genau genommen gar nicht verwirklicht hat, das wird sonderbarerweise als Regel, ja als conditio sine qua non für das cellulare organische Innenleben der Einzelindividuen und zu dessen gedeihlicher Entwickelung gefordert. Im Innern des individuellen Organismus muß nämlich nothwendig eine ruhige, friedliche Arbeitstheilung der hier zusammenlebenden mikroskopischen Zellenthierchen (denn mit Recht dürfen wir die Zellen als solche so nennen) herrschen, denn ein wilder, unästhetischer Kampf ums Dasein, der die Zellen durch Ausbeutung und Plünderung zerstörte oder zu ewiger Auswanderung aus ihren Wohnplätzen nöthigte, würde alsbald Krankheit, Misbildung und raschen, frühzeitigen Tod des Individuums zur Folge haben. Schon aus dieser Forderung würde uns ein Fingerzeig in Bezug darauf erwachsen, wie und mit welchem Maßstabe wir in sittlicher und normaler Beziehung den im äußern Leben der Arten und Individuen herrschenden Kampf und Krieg ums Dasein zu beurtheilen haben. Allein zu einem genauern Urtheil kommen wir nur erst dann, wenn wir zugleich die Gesetze des Verhaltens der kleinsten Einzelwesen als Zellen in dieser Hinsicht ins Auge gefaßt haben.

In dem bunten und wirren Gemälde der organischen Zellenwelt

und unter den sich in der Thierwelt abspielenden Ereignissen hat sich nur erst seit der Zeit ein klareres Licht verbreitet, als es dem größten und bedeutendsten der jetzt lebenden Zoologen, ja fast darf man sagen, dem bedeutendsten Manne unter den heutigen Naturforschern überhaupt, gelang, nicht nur den Grundgedanken der bereits von Goethe und Lamarck angedeuteten Abstammungslehre klarer und genauer zu entwickeln, sondern auch die natürlichen Ursachen der organischen Entwickelung und die causae efficientes der Formenbildung, der Umformung und Veränderung unter den Thier- und Pflanzenarten uns zu enthüllen. Man hat Darwin nicht mit Unrecht den Newton der Biologie genannt; denn erst ihm gelang es, die Gesetze festzustellen, durch welche sich die attractiven und repulsiven Bewegungen der biologischen Welt erklären und verstehen lassen. Hatte Lamarck nur den Verlauf der Stufenfolge, der Ausbildung, Umbildung und Entwickelung ins Auge gefaßt, so verstand es Darwin, uns zu zeigen, warum diese fortschreitenden Umbildungen stattfanden, er zeigte die guten und bösen mechanisch wirkenden Factoren, welche die Bewegungen der Vermehrung und Verminderung, der Ansiedelung oder der Wanderung der einzelnen Arten in der Thier- und Pflanzenwelt zur Folge haben mußten. Er wies hin auf den Thierzüchter und zeigte, wie sich dieser die Gesetze der Erblichkeit und der Continuität sowie andererseits das der individuellen Anpassung oder der veränderlichen Differentiirung zu Nutze zu machen wußte. Als es ihm klar vor Augen stand, daß die Gesetze der Beharrung und des individuellen spielenden Wechsels auch unter den Arten der freien und wilden Natur ihre ausnahmslose Gültigkeit haben müssen, da suchte er nun nach dem ursächlichen züchtenden Factor des ungebundenen Naturlebens. Und als er bemerkte, wie ungleich vertheilt auf der Erde Angebot und Nachfrage bezüglich der Nahrung und anderer Existenzbedingungen vorgefunden werden, da wurde ihm klar, daß dieser Zuchtmeister hier stets und allein die äußere Noth war, welche nur diejenigen anhaltend ertragen konnten,

welche durch ihre körperlichen Eigenthümlichkeiten sich mit der Ungunst der Verhältnisse abzufinden wußten oder, ihre Kräfte sammelnd, ihre Mitbewerber um das ihnen gelieferte geringe Nahrungsangebot aus dem Felde zu schlagen verstanden. So entwickelte sich unter dem Drucke dieser ungleich vertheilten Verhältnisse ein wilder Kampf, und allenthalben, wo die Noth wuchs, bewaffneten sich die Thiere gegeneinander, es kam zu Mord und Raubsucht, und ein abscheuliches Schmarotzerwesen begann sich andererseits einzuschleichen. Mit scharfem Blicke erkannte Darwin, daß der Druck dieser Bedingungen ein zwar unwillkommener, aber unermüdlich antreibender Zuchtmeister war. Es scheint kaum ein Zufall zu sein, daß es gerade zwei Engländer waren, welche unabhängig voneinander erkannten, daß der Druck zu ungleicher, übler ökonomischer Verhältnisse, durch welche die Liebe zu dicht neben den Hunger gestellt wurde, ein natürlicher Zuchtmeister sein mußte, der mit eisernem Arme die Gesetze der Erblichkeit und der Adaption zu handhaben wußte. Wären in socialer und nationalökonomischer Hinsicht die Thatsachen, auf welche der geistvolle und scharfblickende Darwin, und neben ihm der edelgesinnte Wallace, die Selectionstheorie begründeten, nicht so in die Augen fallend, so hätte sich nimmer ihre Ansicht eine so weite Verbreitung unter den klar denkenden Geistern erobert. Aber eben gerade deswegen, weil wir einsehen, wie Darwin bei der Lektüre des berühmten Buches von Malthus „Ueber die Bevölkerung" den Gedanken fassen konnte, daß die Noth und das Uebel in der freien Natur die auswählenden Züchter, ja man darf sagen die Zuchtruthen sind, welche die organischen Umbildungsgesetze handhaben, so ist es auch bezüglich einer Beurtheilung dieser Wahrheit vom sittlichen Gesichtspunkte um so wichtiger, daß wir uns eine tiefere Einsicht verschaffen in die primitiven Grundbedingungen, welche in sittlicher Beziehung zum normalen Gedeihen der Organismen gefordert werden. Erst wenn wir diese Bedingungen erwogen haben, können wir, in Anbetracht der ungünstigen Lage, in welche die Entwickelung der orga-



niſchen Welt gerathen zu ſein ſcheint, uns eine genaue Anſicht über die Urſachen dieſer Misverhältniſſe bilden, und nur dann erſt die Erforderniſſe einſehen, die in ſittlicher Beziehung nothwendig werden, dieſen Uebeln möglichſt aus dem Wege zu gehen. So, ſehen wir, hängt von der genauern Einſicht in die Lehre Darwin's auch die correcte Löſung unſerer ſocialen Fragen ab, und das kann nicht wundernehmen; denn wir haben längſt einſehen lernen, daß, wenn wir die menſchlichen Verhältniſſe dem Drucke der ungleichen Bedingungen (welche ſich auf unſerm Planeten im großen wie im kleinen ſtets von neuem zu entwickeln ſcheinen) unbeanſtandet anheimgeben, wir in dieſelben Lagen in ſocialer Hinſicht gerathen wie die Thiere. Ja weil wir eben bisjetzt nur verhältnißmäßig wenig mit unſerer höhern menſchlichen Einſicht gegen den Druck dieſer allgemeinen Uebel auszurichten vermochten, deshalb dürfen wir ſagen, daß wir uns nicht eben zu weit über die ſocialen Misverhältniſſe der Thierwelt erhoben haben.

Um nun die ſittlichen Grundbedingungen einzuſehen, welche das Gedeihen aller organiſchen Entwickelung erfordert, können wir nicht, wie bisher ganz allgemein geſchehen iſt, nur bei den Individuen und Arten und deren ſocialem Leben ſtehen bleiben, ſondern wir müſſen, um der Sache genau auf den Grund zu gehen, uns auch das Socialleben der mikrokosmiſchen Zellenwelt im Einzelorganismus betrachten, und das ſcheint um ſo wichtiger, als ja die Individuen ſelbſt gar keinen Kampf und keine Concurrenz um die gebotenen äußern Lebensbedingungen führen könnten, hätten ſie nicht zuvor bis zum gewiſſen Grade wenigſtens das Gedeihen ihres eigenen Körpers geſichert. Sinkt das Gedeihen dieſer körperlichen Unterlage, ſo entfällt auch den Thieren der Muth, den Kampf zu beſtehen, und Krankheit, Schwächung und andere Factoren drücken ſie ihren Concurrenten gegenüber herab, ein Umſtand, den ſich der Concurrent raſch zu Nutze zu machen verſteht, um ſeinen Gegner nicht nur zu

verdrängen, sondern ihn auch möglichst auszubeuten und zu plündern. Wir sehen also, in wie inniger Wechselbeziehung das Kleinleben und sociale Zellenleben mit dem äußern Zusammenleben der Individuen und Arten überhaupt steht, und wie sich das eine wechselseitig auf das andere stützt, um gehemmt oder gefördert zu werden.

Wie wir von jedem Atom logischerweise fordern, daß es sich gegen alle Einflüsse von außen selbst behauptet, und also der Selbsterhaltungstrieb schon an den Atomen eine wichtige Rolle spielt, so müssen wir diesen Trieb also auch denjenigen kleinsten Einzelwesen von vornherein zusprechen, die, als organische Zellen am individuellen Organismus, bereits einen festgegliederten Complex einer großen Anzahl von Atomen ausmachen. Jede Zelle im Körper besitzt diesen Selbsterhaltungstrieb, eine jede äußert eine charakteristische Liebe zum Leben und sucht ihr Dasein zu erhalten, indem sie mit einem berechtigten Egoismus jeden Eingriff und Angriff auf ihren organischen Zusammenhang durch eine repulsive, sich diesem Angriffe entziehende Bewegung beantwortet. Und wie in der ganzen Welt concreterweise kein Atom einzeln für sich existirt, sondern nur Atomgruppen und Atomcomplexe (Molecüle) angetroffen werden, und dem Atom neben seinem repulsiven Selbsterhaltungstriebe noch gleichzeitig ein anderer wichtiger Trieb zugesprochen werden muß, den wir den Affinitätstrieb oder Verwandtschaftstrieb nennen und dessen Wesen in dem attractiven Streben liegt, stets mit bestimmten andern Atomen vereinigt zu bleiben, so auch bei den aus Atomen und Molecülen zusammengesetzten Zellen; auch ihnen wohnt der Trieb inne, sich gesellig zu vereinigen, sich mit andern gemeinschaftlich zu sammeln, und wenn wir uns so ausdrücken dürfen, organisch zu krystallisiren. Dieser Attractionstrieb der Zellen, der sie krystallartig in bestimmten Formen zu Gruppen vereinigt, die inniger untereinander zusammenhängen und eine höhere Einheit ausmachen, ist von hoher Wichtigkeit. Denn wie auf den höhern biologischen Stufen nur im zusammenhängenden Familienleben Fortpflanzung und Begattung stattfindet,

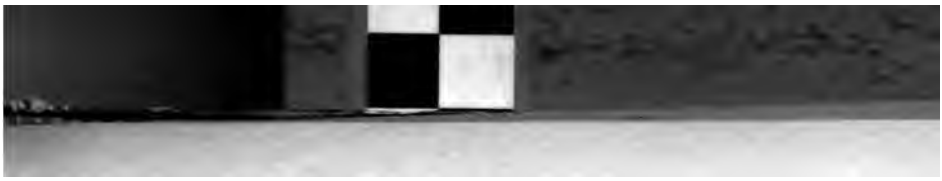
so hängt auch mit den niedrigsten organischen Associationen der Zellen innig das Wesen der Fortpflanzung, der Differentiirung und der ausstoßenden Theilung als Neubildung zusammen. So sehen wir, daß in den Grundbedingungen des Zellenlebens die Liebe zum Leben in Form der Selbsterhaltung ebenso, wie andererseits das Leben der Liebe durch den Drang nach verwandtschaftlicher Gesellung, Verbindung, Vereinigung und Verträglichkeit zum Ausdrucke gelangen. Von diesem Streben nach verwandtschaftlicher Vereinigung ist die Begattung selbst eben nur die höchste Potenz, welche das Entwickelungsziel der organischen Wesen bildet und die Individuen von frühester Zeit antreibt sich selbst zu erhalten, um durch sorgfältige Nahrungsauswahl in möglichst vollendeter Form aufzuwachsen und vollkommen diesem Ziele entgegenzureifen. Wie sich das Streben nach verwandtschaftlicher Vereinigung zur Fortpflanzung verhält, so verhält sich der Selbsterhaltungstrieb zur Nahrungssorge. Wir sehen daß im organischen Kleinleben ganz die nämlichen Bedingungen herrschen, wie sie im großen unter den Individuen selbst zum Ausdrucke gelangen. Wie ein völlig isolirtes Individuum ein zweckloses Nichts ist, so auch ein isolirtes Atom oder isolirtes Zellenmolecül. Erst indem diese kleinen und großen Individuen zu zweckvoller Vereinigung zusammentreten, erhalten sie Werth, und erst hiermit verdoppeln sie ihren Nahrungs- und Selbsterhaltungstrieb. Heben wir den Affinitäts- und Vereinigungstrieb völlig auf, so nützt kein noch so reichliches Nahrungsangebot, es kommt keine Entwickelung zu Stande; umgekehrt aber, fehlt dieses Nahrungsangebot, so sinkt auch dem entsprechend der Trieb nach Vereinigung, die Spannung der Affinität läßt nach und die individuellen Keime und Triebe müssen verkümmern. — Wir sehen, die Grundbedingungen des organischen Zellenlebens lehren uns bezüglich einer normalen Entwickelung den Werth der Existenz im Zusammenleben und in der hierzu nothwendigen Ernährung, resp. Nahrungsvertheilung suchen. — Wenn es nun hiernach begründet ist, daß das Zellenleben in seiner ganzen

Existenz bedroht erscheint, sobald ihm (gegenüber den feindlichen Einflüssen der Witterung) das Nahrungsangebot entzogen wird, wenn wir ferner Grund haben alle äußere Noth der organischen Entwickelung, und infolge davon alles Concurriren und Jagen um Nahrungsgewinn, und den hiermit zusammenhängenden Kampf ums Dasein aus dieser Noth und dem *Mangel an Nahrungsangebot* herzuleiten*, so erscheint es, wollen wir uns diesen Kampf genau erklären, von einem tiefern Gesichtspunkt aus betrachtet vorerst nothwendig, die Frage nach dem allgemeinen *Nahrungsmangel* und dem *Ueberschuß der Keime* überhaupt zu beantworten.

Wenn Nahrungszufuhr, Fortpflanzungstrieb und Fruchtbarkeit in wechselseitigem proportionalem Verhältnisse stehen, wie uns dieses die gesetzlichen Grundbedingungen des organischen Zellenlebens lehren, so muß sich von vornherein diejenige Ansicht widerlegen, welche die spätere Erscheinung des Nahrungsmangels ursprünglich nach Malthus aus einer *Ueberproduction organischer Lebenskeime und Individuen herleitet*. Sofern diese Ansicht auch eine Berechtigung für *spätere* Entwickelungsperioden hat, in denen die Ursprungsverhältnisse längst überwunden waren, so hat sie doch *für den Uranfang selbst keine Gültigkeit*. Denn wie aus den gesetzlichen Grundbedingungen hervorgeht, muß Nahrungsangebot und Entwickelung selbst im Ursprung gleichen Schritt gehalten haben, und Rückschritt des ersten Factors mußte im Ursprunge auch proportionalen Rückschritt des zweiten zur Folge haben.** Im Ursprunge kann

* Wie denn Darwin in der That im Hinblick auf den Nahrungsmangel bei steigender Zunahme der Bevölkerung den Gedanken des Lebenskampfes als Aperçu gefaßt hat. (Vgl. den Brief Darwin's an Haeckel in Jena: „Schöpfungsgeschichte" von Haeckel, 1. Aufl., S. 107, und Darwin, „Entstehung der Arten", übersetzt von Broun, S. 7; ferner Haeckel, 2. Aufl., S. 143 fg.)

** Sobald wir nämlich der Zergliederung halber ausdrücklich die feindlichen Witterungseinflüsse, welche der jungen Brut in solchen Klimaten schädlich sind, die von den Thieren falsch gewählt, oder vielmehr nur aus Noth gewählt wurden, außer Acht lassen. Wir dürfen das aber um so mehr, als wir für den Uranfang der organischen Schöpfung immerhin anzunehmen berechtigt sind,



daher von einem Mangel an Nahrungsangebot überhaupt gar nicht geredet werden; denn es ist leicht zu sehen, daß nur so viel organische Wesen sich überhaupt entwickeln und also zur Fortpflanzung und Zeugung angeregt werden konnten, als hinreichende und reichliche Nahrung nebst völlig günstigem Klima fanden. Blieb aber diese Nahrung aus, stockten die Quellen des Angebots, so mußte aus obigen Gründen auch die Fruchtbarkeit von selbst durch Anpassung zurückgehen. Der so oft angewandte Satz, daß jede einzelne Art sich ins Unbegrenzte ursprünglich zu vermehren trachtete, findet also seine ursprüngliche Begrenzung am Nahrungsmangel und Mangel an passenden Lebensbedingungen überhaupt. Allein dieser Satz hat dennoch für die spätern Entwickelungsperioden eine ganz andere tiefgehende Bedeutung erhalten. Hätten nämlich die ursprünglich spontan erzeugten Keime auf der Erde sich nur damit begnügt, dem bestimmten Angebot von günstigen Klimaten und löslichen unorganischen Nahrungsquellen sich anzupassen (und andere Quellen konnte ein organischer Ursprung eben noch nicht antreffen), so hätte nach dem Maße des Angebots dieser beiden Bedingungen sich also auch stets das Maß der Fruchtbarkeit und Entwickelung jeder Art richten müssen, und von einem unendlichen Ueberschusse von Keimen jeder oder doch so vieler Arten hätte niemals die Rede sein können. Allein die Entwickelung konnte an den dargebotenen löslichen unorganischen Bestandtheilen des Wassers, der Atmosphäre und des Bodens eben nicht stehen bleiben, sondern neben diesem Angebote kam später ökonomisch noch das Maß derjenigen Bestandtheile, wie wir wissen, zur Nahrungsvertheilung, welches aus abgestorbenen Resten des frühern vorausgegangenen

---

daß sich nur dort die ersten organischen Entwickelungen ansiedelten, wo die Witterungseinflüsse und das Klima dauernd günstig waren und die Entwickelung des Lebens in keiner Weise störten, indem sich eben hier gute Ernährung und hemmende klimatische Einflüsse bezüglich der Entwickelung jedes Individuums einander ausglichen.

organischen Lebens bestand, das von neuem zum Baumaterial einer organischen Entwickelung verwerthet werden konnte. Wie leicht zu übersehen, wäre nun aber, um die Normalbedingungen einer regelrechten Arbeits- und Nahrungstheilung zum Vortheile einer fernern gleichmäßigen Fortentwickelung der Organismen zu erhalten, nothwendig gewesen, daß auch die Nahrung, welche sich aus abgestorbenen Resten des organischen Lebens ergab, völlig gleichmäßig zur Assimilation unter allen Individuen kam. Denn hätten die in einem begrenzten Bezirke eines glücklichen Klimas friedlich zusammen wohnenden Arten dieses Quantum unter sich regelrecht getheilt und sich gleichmäßig angeeignet, in ähnlicher Weise wie etwa in einem gesunden Einzelorganismus die eingenommene und innerlich zum Angebot kommende Nahrung in den Zellgeweben physiologisch zur Aneignung kommen soll, so hätten auch unter diesen keine zu ungleichen feindlichen Gegensätze sich entwickeln können. Die unter diesem günstigen Klima ursprünglich zusammen wohnenden und gleichsam miteinander verwachsenen Arten hätten sich also bezüglich ihrer Nahrungsforderung und Nahrungselection so zu verhalten gehabt wie die verschiedenen Organe und Organsysteme des gesunden Einzelorganismus. Dies aber ist nun offenbar gerade nicht der Fall gewesen, sondern im Gegentheil müssen wir in Rücksicht auf die Verhältnisse annehmen, daß sich unter allen Zonen und selbst unter den günstigsten Klimaten sehr rasch durch zu ungleiches elective Verhalten der Individuen sowol wie der Arten zum Nahrungsangebote sich feindliche Gegensätze der Entwickelung ausbildeten. Diese Gegensätze aber, welche in der Entwickelung sehr früh das Zugroße neben dem Zukleinen gedeihen ließen, konnten nun eben da sie gegeneinander zu wachsen begannen, einander nicht mehr dulden, d. h. es suchten sich nunmehr diese feindlichen organischen Glieder zu verdrängen und aus dem günstigen klimatischen Bezirke ihres Gedeihens zu vertreiben. Es blieb also, wie wir sehen, unter diesen Umständen der Entwickelung gar nicht mehr etwas anderes übrig;

denn wollten sich die einen (als Schwache) von den andern (als den überaus Stärkern) nicht völlig ausplündern, beziehungsweise vertilgen lassen, wollten sie also nicht in ihrer Art gänzlich aussterben, so blieb ihnen nichts übrig wie Auswanderung und möglichst gute Anpassung an neue Verhältnisse und ungünstigere Klimate, also Umformung. Werden die Gegensätze nicht zu ungleich und die Ungerechtigkeit der Vertheilung und Assimilation jenes Nahrungsquantums dem entsprechend nicht zu maßlos, so wird unter Umständen die Nöthigung für die Unterdrückten und Uebervortheilten zur Auswanderung und Umformung nicht so groß, und sie lassen sich daher so lange möglichst langmüthig ausbeuten, bis sie endlich durch Noth gedrängt dennoch sich zur Auswanderung und Umformung entschließen.

Gehen wir nun in die Primordialzeit zurück, so sehen wir, daß unser Planet ursprünglich an verschiedentlichen unorganischen Bestandtheilen (in Bezug auf Atmosphäre, Boden und Wasserverhältnisse) ein örtlich vielleicht sehr verschiedenes, zu großer Divergenz und Arbeitstheilung aufforderndes, aber zugleich sehr reichliches Nahrungsquantum und Angebot günstiger Klimate den Uranfängen der Organismenbildung zur Disposition stellte. Die reichliche Arbeitstheilung aber in allen Bezirken konnte nur günstig auf eine friedliche und rein ästhetische Entwickelung und Zuchtauswahl wirken, und da, wie wir aus den Grundbedingungen ersehen, Fruchtbarkeit und Fortpflanzung nach Maß und Zahl sich den gegebenen äußern Bedingungen ursprünglich gesetzlich hätten anschließen und erblich anpassen müssen, so hätte also auch bei nicht zu ungleicher Aneignung und Vertheilung des Nahrungsquantums eine friedliche organische Fortbildung der in bestimmten individuell günstigsten Bezirken zusammengehörigen Arten recht wohl stattfinden können. Denken wir uns nun diese Bezirke als Systeme wieder nach musterhafter Arbeitstheilung und Ergänzung aneinandergepaßt, so hätte die Uebersicht über das ganze sich entwickelnde Thier- und Pflanzenreich

[illegible] mir jedem nicht, vom anthropologischen Gesichtspunkte an John Lubbock und E. B. Tylor zu erinnern. Von Deutschen sind besonders hervorzuheben die Arbeiten von Karl Vogt, von Scherzer, Schwarz und [illegible] Weisbach, der seine Beobachtungen („Novara-Reise", anthropologischer Theil, II. 269) in Bezug auf die Affenähnlichkeit des Menschen dahin zusammenfaßt, daß er sagt: „Die Abstammung des Menschen concentrirt sich keineswegs bei einem oder dem andern Volke, sondern vertheilt sich derart auf die einzelnen Körperabschnitte bei den verschiedenen Völkern, daß jedes mit irgendeinem Erbstücke dieser Verwandtschaft, freilich das eine mehr das andere weniger bedacht ist, und selbst wir Europäer durchaus nicht beanspruchen dürfen, dieser Verwandtschaft vollständig fremd zu sein." Was die Frage nach der Classification anlangt, so bemerkt Ernst Haeckel hierüber, daß die affenartigen Stammältern des Menschengeschlechts im zoologischen System in der Gruppe der schwanzlosen Schmalnasen (Catarrhina lipocerca) untergebracht werden müssen. Eine Ansicht, der wir wie aus dem Folgenden erhellen wird, nur bedingungsweise theilen können. Wann die Umbildung der Vorältern des Menschengeschlechts zu den niedrigsten Menschenarten stattfand, läßt sich noch nicht sicher bestimmen; doch ist das Wahrscheinlichste, daß dieser wichtigste Vorgang in der menschlichen Schöpfungsgeschichte gegen das Ende der Tertiärzeit stattfand, also in der pliocenen, vielleicht schon in der miocenen Periode, vielleicht aber auch erst im Beginn der Diluvialzeit. Jedenfalls lebte der Mensch schon während der Diluvialzeit, gleichzeitig mit vielen großen, längst ausgestorbenen Säugethieren, namentlich dem primigenen Elefanten oder Mammuth (Elephas primigenius), dem wollhaarigen Nashorn (Rhinoceros tichorrhinus), dem Riesenhirsch (Cervus megaceros), dem Höhlenbär (Ursus spelaeus), der Höhlenhyäne (Hyaena spelaea), dem Höhlentiger (Felis spelaea) u. s. w. Darwin, dessen epochemachendes Werk über die Abstammung des Menschen vor einigen Jahren erschienen ist, kommt in seinen Ergebnissen im allgemeinen mit den Anschauungen Haeckel's überein. Ueber die specielle Thierart, welche als der nächste Vorfahre des Menschengeschlechts anzusehen ist, gelangt er indessen zu keinem genauen Schlusse, sondern er begnügt sich mit allgemeinen Andeutungen, welche die weitere Untersuchung dieser Specialfrage mehr oder weniger nothwendiger erscheinen lassen. In den Schlußbemerkungen des zweiten Theils seines Werkes (S. 342) sagt er über die Abstammung des Menschen: „Vergleicht man die embryologische Bildung des Menschen — die Aehnlichkeiten, welche er mit den niedern Thieren darbietet, die Rudimente, welche er behalten hat, und die Fälle von Rückschlag, denen er

ausgeſetzt iſt, ſo können wir uns theilweiſe in unſerer Phantaſie den frühern Zuſtand unſerer ehemaligen Urerzeuger conſtruiren, und können dieſelben annäherungsweiſe in der zoologiſchen Reihe an ihren gehörigen Platz bringen. Wir lernen daraus, daß der Menſch von einem behaarten Vierfüßer abſtammt, welcher, mit einem Schwanze und zugeſpitzten Ohren verſehen, wahrſcheinlich in ſeiner Lebensweiſe ein Baumthier und ein Bewohner der Alten Welt war."

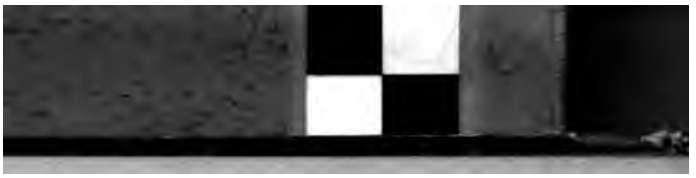
2.

Der Kampf ums Dasein und die Grundbedingungen des organischen Sociallebens.

Die Thierwelt im Hinblick auf die Stufenfolge des Intellects und auf das [illegible] Leben. — Das Verhalten der Arten im Kampfe ums Dasein. [illegible] auf das friedliche Leben der Arten und Organismen auf [illegible] gedachten isolirten und glücklich befruchteten Insel. — Das [illegible] friedliche Zusammenleben der organischen Zellen im [illegible]. — Der sich hieraus ergebende Fingerzeig für die [illegible] des Artenkampfes ums Dasein vom sittlichen Gesichtspunkte. — [illegible] Das organische Zellenleben und seine [illegible]. Die Nothwendigkeit regelrecht vertheilter [illegible] aller gesunden organischen Zustände. — [illegible] und die sich infolge dessen entwickelnden [illegible] in der Organismenbildung. — Die Verschiebung [illegible]. — Die aus dem Kampfe der [illegible] der am besten bewaffneten Macht. — Die zu un[illegible] im Kleinleben der Zellen zu ähnlichen krank[illegible] unter den zusammenwohnenden Arten. — [illegible] vom naturgeschichtlichen Ge[illegible]. Die organische Gemeinschaft im Staate und als Staat. — [illegible] zum folgenden Kapitel.

[illegible] da man noch eine unüber[illegible] der sittlichen Handlungsweise der Menschen [illegible] denn längst haben uns tausend [illegible] die Thiere in ihrer Weise einen [illegible] Erkenntniß besitzen, und aufmerk[illegible] der Erziehungsfähigkeit und [illegible] von bestimmten Daten

geliefert, welche nicht zweifeln lassen, daß die Thiere hinsichtlich ihres Betragens und ihres Handelns bei weitem strenger beurtheilt zu werden verdienen, als wir das bei ihnen bisher zu thun gewohnt waren. Schon auf den niedrigsten Stufen des Lebens finden wir neben deutlich ausgesprochener Empfindung auch bestimmt ausgebildete Gewohnheiten bezüglich des Verhaltens der gleichartigen Thiere zueinander. Ein Blick ins Meer läßt uns staunen über die eigensinnige und feingeübte Nahrungswahl der Quallen und Polypen; der Seemann bewundert den schon bei einigen dieser Thiere so merkwürdig ausgeprägten Geselligkeitstrieb und staunt über die langen Züge von Kammquallen, welche sein Schiff begleiten. Wachsamkeit und eigene Lebenslust rühren sich in der Muschelwelt und beleben alle Molluskenarten, wenn sie, mit Fühlern begabt, sorgfältig ihre Umgebung prüfen und betasten und erschreckt von einem unbekannten Geräusch sich in ihr Gehäuse flüchten, genau wahrnehmend, wenn sich ihr Feind zurückgezogen und entfernt hat. Verfolgen wir aber das Leben der Insektenwelt, so thun sich hier und da bereits die Wunder eines hoch gesitteten und unsittlich geführten Lebensdaseins auf. Geselligkeitssinn, Unterstützungstrieb, deutliche, ja oft scharfsinnige Unterscheidung von Freund und Feind, gegenseitige Sklaverei, Kunstfertigkeitssinn aller Art befinden sich bei diesen Thieren schon auf einer bekanntlich merkwürdig hohen Stufe. Es genügt zu erwähnen, daß die eigentliche Staatenbildung, welche unter den höher entwickelten Thieren nur der Mensch bestimmter durchgeführt hat, sich wunderbarerweise auch bei den Bienen und Ameisen vorfindet. Man hat vielleicht nicht ohne Grund geschlossen, daß, weil diese Thiere, gestützt auf ihre Fühl- und Tastwerkzeuge, untereinander eine hoch ausgeprägte Geberdensprache entwickelt haben, sich dieselben hinsichtlich ihrer Unterscheidungsgabe und ihrer geselligen Lebensweise so weit über die vielen andern höher stehenden Thierarten zu erheben wußten. Große Wachsamkeit, bestimmtes Gedächtniß und oft viel Geselligkeitssinn zeigen auch die Fische, wenngleich ihre physisch



und Flüchtlinge geht hierbei im fernen Lande zu Grunde, andere dauern aus und finden nun eine Stätte *bessern* Gedeihens. Allein nicht überall herrscht in so crassem Grade die Plünderung der Schwachen, nicht überall müssen die Mäßigen vor den Unersättlichen flüchten und auswandern, um sich umzuformen, und so an eine neue Heimat zu gewöhnen, sondern hier und da wissen sich die Schwächern geschickt genug zu verbergen und sich ihren Verfolgern zu entziehen, sodaß nur der Zufall sie in die Hände ihrer stärkern Feinde liefert, und jetzt müssen sich nun die Stärkern, da sie vom Zufall das Gedeihen ihrer Art ebenso wenig wie die Stillung ihres Hungers abhängig machen können, zur Auswanderung anschicken, um neue, bessere und reichlichere Nahrungsplätze zu suchen. So scheint das Auswandern und Umformen nicht aufhören zu sollen, und es herrscht in der That eine tiefeingreifende Bewegung unter den unzähligen Arten der Thierwelt.

Am friedlichsten, und fast könnte man sagen, idyllisch scheint es bezüglich der Zuchtwahl an solchen Orten zuzugehen, wo sich eine Reihe annähernd gleichstarker friedlicher Arten und Genossen in die Nahrung des gemeinsam beherrschten Feldes rechtmäßig theilen, und wo die sanftern Einflüsse der Witterung jedes geborene Leben schützen und fortkommen lassen. Hier scheinen die Gegensätze ausgeglichen und die Glieder als Concurrenten fein aneinandergepaßt zu sein. Keiner sucht hier den andern gänzlich vom Felde zu verdrängen, von den Pflanzen des Feldes werden anspruchslos nur die im Ueberschuß wuchernden absterbenden Blätter zernagt, und der Nachwuchs derselben scheint ungefährdet, die mannichfachen Kräuter aber scheinen hier zugleich eine unendliche Auswahl für viele der friedlichen Nager zu bieten, welche nunmehr nicht zögern, sich rechtmäßig in diese Auswahl zu theilen. Einander nicht anfeindend, scheinen sich die hier lebenden Arten ihren Nachwuchs und das friedliche Gedeihen der Ihrigen zu sichern; und als wenn die Natur ahnte, daß durch eine zu große Vermehrbarkeit der angesiedelten

Arten, gegenüber der bestimmten Sterblichkeit der einzelnen, auch hier selbst der Friede wiederum mit der Zeit gestört werden könnte, da sie bezüglich der Fruchtbarkeit die Ziffer der Geborenen wunderbar derjenigen der Gestorbenen angepaßt. Hier scheint in der That auf immer Friede zu herrschen, während dort ein unaufhaltsamer Kampf die Arten zum ewigen Auswandern und Umformen zwang. Während sich dort die Arten einander flohen und scheu einander auswichen, scheinen hier unter diesem günstigen Himmel die friedlich miteinander wohnenden Thiere die ihnen gemeinsam gebotene Nahrung rechtmäßig zu theilen, ja sie scheinen sogar einander zu suchen, wol gar zu kreuzen, und während sich dort die Arten einander bis an die Zähne bewaffnen mußten, um sich vor Flucht, Auswanderung und Plünderung zu schützen, und während die Flüchtenden und Auswanderten nur ein mühseliges Dasein führten, da sie nur zu oft in fernen fremden Lande erkrankten und verkrüppelten, entfalten hier dagegen alle Arten unter der Obhut ihrer friedlichen, regelrechten und gesunden Arbeits- und Nahrungstheilung ein Spiel der reichsten und blühendsten Körperfülle und Farbenpracht, reizen untereinander zu gegenseitiger ewiger Gefallsucht, und ein ästhetisches Formenspiel der mannichfaltigsten Art beginnt sich hier zu entwickeln. Dort schien Kampf ums Dasein zu herrschen, hier herrscht freundlicher Friede, hier regelt eine harmonische und organische Arbeitsgewinn- und Nahrungstheilung die Zuchtwahl im Sinne einer tiefern physischen Aesthetik, dort aber züchtet Kampf, Ausbeutung und Sklaverei. Hier gibt es nur sanfte und mit den friedlichsten, aber herrlichsten Kleidern angethane Thiere; dort aber herrschen die gefährlich bewaffneten Raubthiere, die nur plündern und blutgierig ihre Genossen unterdrücken. Aber wo sind denn auf der Erde jene rein friedlichen und paradiesischen Stätten, an denen eine friedliche Entfaltung der Kräfte und Organismen und eine Fortzüchtung durch friedliche Zuchtwahl nach ästhetischen Merkmalen allein statthat? so höre ich ungeduldig meinen zoologisch gebildeten Leser und Anhänger Darwin's

fragen. Und dieſe Frage thut er mit Recht, denn nur an ſehr wenigen Stellen der Erde, etwa auf einigen glücklich befruchteten Inſeln, wäre es überhaupt denkbar, daß ſich eine ſolche idylliſche, rein friedliche, äſthetiſche Zuchtwahl, Ausbildung, Arbeitstheilung und Fortpflanzung der Arten und Individuen, und ſelbſt hier nur unter den glücklichſten Umſtänden, annäherungsweiſe entwickelt habe. In Anbetracht der Entwickelung der wirklichen Verhältniſſe unſers Planeten und der überall angetroffenen unvollkommenen Zuſtände der Arten und Organismen untereinander dürfen wir aber im Grunde kurzweg ſagen, daß die oben geſchilderten Bedingungen, und alſo ſelbſt jene glücklichen Inſeln und Orte auf der Erde leider gar nicht angetroffen werden und alſo nur auf ein Ideal hinweiſen. Allein wir irren, wenn wir meinen, dieſes Ideal wäre ſo ganz unerreichbar für die Entwickelung der Thierwelt geweſen, wie es oberflächlich geſehen in der That den Anſchein hat. Ehe wir hierüber in naturwiſſenſchaftlicher Beziehung endgültig urtheilen, müſſen wir eben vorerſt bedenken, daß es nachweisliche Thatſachen gibt, welche darthun, daß nicht immer nur ſolche Merkmale und Eigenſchaften im Umbildungsproceß der Thiere und Pflanzen zur Vererbung kommen, die nur für den Kampf ums Daſein wichtig ſind. Ja im Gegentheil es gehen ſogar mannichfache Schutzwaffen im Laufe der Entwickelung für die Vererbung ganz verloren. So hat der Menſch, worauf ſchon Wallace hinwies, den natürlichen Schutz ſeiner haarigen Bedeckung verloren. Wie vielfach mögen ſich die Beiſpiele nach genauer Unterſuchung häufen, ſobald es ſich darum handelt feſtzuſtellen, inwieweit ſich deutlich rein äſthetiſche Beſtrebungen bei der Vererbung und Fortbildung der Organismen verwirklicht finden! Daß ſolche Beſtrebungen der Vererbung exiſtiren, hat uns Darwin ſelbſt durch ein Beiſpiel belegt, wir erinnern nur an den Tanz der Felſenhuhnmännchen in Guayana. (Vgl. „Ausland", Jahrgang 1871, S. 90.) Sind die äſthetiſchen Beſtrebungen bezüglich der zu erhaltenden und fortzuzüchtenden Merkmale auch

thatsächlich sehr in den Hintergrund gedrängt, so sehen wir also doch, daß sie nicht völlig verschwunden sind. Wer aber will behaupten, was aus der Farbenpracht und der Formenwelt der organischen Schöpfung überhaupt geworden wäre, wenn nur die ästhetischen Bestrebungen bei der Zuchtwahl in den Vordergrund getreten wären und der unästhetische Kampf und die Mordlust sich keine Geltung erobert hätten? Das schlagendste Beispiel aber für die Forderung einer friedlichen, harmonischen und ästhetischen Auseinandersetzung und Umbildung bezüglich des Zusammenlebens von organischen Theilchen bietet uns der Zellencomplex des Einzelorganismus. Denn was im äußern Leben der Individuen nur unter den seltensten Bedingungen und vielleicht nur ganz zufälligerweise sich hier und da annähernd, oder genau genommen gar nicht verwirklicht hat, das wird sonderbarerweise als Regel, ja als conditio sine qua non für das cellulare organische Innenleben der Einzelindividuen und zu dessen gedeihlicher Entwickelung gefordert. Im Innern des individuellen Organismus muß nämlich nothwendig eine ruhige, friedliche Arbeitstheilung der hier zusammenlebenden mikroskopischen Zellenthierchen (denn mit Recht dürfen wir die Zellen als solche so nennen) herrschen, denn ein wilder, unästhetischer Kampf ums Dasein, der die Zellen durch Ausbeutung und Plünderung zerstörte oder zu ewiger Auswanderung aus ihren Wohnplätzen nöthigte, würde alsbald Krankheit, Misbildung und raschen, frühzeitigen Tod des Individuums zur Folge haben. Schon aus dieser Forderung würde uns ein Fingerzeig in Bezug darauf erwachsen, wie und mit welchem Maßstabe wir in sittlicher und normaler Beziehung den im äußern Leben der Arten und Individuen herrschenden Kampf und Krieg ums Dasein zu beurtheilen haben. Allein zu einem genauern Urtheil kommen wir nur erst dann, wenn wir zugleich die Gesetze des Verhaltens der kleinsten Einzelwesen als Zellen in dieser Hinsicht ins Auge gefaßt haben.

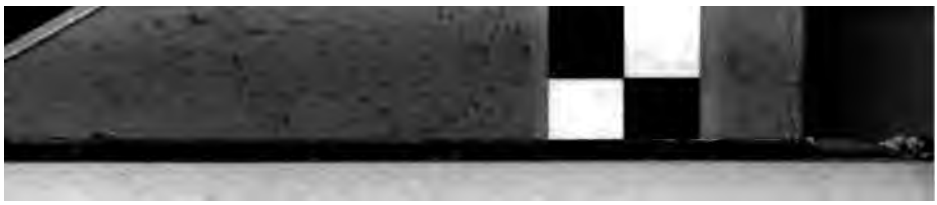
In dem bunten und wirren Gemälde der organischen Zellenwelt

und unter den sich in der Thierwelt abspielenden Ereignissen hat sich nur erst seit der Zeit ein klareres Licht verbreitet, als es dem größten und bedeutendsten der jetzt lebenden Zoologen, ja fast darf man sagen, dem bedeutendsten Manne unter den heutigen Naturforschern überhaupt, gelang, nicht nur den Grundgedanken der bereits von Goethe und Lamarck angedeuteten Abstammungslehre klarer und genauer zu entwickeln, sondern auch die natürlichen Ursachen der organischen Entwickelung und die causae efficientes der Formenbildung, der Umformung und Veränderung unter den Thier- und Pflanzenarten uns zu enthüllen. Man hat Darwin nicht mit Unrecht den Newton der Biologie genannt; denn erst ihm gelang es, die Gesetze festzustellen, durch welche sich die attractiven und repulsiven Bewegungen der biologischen Welt erklären und verstehen lassen. Hatte Lamarck nur den Verlauf der Stufenfolge, der Ausbildung, Umbildung und Entwickelung ins Auge gefaßt, so verstand es Darwin, uns zu zeigen, warum diese fortschreitenden Umbildungen stattfanden, er zeigte die guten und bösen mechanisch wirkenden Factoren, welche die Bewegungen der Vermehrung und Verminderung, der Ansiedelung oder der Wanderung der einzelnen Arten in der Thier- und Pflanzenwelt zur Folge haben mußten. Er wies hin auf den Thierzüchter und zeigte, wie sich dieser die Gesetze der Erblichkeit und der Continuität sowie andererseits das der individuellen Anpassung oder der veränderlichen Differentiirung zu Nutze zu machen wußte. Als es ihm klar vor Augen stand, daß die Gesetze der Beharrung und des individuellen spielenden Wechsels auch unter den Arten der freien und wilden Natur ihre ausnahmslose Gültigkeit haben müssen, da suchte er nun nach dem ursächlichen züchtenden Factor des ungebundenen Naturlebens. Und als er bemerkte, wie ungleich vertheilt auf der Erde Angebot und Nachfrage bezüglich der Nahrung und anderer Existenzbedingungen vorgefunden werden, da wurde ihm klar, daß dieser Zuchtmeister hier stets und allein die äußere Noth war, welche nur diejenigen anhaltend ertragen konnten,

welche durch ihre körperlichen Eigenthümlichkeiten sich mit der Ungunst der Verhältnisse abzufinden wußten oder, ihre Kräfte sammelnd, ihre Mitbewerber um das ihnen gelieferte geringe Nahrungsangebot aus dem Felde zu schlagen verstanden. So entwickelte sich unter dem Drucke dieser ungleich vertheilten Verhältnisse ein wilder Kampf, und allenthalben, wo die Noth wuchs, bewaffneten sich die Thiere gegeneinander, es kam zu Mord und Raubsucht, und ein abscheuliches Schmarotzerwesen begann sich andererseits einzuschleichen. Mit scharfem Blicke erkannte Darwin, daß der Druck dieser Bedingungen ein zwar unwillkommener, aber unermüdlich antreibender Zuchtmeister war. Es scheint kaum ein Zufall zu sein, daß es gerade zwei Engländer waren, welche unabhängig voneinander erkannten, daß der Druck zu ungleicher, übler ökonomischer Verhältnisse, durch welche die Liebe zu dicht neben den Hunger gestellt wurde, ein natürlicher Zuchtmeister sein mußte, der mit eisernem Arme die Gesetze der Erblichkeit und der Adaption zu handhaben wußte. Wären in socialer und nationalökonomischer Hinsicht die Thatsachen, auf welche der geistvolle und scharfblickende Darwin, und neben ihm der edelgesinnte Wallace, die Selectionstheorie begründeten, nicht so in die Augen fallend, so hätte sich nimmer ihre Ansicht eine so weite Verbreitung unter den klar denkenden Geistern erobert. Aber eben gerade deswegen, weil wir einsehen, wie Darwin bei der Lektüre des berühmten Buches von Malthus „Ueber die Bevölkerung" den Gedanken fassen konnte, daß die Noth und das Uebel in der freien Natur die auswählenden Züchter, ja man darf sagen die Zuchtruthen sind, welche die organischen Umbildungsgesetze handhaben, so ist es auch bezüglich einer Beurtheilung dieser Wahrheit vom sittlichen Gesichtspunkte um so wichtiger, daß wir uns eine tiefere Einsicht verschaffen in die primitiven Grundbedingungen, welche in sittlicher Beziehung zum normalen Gedeihen der Organismen gefordert werden. Erst wenn wir diese Bedingungen erwogen haben, können wir, in Betracht der ungünstigen Lage, in welche die Entwickelung der orga-

niſchen Welt gerathen zu ſein ſcheint, uns eine genaue Anſicht über die Urſachen dieſer Misverhältniſſe bilden, und nur dann erſt die Erforderniſſe einſehen, die in ſittlicher Beziehung nothwendig werden, dieſen Uebeln möglichſt aus dem Wege zu gehen. So, ſehen wir, hängt von der genauern Einſicht in die Lehre Darwin's auch die correcte Löſung unſerer ſocialen Fragen ab, und das kann nicht wundernehmen; denn wir haben längſt einſehen lernen, daß, wenn wir die menſchlichen Verhältniſſe dem Drucke der ungleichen Bedingungen (welche ſich auf unſerm Planeten im großen wie im kleinen ſtets von neuem zu entwickeln ſcheinen) unbeanſtandet anheimgeben, wir in dieſelben Lagen in ſocialer Hinſicht gerathen wie die Thiere. Ja weil wir eben bisjetzt nur verhältnißmäßig wenig mit unſerer höhern menſchlichen Einſicht gegen den Druck dieſer allgemeinen Uebel auszurichten vermochten, deshalb dürfen wir ſagen, daß wir uns nicht eben zu weit über die ſocialen Misverhältniſſe der Thierwelt erhoben haben.

Um nun die ſittlichen Grundbedingungen einzuſehen, welche das Gedeihen aller organiſchen Entwickelung erfordert, können wir nicht, wie bisher ganz allgemein geſchehen iſt, nur bei den Individuen und Arten und deren ſocialem Leben ſtehen bleiben, ſondern wir müſſen, um der Sache genau auf den Grund zu gehen, uns auch das Socialleben der mikrokosmiſchen Zellenwelt im Einzelorganismus betrachten, und das ſcheint um ſo wichtiger, als ja die Individuen ſelbſt gar keinen Kampf und keine Concurrenz um die gebotenen äußern Lebensbedingungen führen könnten, hätten ſie nicht zuvor bis zum gewiſſen Grade wenigſtens das Gedeihen ihres eigenen Körpers geſichert. Sinkt das Gedeihen dieſer körperlichen Unterlage, ſo entfällt auch den Thieren der Muth, den Kampf zu beſtehen, und Krankheit, Schwächung und andere Factoren drücken ſie ihren Concurrenten gegenüber herab, ein Umſtand, den ſich der Concurrent raſch zu Nutze zu machen verſteht, um ſeinen Gegner nicht nur zu



verdrängen, sondern ihn auch möglichst auszubeuten und zu plündern. Wir sehen also, in wie inniger Wechselbeziehung das Kleinleben und sociale Zellenleben mit dem äußern Zusammenleben der Individuen und Arten überhaupt steht, und wie sich das eine wechselseitig auf das andere stützt, um gehemmt oder gefördert zu werden.

Wie wir von jedem Atom logischerweise fordern, daß es sich gegen alle Einflüsse von außen selbst behauptet, und also der Selbsterhaltungstrieb schon an den Atomen eine wichtige Rolle spielt, so müssen wir diesen Trieb also auch denjenigen kleinsten Einzelwesen von vornherein zusprechen, die, als organische Zellen am individuellen Organismus, bereits einen festgegliederten Complex einer großen Anzahl von Atomen ausmachen. Jede Zelle im Körper besitzt diesen Selbsterhaltungstrieb, eine jede äußert eine charakteristische Liebe zum Leben und sucht ihr Dasein zu erhalten, indem sie mit einem berechtigten Egoismus jeden Eingriff und Angriff auf ihren organischen Zusammenhang durch eine repulsive, sich diesem Angriffe entziehende Bewegung beantwortet. Und wie in der ganzen Welt concreterweise kein Atom einzeln für sich existirt, sondern nur Atomgruppen und Atomcomplexe (Molecüle) angetroffen werden, und dem Atom neben seinem repulsiven Selbsterhaltungstriebe noch gleichzeitig ein anderer wichtiger Trieb zugesprochen werden muß, den wir den Affinitätstrieb oder Verwandtschaftstrieb nennen und dessen Wesen in dem attractiven Streben liegt, stets mit bestimmten andern Atomen vereinigt zu bleiben, so auch bei den aus Atomen und Molecülen zusammengesetzten Zellen; auch ihnen wohnt der Trieb inne, sich gesellig zu vereinigen, sich mit andern gemeinschaftlich zu sammeln, und wenn wir uns so ausdrücken dürfen, organisch zu krystallisiren. Dieser Attractionstrieb der Zellen, der sie krystallartig in bestimmten Formen zu Gruppen vereinigt, die inniger untereinander zusammenhängen und eine höhere Einheit ausmachen, ist von hoher Wichtigkeit. Denn wie auf den höhern biologischen Stufen nur im zusammenhängenden Familienleben Fortpflanzung und Begattung stattfindet,

so hängt auch mit den niedrigsten organischen Associationen der Zellen innig das Wesen der Fortpflanzung, der Differentiirung und der ausstoßenden Theilung als Neubildung zusammen. So sehen wir, daß in den Grundbedingungen des Zellenlebens die Liebe zum Leben in Form der Selbsterhaltung ebenso, wie andererseits das Leben der Liebe durch den Drang nach verwandtschaftlicher Gesellung, Verbindung, Vereinigung und Verträglichkeit zum Ausdrucke gelangen. Von diesem Streben nach verwandtschaftlicher Vereinigung ist die Begattung selbst eben nur die höchste Potenz, welche das Entwickelungsziel der organischen Wesen bildet und die Individuen von frühester Zeit antreibt sich selbst zu erhalten, um durch sorgfältige Nahrungsauswahl in möglichst vollendeter Form aufzuwachsen und vollkommen diesem Ziele entgegenzureifen. Wie sich das Streben nach verwandtschaftlicher Vereinigung zur Fortpflanzung verhält, so verhält sich der Selbsterhaltungstrieb zur Nahrungssorge. Wir sehen daß im organischen Kleinleben ganz die nämlichen Bedingungen herrschen, wie sie im großen unter den Individuen selbst zum Ausdrucke gelangen. Wie ein völlig isolirtes Individuum ein zweckloses Nichts ist, so auch ein isolirtes Atom oder isolirtes Zellenmolecül. Erst indem diese kleinen und großen Individuen zu zweckvoller Vereinigung zusammentreten, erhalten sie Werth, und erst hiermit verdoppeln sie ihren Nahrungs- und Selbsterhaltungstrieb. Heben wir den Affinitäts- und Vereinigungstrieb völlig auf, so nützt kein noch so reichliches Nahrungsangebot, es kommt keine Entwickelung zu Stande; umgekehrt aber, fehlt dieses Nahrungsangebot, so sinkt auch dem entsprechend der Trieb nach Vereinigung, die Spannung der Affinität läßt nach und die individuellen Keime und Triebe müssen verkümmern. — Wir sehen, die Grundbedingungen des organischen Zellenlebens lehren uns bezüglich einer normalen Entwickelung den Werth der Existenz im Zusammenleben und in der hierzu nothwendigen Ernährung, resp. Nahrungsvertheilung suchen. — Wenn es nun hiernach begründet ist, daß das Zellenleben in seiner ganzen

Existenz bedroht erscheint, sobald ihm (gegenüber den feindlichen Einflüssen der Witterung) das Nahrungsangebot entzogen wird, wenn wir ferner Grund haben alle äußere Noth der organischen Entwickelung, und infolge davon alles Concurriren und Jagen um Nahrungsgewinn, und den hiermit zusammenhängenden Kampf ums Dasein aus dieser Noth und dem Mangel an Nahrungsangebot herzuleiten*, so erscheint es, wollen wir uns diesen Kampf genau erklären, von einem tiefern Gesichtspunkt aus betrachtet vorerst nothwendig, die Frage nach dem allgemeinen Nahrungsmangel und dem Ueberschuß der Keime überhaupt zu beantworten.

Wenn Nahrungszufuhr, Fortpflanzungstrieb und Fruchtbarkeit in wechselseitigem proportionalem Verhältnisse stehen, wie uns dieses die gesetzlichen Grundbedingungen des organischen Zellenlebens lehren, so muß sich von vornherein diejenige Ansicht widerlegen, welche die spätere Erscheinung des Nahrungsmangels ursprünglich nach Malthus aus einer Ueberproduction organischer Lebenskeime und Individuen herleitet. Sofern diese Ansicht auch eine Berechtigung für spätere Entwickelungsperioden hat, in denen die Ursprungsverhältnisse längst überwunden waren, so hat sie doch für den Uranfang selbst keine Gültigkeit. Denn wie aus den gesetzlichen Grundbedingungen hervorgeht, muß Nahrungsangebot und Entwickelung selbst im Ursprung gleichen Schritt gehalten haben, und Rückschritt des ersten Factors mußte im Ursprunge auch proportionalen Rückschritt des zweiten zur Folge haben.** Im Ursprunge kann

* Wie denn Darwin in der That im Hinblick auf den Nahrungsmangel bei steigender Zunahme der Bevölkerung den Gedanken des Lebenskampfes als Aperçu gefaßt hat. (Vgl. den Brief Darwin's an Haeckel in Jena: „Schöpfungsgeschichte" von Haeckel, 1. Aufl., S. 107, und Darwin, „Entstehung der Arten", übersetzt von Bronn, S. 7; ferner Haeckel, 2. Aufl., S. 143 fg.)

** Sobald wir nämlich der Zergliederung halber ausdrücklich die feindlichen Witterungseinflüsse, welche der jungen Brut in solchen Klimaten schädlich sind, die von den Thieren falsch gewählt, oder vielmehr nur aus Noth gewählt wurden, außer Acht lassen. Wir dürfen das aber um so mehr, als wir für den Uranfang der organischen Schöpfung immerhin anzunehmen berechtigt sind,

daher von einem Mangel an Nahrungsangebot überhaupt gar nicht geredet werden; denn es iſt leicht zu ſehen, daß nur ſo viel organiſche Weſen ſich überhaupt entwickeln und alſo zur Fortpflanzung und Zeugung angeregt werden konnten, als hinreichende und reichliche Nahrung nebſt völlig günſtigem Klima fanden. Blieb aber dieſe Nahrung aus, ſtockten die Quellen des Angebots, ſo mußte aus obigen Gründen auch die Fruchtbarkeit von ſelbſt durch Anpaſſung zurückgehen. Der ſo oft angewandte Satz, daß jede einzelne Art ſich ins Unbegrenzte urſprünglich zu vermehren trachtete, findet alſo ſeine urſprüngliche Begrenzung am Nahrungsmangel und Mangel an paſſenden Lebensbedingungen überhaupt. Allein dieſer Satz hat dennoch für die ſpätern Entwickelungsperioden eine ganz andere tiefgehende Bedeutung erhalten. Hätten nämlich die urſprünglich ſpontan erzeugten Keime auf der Erde ſich nur damit begnügt, dem beſtimmten Angebot von günſtigen Klimaten und löslichen unorganiſchen Nahrungsquellen ſich anzupaſſen (und andere Quellen konnte ein organiſcher Urſprung eben noch nicht antreffen), ſo hätte nach dem Maße des Angebots dieſer beiden Bedingungen ſich alſo auch ſtets das Maß der Fruchtbarkeit und Entwickelung jeder Art richten müſſen, und von einem unendlichen Ueberſchuſſe von Keimen jeder oder doch ſo vieler Arten hätte niemals die Rede ſein können. Allein die Entwickelung konnte an den dargebotenen löslichen unorganiſchen Beſtandtheilen des Waſſers, der Atmoſphäre und des Bodens eben nicht ſtehen bleiben, ſondern neben dieſem Angebote kam ſpäter ökonomiſch noch das Maß derjenigen Beſtandtheile, wie wir wiſſen, zur Nahrungsvertheilung, welches aus abgeſtorbenen Reſten des frühern vorausgegangenen

daß ſich nur dort die erſten organiſchen Entwickelungen anſiedelten, wo die Witterungseinflüſſe und das Klima dauernd günſtig waren und die Entwickelung des Lebens in keiner Weiſe ſtörten, indem ſich eben hier gute Ernährung und hemmende klimatiſche Einflüſſe bezüglich der Entwickelung jedes Individuums einander ausglichen.

organischen Lebens bestand, das von neuem zum Baumaterial einer organischen Entwickelung verwerthet werden konnte. Wie leicht zu übersehen, wäre nun aber, um die Normalbedingungen einer regelrechten Arbeits- und Nahrungstheilung zum Vortheile einer fernern gleichmäßigen Fortentwickelung der Organismen zu erhalten, nothwendig gewesen, daß auch die Nahrung, welche sich aus abgestorbenen Resten des organischen Lebens ergab, völlig gleichmäßig zur Assimilation unter allen Individuen kam. Denn hätten die in einem begrenzten Bezirke eines glücklichen Klimas friedlich zusammen wohnenden Arten dieses Quantum unter sich regelrecht getheilt und sich gleichmäßig angeeignet, in ähnlicher Weise wie etwa in einem gesunden Einzelorganismus die eingenommene und innerlich zum Angebot kommende Nahrung in den Zellgeweben physiologisch zur Aneignung kommen soll, so hätten auch unter diesen keine zu ungleichen feindlichen Gegensätze sich entwickeln können. Die unter diesem günstigen Klima ursprünglich zusammen wohnenden und gleichsam miteinander verwachsenen Arten hätten sich also bezüglich ihrer Nahrungsforderung und Nahrungselection so zu verhalten gehabt wie die verschiedenen Organe und Organsysteme des gesunden Einzelorganismus. Dies aber ist nun offenbar gerade nicht der Fall gewesen, sondern im Gegentheil müssen wir in Rücksicht auf die Verhältnisse annehmen, daß sich unter allen Zonen und selbst unter den günstigsten Klimaten sehr rasch durch zu ungleiches elective Verhalten der Individuen sowol wie der Arten zum Nahrungsangebote sich feindliche Gegensätze der Entwickelung ausbildeten. Diese Gegensätze aber, welche in der Entwickelung sehr früh das Zugroße neben dem Zukleinen gedeihen ließen, konnten nun eben da sie gegeneinander zu wachsen begannen, einander nicht mehr dulden, d. h. es suchten sich nunmehr diese feindlichen organischen Glieder zu verdrängen und aus dem günstigen klimatischen Bezirke ihres Gedeihens zu vertreiben. Es blieb also, wie wir sehen, unter diesen Umständen der Entwickelung gar nicht mehr etwas anderes übrig;

denn wollten ſich die einen (als Schwache) von den andern (als den überaus Stärkern) nicht völlig ausplündern, beziehungsweiſe vertilgen laſſen, wollten ſie alſo nicht in ihrer Art gänzlich ausſterben, ſo blieb ihnen nichts übrig wie Auswanderung und möglichſt gute Anpaſſung an neue Verhältniſſe und ungünſtigere Klimate, alſo Umformung. Werden die Gegenſätze nicht zu ungleich und die Ungerechtigkeit der Vertheilung und Aſſimilation jenes Nahrungsquantums dem entſprechend nicht zu maßlos, ſo wird unter Umſtänden die Nöthigung für die Unterdrückten und Uebervortheilten zur Auswanderung und Umformung nicht ſo groß, und ſie laſſen ſich daher ſo lange möglichſt langmüthig ausbeuten, bis ſie endlich durch Noth gedrängt dennoch ſich zur Auswanderung und Umformung entſchließen.

Gehen wir nun in die Primordialzeit zurück, ſo ſehen wir, daß unſer Planet urſprünglich an verſchiedentlichen unorganiſchen Beſtandtheilen (in Bezug auf Atmoſphäre, Boden und Waſſerverhältniſſe) ein örtlich vielleicht ſehr verſchiedenes, zu großer Divergenz und Arbeitstheilung aufforderndes, aber zugleich ſehr reichliches Nahrungsquantum und Angebot günſtiger Klimate den Uranfängen der Organismenbildung zur Dispoſition ſtellte. Die reichliche Arbeitstheilung aber in allen Bezirken konnte nur günſtig auf eine friedliche und rein äſthetiſche Entwickelung und Zuchtauswahl wirken, und da, wie wir aus den Grundbedingungen erſehen, Fruchtbarkeit und Fortpflanzung nach Maß und Zahl ſich den gegebenen äußern Bedingungen urſprünglich geſetzlich hätten anſchließen und erblich anpaſſen müſſen, ſo hätte alſo auch bei nicht zu ungleicher Aneignung und Vertheilung des Nahrungsquantums eine friedliche organiſche Fortbildung der in beſtimmten individuell günſtigſten Bezirken zuſammengehörigen Arten recht wohl ſtattfinden können. Denken wir uns nun dieſe Bezirke als Syſteme wieder nach muſterhafter Arbeitstheilung und Ergänzung aneinandergepaßt, ſo hätte die Ueberſicht über das ganze ſich entwickelnde Thier- und Pflanzenreich

Sklaven zu machen, oder diese Unterdrückten als Nahrung und Beute überhaupt zu verwerthen, noch bevor diese ihr Leben völlig beendigt hatten. Forderten die primitiven Grundbedingungen des individuellen Zellenlebens eine normale Arbeitstheilung und Ergänzung, so war jetzt an Stelle dessen ein allgemeines Parasitenthum einerseits und Raubthierwesen andererseits eingerissen, und hiermit alle organische Normalzüchtung beiseitegeschoben. Ungerechtigkeit und Noth begannen nun zu Zuchtmeistern zu werden, und wir können uns bei dieser Unnormalheit der Verhältnisse, denen gegenüber jede Art dem Sauve qui peut preisgegeben war, auch nicht wundern, daß sich demgemäß die natürlichen und normalen Grundbedingungen der Fruchtbarkeit, Fortpflanzungsfähigkeit und Ernährung völlig abgeändert haben. Denn während Fortpflanzung, Fruchtbarkeit und Nahrungswahl gleichen Schritt hätten halten müssen mit den gebotenen Bedingungen und der gesetzmäßigen Sterblichkeit der Art, paßten sich diese in dem allgemeinen Schiffbruche der normalen Fortentwickelung nunmehr der allgemeinen Parole des Sauve qui peut an, und da unter diesen Umständen jede Art möglichst viel Terrain gegen andere Arten zu gewinnen, oder ist sie schwach, sich doch zu erhalten sucht, so dürfen wir uns nicht wundern, daß unter den meisten Verhältnissen trotz schlechter Ernährung ein Ueberschuß an Fruchtbarkeit aufgebracht wird, durch welchen gleichsam erzwungen werden soll, was hinterher für die meisten dennoch nicht erreichbar ist. So erklärt sich die seltsame Erscheinung, daß die Fruchtbarkeit der Unterdrückten und Ausgebeuteten trotz ihrer spärlichen Ernährung (oder vielmehr sonderbarerweise gerade ebendeshalb) am größten ist. Wie uns unsere menschlich-socialen Zustände lehren, ist es die ausgebeutete Arbeiterklasse, in welcher sich trotz alles Nahrungsmangels die größte Fruchtbarkeit vererbt. Dasselbe läßt sich in Bezug auf die Thiere nachweisen, und bedenken wir, daß das Parasitenthum im Grunde nur eine Folge des allgemeinen Sauve qui peut war, so werden

wir uns die unglaublichen Ziffern bezüglich der Fruchtbarkeit und Fortpflanzung erklären, die wir so häufig bei Ungezieferarten antreffen. Raubthiere und andere Arten, denen das Fortkommen erleichtert ist, zeigen dem entgegen daher oft einen gewissen Mangel an Fruchtbarkeit. Wir sehen aus diesen Thatsachen, wie innig die Fruchtbarkeit mit den tiefern Bedingungen der socialen Lebensverhältnisse, namentlich in Bezug auf die Art der Ernährung verwachsen erscheint. Inwieweit das Fettwerden und die Mast die Fruchtbarkeit der Thiere herabsetzt, weiß aus Erfahrung jeder Thierzüchter. Auch Vögel, wenn sie zu reichliche Kost haben, lassen sich bekanntlich schwieriger zur Brut bringen. Während unter normalen Verhältnissen keine Art das Bestreben haben konnte, sich über die ihr zugefallenen Bedingungen hinaus zu erweitern, sondern nur darauf, sich durch fortschreitende normale Differentiirung und Arbeitstheilung sowie Nahrungstheilung mit den ihr verwandten Arten zu ergänzen, zu kreuzen und zu entwickeln, lag es indessen jetzt nach der allgemeinen Störung der Normalverhältnisse in der Tendenz jeder Art, entweder auszusterben oder sich ins Unendliche zu vermehren, und mit dieser Vermehrung durch Uebermacht als völliger Alleinherrscher alle übrigen Arten zu besiegen, zu verdrängen und zu unterdrücken. Wäre unter normalen Verhältnissen bei friedlicher Zuchtwahl ein buntgezeichnetes, durch mannichfache Kreuzung entstandenes, ästhetisch geordnetes Reich vielleicht prächtig gestalteter und gekleideter Arten hervorgegangen, deren Erhaltung durch Fortpflanzung nur nach Maß des Abgangs gesichert schien, so streben im Gegentheil die Bedingungen der wirklich vorgefundenen Verhältnisse zu einer extremen Monotonie, welche nur einer Art, ja, wenn der Mensch nicht auf Abstellung der Uebel sänne, es nur einem einzigen prädominirenden Volksstamme vergönnen würde, endlich völlig allein die Erde zu beherrschen, zu bevölkern und alles übrige von organischen Wesen völlig zu überwuchern, auszurotten und zu vernichten. Nur [illegible] was die Willkür jenes Volkes, das die höchste Macht übt, zu

bewahren strebt, und das, was jenes Volk zu eigenem Bedarf nöthig hat, oder das, was ihm zu weit und zu versteckt gelegen ist, würde allein noch wie zufällig erhalten werden.

Wir brauchen heute nicht erst Socialwissenschaft und Ethik zu treiben, um uns die Uebel und den Druck dieser Verhältnisse und dieser unnormalen Bewegung deutlich vor Augen zu führen. Ist doch alles Streben der Cultur im Menschenthum überhaupt nur darauf gerichtet, der Tendenz dieser schiefen unästhetischen Richtung, in der die Verhältnisse aller socialen Bedingungen sich abzuspielen begannen, möglichst entgegenzuwirken. Erst die Urgeschichte in ihrer ganzen Entwickelung wird uns das lehren, und nur aus der Geschichte der Vorzeit läßt sich zugleich auch ein klares Urtheil über die sociale Zukunft des Menschengeschlechts bilden.

Kaum können wir heute noch eine Socialwissenschaft denken, welche nicht vorerst die Naturgeschichte um Rath fragt, aber viel zu wenig hat diese Wissenschaft bisjetzt Blicke in die Geschichte der menschlichen Vorzeit geworfen, und diese Blicke in der That wirken aufklärend, und mancher Träumer über Socialwissenschaft würde über viele wesentliche Punkte hier belehrt werden. Es ist wahr, es läßt sich heute keine Socialwissenschaft denken, welche nicht vorerst den Kampf ums Dasein, welchen die Arten und Klassen untereinander führen, einer genauen Untersuchung mit Rückblick auf die Naturgeschichte unterworfen hat. Und doch ist über diesen so wichtigen Punkt die Wissenschaft noch so sehr im Rückstande geblieben, und gerade über die allerwichtigsten Thatsachen liegt noch heute ein Schleier gedeckt, den die Physiologie in Zukunft erst zu lüften hat.

Wir haben im Vorhergehenden die Verhältnisse der Primordialzeit beleuchtet und hervorgehoben, daß die Entwickelung der organischen Welt, statt einen normalen Verlauf zu nehmen, theils durch die Ungunst der Zustände unsers Planeten, theils aber auch hauptsächlich durch ein zu ungleiches electives Verhalten der frühesten Organismen bezüglich der Nahrungsassimilation, in eine schiefe

Richtung getrieben wurde, durch welche die mislichsten Rückwirkungen für die lebendige Welt eintraten. Unter diesen Rückwirkungen erst, sahen wir, war der eigentliche Kampf ums Dasein ausgebrochen, erst unter ihren Einflüssen hatte sich ferner die normale Fruchtbarkeit und die Sterblichkeit der einzelnen Arten *verändert*, und erst hiermit Hand in Hand ging nunmehr auch die zunehmende Unverträglichkeit der Arten und Individuen und zugleich die weiter schreitende zu ungleiche Nahrungsassimilation der Einzelindividuen. Und in der That, dieses zu ungleiche Verhalten der Individuen hinsichtlich der Nahrungsaneignung ist für unsere Betrachtung von höchstem Belange; denn hiermit treten eben jene charakteristischen Ungleichheiten der äußern Ausbildung und Neubildung auf, die uns symptomatisch auf krankhafte Verhältnisse der organischen Entwickelung hinweisen. Von keinem Gesichtspunkte aber haben wir mehr Grund, diesen eigenthümlichen Ungleichheiten der Ausbildung und des Wachsthums eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, wie vom pathologischen; denn in ihnen wurzeln, wie wir wissen, nur zu häufig eine Reihe bösartiger Krankheitserscheinungen. Ein Blick in die Physiologie der Ernährung des innern Einzelorganismus belehrt uns, welche rechtmäßigen Ansprüche die Organe auf Nahrung bei gesunder und normaler Entwickelung des Ganzen zu machen haben, und wiederum die Pathologie zeigt uns, zu welchen tausend Leiden *eintretende Ernährungsstörungen* sowie ein verändertes Verhalten der Zellen bezüglich der Nahrungsassimilation führen muß, und welches Heer von Krankheiten diese Verhältnisse bei lange anhaltender Dauer herbeiführen. Eine solche lange anhaltende zu ungleiche und unnormale Nahrungsvertheilung führt im innern Kleinleben der Zellensysteme im Einzelorganismus sonderbarerweise zu ganz den nämlichen Erscheinungen wie im großen unter den Arten. Und in der That es muß so sein, und wenn wir nicht bereits physiologische Anhaltepunkte in neuester Zeit gewonnen hätten dafür, daß es sich wirklich so verhält, so müßten uns *die im ganzen*

Zellenleben überhaupt herrschenden gleichartigen Gesetze und die überall geltenden Grundbedingungen des Lebens dennoch zu der Voraussetzung zwingen, daß im kleinen wie im großen der Zellenwelt die gleichen Erscheinungen obwalten. Und diese Gleichartigkeit waltet denn thatsächlich, und die Begriffe von Parasitismus, von parasitärem Verhalten*, von Ausbeutung, Pseudobildung und Auswanderung der Zellen aus bestimmten Organen in andere Theile des Organismus sind uns in der pathologischen Zellenlehre ebenso wenig in ihrer Art unverständliche Erscheinungen mehr wie in der Socialwissenschaft.

Ich erwähnte bereits vorher andeutungsweise, daß wir uns in der Biologie an die Anschauung gewöhnen müssen, daß die Summe der in den großen organischen Reichen vertretenen Individuen und Arten in ihrer verschiedenen localen Zusammenhangsweise gewissermaßen nur die wechselwirkenden großen Organe und Organsysteme eines großartig angelegten Organismus darzustellen haben. Nicht sowol der innige Zusammenhang des organischen Ganzen, als auch die physikalisch-chemische und physiologische Wechselwirkung des Pflanzen- und Thierreichs, und also der Ueberblick über die Natur und Zusammenhangsweise des ganzen organischen Lebens überhaupt, wie es im mikroskopischen Leben und im Leben der Individuen

* Mehr und mehr gewinnen wir eine tiefere Einsicht in die Vorgänge der pathologischen Processe, sobald wir uns von dem Eigenleben der Zellen gegenüber dem ganzen Zellenstaate, d. h. dem Organismus unterrichten. Seitdem wir immer mehr die eigenthümlichen Bewegungen gewisser Zellen beachten lernen, die Virchow als automatische bezeichnet, und unter dem Gesichtspunkte der modernen Cellularpathologie der sogenannte Parasitismus eine neue tiefgehende Bedeutung erhalten hat (man vergleiche hierüber „Parasitismus der Neubildungen", bei Virchow, „Cellularpathologie" [Auflage von 1871], S. 545), taucht immer einleuchtender allmählich die Analogie aller destructiver pathologischer Processe unter den Zellen mit den sich im socialen Leben der Individuen abspielenden ähnlichen Vorgängen auf. In jedem Falle sind derartige Analogien bis zum gewissen Grade in Rücksicht auf die allgemeinen gleichartigen Gesetze des organischen Lebens und in Rücksicht auf die Consequenz unserer Gesammtanschauungen nicht abzuweisen.

untereinander sich geltend macht, müssen uns nothwendig auf eine solche Betrachtungsweise führen. Ueberall wo sich im kleinen Zellen gliedern und zu Systemen und Organen ordnen, herrscht *strengste organische Arbeitstheilung* und demgemäße *rechtmäßige Nahrungsassimilation*, resp. *Nahrungstheilung* der Einzelnen in Anbetracht der gebotenen Bedingungen. Durch die feinen und einander ergänzenden Gegensätze, welche sich bei normal stattfindender Differentiirung herausbilden, ohne daß sie zugleich so extrem und ungleich werden, daß sie aus einem normal bestimmten Gleichgewichte sinken, geht eine Wechselwirkung vor sich, die zeugend und fortpflanzend wirkt, ohne zu einer krankhaften Ausartung der organischen Theilchen und Glieder zu führen. Nehmen und Geben, Neubildung und Ausscheidung, Zugang und Abgang stehen hier in proportionalem Verhältnisse, und der individuelle Organismus fühlt sich nur unter diesen Bedingungen des normalen Stoffwechsels und Bildungsprocesses wahrhaft gesund. Stellen wir uns nun die ineinandergreifende Reihe der Organismen mit ihren mannichfachen Verzweigungen und wunderbar differentiirten Bildungen als einen großen Gesammtorganismus vor, so werden wir sogleich im Hinblick auf die gegebenen Naturverhältnisse bemerken, wie sehr überall das gesunde Gleichgewicht in allen zusammengehörigen einzelnen Bezirken ursprünglich gestört wurde. Ferner aber zeigt sich, wie erheblich der normale Gegensatz bestimmter Arten in ein ganz ausgeartetes Misverhältniß überging; und zwar geschah dies dadurch, daß sich die feinere Arbeitstheilung, die unter den Arten in einer höhern Weise stattzufinden hatte, völlig verlor, sodaß infolge dessen Umbildung, Fruchtbarkeit und Fortpflanzung einen unnormalen Charakter annahmen, unter dessen Einfluß sich eine Reihe der furchtbarsten Uebel herausbilden mußten. Von diesem Gesichtspunkte gesehen bietet uns das Bild des umfassenden biologischen Gesammtorganismus aller Arten einen Anblick unästhetischer, krankhafter [illegible]ung. Alle Grenzen gesunder, organischer Arbeitstheilung,

und dem entsprechend, jede regelrechte Nahrungstheilung, Fruchtbarkeit und Verträglichkeit sind aufgehoben, und die ganze Entwickelung bietet das Bild eines völlig degenerirten Zusammenhangs. Es kann nicht wundernehmen, daß unter solchen Umständen die krankhaften Folgen dieser Zustände sich unter den meisten Species in hohem Grade fühlbar machen. Nirgends aber haben sich in einer Species die Folgen dieser allgemeinen Missstände ursprünglich wol fühlbarer gemacht wie unter der menschlichen. Hier mehr wie anderswo sollte die sittliche Fäulniß und Verderbniß dieser krankhaften Zustände zur Geltung kommen. Hier unter den Menschen sollten sich, wie uns die Urgeschichte lehren wird, diese Greuel anfänglich bis zu einem Gipfel steigern, auf dem nur die Wahl blieb zwischen allgemeinem Untergange oder Cultur. Fast scheint es, als wollte die Natur auf ihrer höchsten Entwickelungsstufe den Geist bis dicht an den Rand des bodenlosen Abgrundes führen, um ihn durch den Anblick desselben schwindeln zu machen und ihn so zur Umkehr, zur Gesittung und zur Cultur anzuleiten. — Werfen wir einen Blick auf die Geschichte des socialen Menschenthums, so finden wir, daß zwar der Kannibalismus und das Anthropophagenthum, die in weiter Verbreitung die Urgeschichte des Menschen einst beherrschten, bald einer Cultur und Gesittung unter den bessern Völkern gewichen sind, allein es bedarf nur des Blickes eines tief durchgebildeten, wissenschaftlichen Nationalökonomen, um sofort zu erkennen, daß die krankhaften Folgen aller Missstände noch heute, wenn auch unter veränderten Formen, unter allen Völkern fortwuchern. Wir haben keine Veranlassung, an diesem Orte genauer auf die Art dieser Missstände einzugehen, allein es bedarf ja nur eben der Hindeutung, um uns erkennen zu lassen, daß es in gewisser Weise ganz die nämlichen Formen wie im Thierleben sind, die bezüglich des Kampfes ums Dasein hier zum Ausdruck gelangen. Uebervortheilung, Ausbeutung bis zur Ausplünderung, Nöthigung zur Umformung und Auswanderung, das sind Ereignisse, die in socialer Hinsicht längst

nur zu ſehr bekannt ſind, als daß ſie eine Schilderung verdienten. Liegt es nicht im Plane unſerer Arbeit, dieſe ſocialen Zuſtände der menſchlichen Geſellſchaft im einzelnen zu verfolgen, ſo dürfte man doch fordern, daß wir hier bei dieſer Gelegenheit ein Urtheil abgeben über die Mittel, die zur Beſſerung und zur Heilung der hier vorliegenden Schäden führen können. Die „ſociale Frage", über die wir geworfen ſind, heute nur den Nationalökonomen oder den Staatsmännern anheim zu geben, ſollte man nicht mit Unrecht auch den Naturforſchern und den Naturhiſtorikern vorlegen; denn gerade dieſe haben oft mit einem unbefangeneren Blicke, und da ſie zugleich die Bewegungen des Naturlebens verfolgen können, ſo ſind ſie geeignet, die ſich geltend machenden Misſtände klar zu überſehen, und zugleich im Stande, hinzuweiſen auf diejenigen Wege, welche mit ſicherem Inſtincte die Natur einſchlägt, um die Schäden und Uebel zu heilen.

Lange und die Einſicht in die Grundbedingungen des ganzen organiſchen Lebens gelehrt, daß eine Vermehrung jeder Art ins Unendliche nicht in der primitiven Natur der Sache lag, ſondern daß aller Ueberſchuß von Fruchtbarkeit und Zeugung beſtimmter Arten nur erſt die ſecundäre Folge von Misſtänden ſind, welche ſich bezüglich der Erhaltung der Arten durch *zu ungleich angeeignete und vertheilte Lebens- und Nahrungsbedingungen* eingeſtellt haben, ſo werden wir alſo auch im ſocialen Leben die *zu ungleiche Aneignung*, reſp. *Vertheilung von Gewinn* (welcher letztere eben der Nahrung entſpricht), *als die causa efficiens des ſocialen Uebels anzuklagen haben*. Dieſe Wahrheit wird in unſerer heutigen Zeit zu allgemein und auffällig gefühlt, als daß ſie wunderbar klingen könnte. Allein im Hinblick auf die Uebel, die nicht nur im ſocialen Menſchenleben, ſondern ſich in gleicher Weiſe im ganzen organiſchen Zellenleben überhaupt fühlbar machen, iſt es zugleich [illegible] den Wegen zu folgen, welche die Natur eingeſchlagen hat,

um eben dieſen Uebeln die ſchärfſte Spitze abzubrechen. Und dieſe Spitze iſt in der That von der Natur abgeſtumpft worden; denn hätte dieſelbe keinen Ausweg gewußt, um den ſchlimmſten Folgen dieſes Uebels in der ganzen organiſchen Kleinwelt zu entgehen, ſo gäbe es heute keinen geſunden Einzelorganismus, folglich kein fortpflanzungstüchtiges Individuum und keinen ausdauernden Körper, und damit würde der Kampf um die Erhaltung der Exiſtenz *jeder erfolgreichen Unterlage entbehren*, ja das Weſen der Selbſterhaltung ſelbſt geriethe hiermit mit ſich in Widerſpruch. Der Weg aber, den die Natur in ihrer Entwickelung zum Zwecke der Heilung jener Uebel einſchlägt, die das geſellſchaftliche Leben beherrſchen, iſt auf die Erlangung eines normalen Zuſtandes im engern Zuſammenleben begründet. Dieſes normale Zuſammenleben ſtützt ſich auf eine regelrechte Arbeitstheilung und Nahrungstheilung, denn nur ſo, ſehen wir, konnte ſich ein ſo enges und vollkommenes Zuſammenleben begründen, wie es ſich im vollkommenſten und alſo im geſunden und regelrecht *entwickelten* Zellenorganismus ſpiegelt, da nur dieſer Ausſicht hat, ſich ausdauernd und ſiegreich gegen alle Misverhältniſſe der Lebensbedingungen erhalten zu können.

Um alſo die Wege der Natur kennen zu lernen, welche dieſelbe einſchlug, eine gewiſſe Baſis von Geſundheit zu gewinnen, auf der ſich ein engeres geſellſchaftliches Zuſammenleben entwickeln konnte, ſo ſtudire man Bau und Leben *des geſunden Organismus* und ſehe zu, wie hier Haupt und Glieder und alle werthvollen Organe dieſes merkwürdigen Syſtems *ſich gleichmäßig gradatim ihres Werthes* zueinander ſtellen und ihrer Stellung und Leiſtung gemäß ernähren, das heißt ihren gemeinſam erworbenen Nahrungsgewinn untereinander *rechtmäßig* vertheilen. So, ſehen wir, liefert uns Bau und Leben des vollkommenen und geſunden Organismus ein Vorbild für die Geſtaltung des ſocialen Lebens der Individuen in der Geſellſchaft; denn der Organismus ſelbſt repräſentirt im Grunde nichts anderes als eine gut und ſolidariſch conſolidirte Geſellſchaft,

d. h. eine ſtaatlich organiſirte Geſellſchaft von Zellenindividuen. Ueberall, ſehen wir, geht die Entwickelung auch des höhern Socialebens darauf aus, ſich zu organiſiren, es bildet ſich die ſtaatliche Gemeinde und der Staatsorganismus. Im Staatsorganismus ſelbſt gliedern ſich wiederum einzelne Verbände und Aſſociationen, die mit Hinblick auf Form und Thätigkeit als Organiſationen, und wenn wir wollen, als Organismen anzuſehen ſind. Wenn dem aber ſo iſt, läßt ſich auch überſehen, weshalb die organiſirten Aſſociationen der gedrückten Arbeiter im Kampfe um die Exiſtenz ein natürliches und gerechtes Streben bekunden. Es entſteht nur die Frage, wie ſich ſolche Aſſociationen organiſch zu bilden haben, um in Rückſicht auf den Bildungsproceß möglichſt annähernd der Natur zu folgen. Könnten nun, ſo dürfte man fragen, nicht willkürlich und künſtlich Aſſociationen geſchaffen werden, welche die Form des Organismus repräſentiren? Hinwiederum aber läßt ſich durch Kunſt ohne Anſchluß an die gegebene natürliche und geſchichtliche Entwickelung ſo etwas annähernd natürlich ſchaffen? Gewiß nicht. Wir wollen daher nicht in den Fehler unſerer modernen Communiſten und Socialiſten verfallen, welche rein künſtlich von oben herab, und wie aus der Luft heraus, derartige neue organiſche Verbände herſtellen und decretiren möchten. Ließe ſich ſo etwas künſtlich machen, ohne daß man nöthig hätte gegebene geſchichtlich überlieferte Anhaltepunkte zu ſuchen, an welchen ſozuſagen wie an natürlichen gegebenen Mittelpunkten, ein ſolcher Verband nur erſt anknüpfen und gleichſam organiſch kryſtalliſiren kann, ſo hätte derartige Schöpfungen der hohe Culturſinn der Menſchen längſt aus der Erde hervorgezaubert. Sollen derartige ſociale Projecte keine Träumereien und Hirngeſpinſte bleiben, und will man mit ihrer Schöpfung dem Wachsthumsproceſſe der Natur folgen, ſo möge man ins bürgerliche ſociale Leben hinabſteigen, um an der Hand der geſchichtlichen Entwickelung nach den naturgemäßen Kryſtallipunkten zu ſolchen organiſchen Verbänden zu ſuchen.

Allein der natürliche sittliche Weg zur Lösung der socialen Frage ist den modernen Träumern über Sociologie zuwider, sie faseln daher, wühlen und regen die unsittlichen Mächte auf, und begreifen am wenigsten die Macht der natürlichen geschichtlichen Entwickelung, über welche ihre Phantasie sich keine Rechenschaft abzulegen vermag. Alles wird also für die Lösung der socialen Frage auf natürlich gesetzlichem Wege darauf ankommen, beim Bildungsprocesse der gesellschaftlichen Associationen dem Bau des Organismus zu folgen und die natürlichen Ansatzpunkte aufzusuchen, welche seine Ausbildung auf natürlichem Wege begünstigen. Und sollte unser Culturleben, das seit Jahrhunderten und Jahrtausenden darauf bereits bedacht war, Wege des Heils und der Vervollkommnung zu suchen, nicht heute längst so weit vorgeschritten sein, daß es die natürlichen Ansatzpunkte in hinreichender Menge bieten könnte, an denen sich naturgemäß derartig geforderte enger organisirte Arbeitergesellschaften zu consolidiren oder, naturwissenschaftlicher gesprochen, zu krystallisiren im Stande sind? Bieten nicht in der That alle großen Unternehmer und Kapitalisten mit gut fundirten Geschäften und jeder Gutsherr auf seiner Farm derartige geschichtlich gegebene Ansatz- und Krystallisationspunkte dar, um welche herum sich mit Leichtigkeit der Proceß der Organisation vollziehen könnte? Hätten alle Kapitalriesen nur sittlichen Willen, Muth und Aufopferung, und besäßen sie nur Einsicht in Bezug auf die sociale Stellung ihrer Arbeiter und Untergebenen, die für sie arbeiten und die ihnen trotzdem so fremd sind, wenn es sich darum handelt, die gemeinschaftlich erworbene Nahrung, d. h. hier den gemeinschaftlich erzielten Gewinn, rechtmäßig und organisch auszutheilen an die arbeitenden Glieder gradatim ihrer Leistungen, ich wiederhole, hätten nur alle großen Besitzer das Herz, die Hand zur Begründung von arbeitsthätigen Organisationen zu bieten, so würde der sociale Proceß nothwendig reformatorisch vorschreiten, während derselbe jetzt fortwährend droht die Bande der Ordnung zu lösen. Aber wie

[illegible] derartige Organisationen [illegible] daß die Kapitalisten das Haupt bil[illegible] als normalen Arbeiter gleichzeitig zu organi[illegible] des gemeinschaftlichen Geschäfts erhebt, [illegible] Betrag und Betrag des Reinertrags gradatim [illegible] Eine solche Aufnahme und Betheiligung [illegible] des sich ernährenden Geschäfts ist [illegible] noch zu Seltenes. [illegible] derartiger gesellschaftlicher Ver[illegible] und Arbeit sind längst hinweggeräumt, [illegible] das jetzige Lohnsystem durch [illegible] überhaupt ersetzt [illegible] das organische Band aller [illegible] Compagnieschaft, welche basirt [illegible] und dem Werthe der Leistungen für die Erhal[illegible] den Betrag übersteigende Gewinn- und Nahrungstheilung.*

[illegible] bestimmtere Rathschläge und [illegible] Betheiligung der Arbeiter am Rein[illegible] können wir nur im allgemeinen auf [illegible] vom naturgeschichtlichen Gesichtspunkte hin[illegible] daß sich die Art dieser Betheiligung auf [illegible] verschiedenen Modalitäten bewerk[illegible] sich jedesmal nach der Art des Unter[illegible] Die diese Betheiligung direct durch Tantième zu [illegible] Fuß nach dem Grade der Leistung und dem [illegible] Da sich nun die meisten Leistungen bei größern [illegible] der genauen Werthschätzung entziehen, und zugleich der Bil[illegible] der niedern Arbeiter bisher wenig geeignet erscheint, sie zu Tan[illegible] haben die Unternehmer, um dem Princip der Thei[illegible] zu werden und nur darauf kommt es an), zu Gunsten [illegible] und arbeitenden Glieder einem bestimmten Ge[illegible] und diesen zu einem Fonds für dieselben angesammelt, [illegible] der arbeitenden Glieder gradatim ihrer Leistungen ebenso wie der Unter[illegible] partizipiren und zu welchem außerdem alle mit ihren Einnahmen bei[illegible] verpflichtet sind. So nehmen bezüglich dieses Fonds, der zugleich als [illegible] etwa eintretende Verluste anzusehen ist, die Arbeiter nebst dem

Und wie im Einzelorganismus Gehirn und Nerven eine besonders reichliche Nahrung gegenüber den andern Gliedmaßen beanspruchen und erhalten, ohne daß sich die übrigen Organe hierüber in der gesunden Entwickelung beklagen, so wird es in solch einer Compagnieschaft ähnlich zugehen müssen. Haupt und Glieder werden auch hier rechtmäßig ihren Leistungen nach in verschieden hohem Grade beantheiligt sein. Die organische Compagnieschaft von Arbeit und Kapital bildet daher das Fundament zum Aufbau einer neuen vollkommenern Gliederung der socialen Gegensätze, sie allein ist im Stande, die heutigen rohen, mechanischen Reibungsverhältnisse unsittlicher socialer Zustände zu beseitigen, und die Losung der Zukunft ist die: *den Mechanismus der Gesellschaft durch den Organismus im nationalökonomischen Leben zu ersetzen.* Ohne uns hier auf die nähern Details einlassen zu wollen, um

---

Herrn nicht sowol am Gewinn, wie am Verlust des Ganzen mit bestimmten Antheilen theil. Will sich nach bestimmten Jahren ein sich treu und fleißig bewährt habender Arbeiter zurückziehen, so ist es leicht, nach dem jährlichen Budget der Einnahme und seiner eigenen Beisteuer ihm den Gewinntheil seiner Leistungen auszuzahlen. Andere größere und gut situirte Unternehmer haben dagegen, um dem Princip der Theilung zu genügen, nur den Weg der Dotation gewählt, um Invaliden- und Krankenpflegehäuser für die sich während einer Periode treu bewährt habenden Arbeiter zu gründen, und sie zur Arbeit dadurch anzuspornen, daß ihnen die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter eröffnet wird. *So gibt es um dem Princip eines gerechten Ausgleichs und gerechter Theilung Genüge zu leisten der Wege viele, wie wir sehen.* Hier kommt es nur darauf an nachzuweisen, *daß die Gesundheit der socialen Fortentwickelung das Princip einer derartigen Ausgleichung und Theilung des Gewinns bis zum gewissen Grade nothwendig macht.* In neuester Zeit hat am vortrefflichsten Albert Lange die Arbeiterfrage behandelt. Vgl. hierüber: Friedrich Albert Lange, „Die Arbeiterfrage und ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft" (Winterthur 1870). Beachtenswerth ist ferner die Arbeit von William Thomas Thornton: „Die Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und ihre berechtigten Forderungen", übersetzt von Schramm. Auch Thornton kommt in diesem Werke zu dem Schlusse, daß es nur zwei Wege gibt, die dem Arbeiter helfen: Entweder er wird selbst Unternehmer im Verein mit andern, oder er läßt sich als Partner am Unternehmen beantheiligen. (Vgl. Industrial partnership.)

[illegible] zu beleuchten und zu rechtfertigen, ohne die [illegible], die wie der berühmte Thünen von [illegible] derselben Einsicht gekommen sind (hat [illegible] den Plan einer solchen Com- [illegible] praktisch durchzuführen versucht [illegible] zur Ausführung gebracht), ohne [illegible] hier zu erwähnen, die von in- [illegible] bereits zur Ausführung brachten, [illegible] Beispiele zu liefern, haben [illegible] in das sociale Naturleben der [illegible] nicht in einer ganz ähnlichen [illegible] des Organismus im kleinen [illegible] nationalökonomischen socialen [illegible] von ihr in anderer Be- [illegible] der Individuen in gewisser [illegible] worden ist. Und hier lehrt [illegible] ebenso wie die Urgeschichte [illegible] irgendwie die Bedingungen [illegible] gegeben vorfanden, die Natur fast [illegible] den organischen Verband im ge- [illegible] Individuen zu begründen und ins [illegible] in der Folge noch genauer sehen, [illegible] wie der Staat der Bienen und [illegible] gewissen Grade schon der innige Familien- [illegible] nichts Weiteres sind, wie derartig sich auf [illegible] und Mittelpunkte stützende organische Verbände [illegible] welche ihren Lebensnerv ebensowol in gegen- [illegible] Arbeitstheilung, zum Zwecke gemein- [illegible] und Schutzes, sowie in gerechter und gleichmäßiger [illegible] Nahrungstheilung suchen. Diese Functionen sichern [illegible] das Band der gemeinschaftlichen Interessen allein das Funda- [illegible] Zusammenhangs, indem sie zugleich den Boden für eine

andauernde Verträglichkeit ebnen. — Nicht alle Thiere besaßen zu dieser Verträglichkeit, und somit auch zu dem engern gesellschaftlichen Zusammenleben, die nöthigen Anlagen, und bekanntlich brachten es die Raubthiere kaum bis zu einer dauernden Familienverträglichkeit. Aehnlich verhalten sich die verschiedenen Völker zueinander, auch sie unterscheiden sich in ihrem Naturell in dieser Beziehung bedeutend.

Wenn wir nun im Verlaufe unserer Untersuchungen die Frage zu lösen haben werden, weshalb es gerade der schwache Mensch war, der vor allen andern Geschöpfen auf der Erde den Kampf ums Dasein am siegreichsten bestehen sollte, und (was damit im Zusammenhange steht) am frühesten zu der Einsicht gelangen sollte, daß die engere organische Compagnieschaft, d. h. hier allgemein gesprochen, die Staatsgemeinschaft das geeignetste Mittel schien, den Sieg im Kampfe der Arten untereinander dauernd zu erfechten, so ist es vor allem wichtig, die höhern Thiere selbst in ihren sittlichen Anlagen genau zu vergleichen, nicht sowol um hieraus bestimmtere Schlüsse über die Abstammungsfrage zu ziehen, sondern auch um einen Maßstab in sittlicher Beziehung zu gewinnen für den Werth des menschlichen Naturells gegenüber dem der ihm nahe stehenden verwandten Thiere. Denn da in der ganzen Entwickelungsgeschichte uns niemals Zufälle begegnen, so werden wir auch den Sieg des Menschengeschlechts über die Thiergeschlechter am allerwenigsten für einen solchen Zufall halten wollen. Ist nun aber ursprünglich eine Reihe von Bedingungen für den Aufschwung des Menschengeistes, wie Sprache, intellectuelle höhere Begabung, bessere Sinnesunterscheidung, Religion u. s. w. in keiner entwickelten Weise ursprünglich schon vorhanden gewesen bei dem Menschen der Nach-Tertiärzeit, so muß doch in seinem sittlichen Naturell von vornherein ein bestimmter Werth gelegen haben, den wir in psychologischer Hinsicht abzugrenzen und zu bestimmen haben gegenüber dem der andern Thiere. Wir werden in der Folge sehen, daß sich bei der Untersuchung über den sittlichen Werth des menschlichen Naturells

Verwandtschaft der Arten berücksichtigt wird. Bezüglich des ersten wie des zweiten Punktes wird selten mit voller Umsicht verfahren, und in Rücksicht auf die obwaltenden Schwierigkeiten daher auch selten ein richtiges Material zusammengestellt. Was die psychologische Beurtheilung selbst anlangt, so finden wir, daß unter diesen Umständen daher oft nur der Intelligenzwerth der Thiere im allgemeinen classificirt wird, seltener schon wird das Familienleben der einzelnen Arten genauer beschrieben und beobachtet, und meist gehen uns hiermit die feinern Züge des thierischen Benehmens und Betragens verloren. Was nun aber den zweiten Punkt angeht, der uns die Aufgabe zuweist, das psychologisch gewonnene Bild richtig zu vervollständigen und zu ergänzen durch passenden Vergleich nicht mit beliebigen Arten, sondern nur mit jenen, die mit den in Betracht kommenden in einem *solchen* Verwandtschaftsverhältnisse stehen, das sich nicht nur etwa psychologisch, sondern physiologisch und zoologisch (d. h. morphologisch) rechtfertigen läßt, so sieht es hiermit ganz besonders schlimm aus. Denn halten wir eine Rundschau unter den sogenannten thierpsychologischen Werken, so zeigt sich, daß, weil in ihnen nur ganz im allgemeinen die Arten stufenweise, der groben Eintheilung gemäß, einer Beurtheilung und Vergleichung bezüglich ihres Intelligenzgrades unterworfen werden, dieselben seltener scharf durchgeführte psychologische Vergleiche in Rücksicht auf sittliches Benehmen und Betragen der Thiere untereinander darbieten, und so finden wir, daß hinsichtlich aller Vergleiche von den Thierpsychologen auf die natürliche und physiologisch sowie morphologisch begründete Verwandtschaft bisher kein genügender Werth gelegt wurde. Im Gegentheil, da der Thierpsychologe bald inne wurde, daß er hinsichtlich seiner rein innern psychologischen Classification nicht völlig der morphologischen und zoologischen Eintheilung folgen konnte, ließ er die letztere meist ganz außer Acht und machte sich ein eigenes System zurecht, das nothdürftig mit der gewöhnlichen oberflächlichen zoologischen Classification übereinkam.

eine Reihe von Momenten vor, auf welche Darwin bezüglich der Erklärung der Transmutationslehre nicht genug Rücksicht genommen hat. Offenbar hängt die Förderung und Umformung der Art nicht allein von der sogenannten natürlichen Zuchtwahl und der geschlechtlichen Zuchtwahl und vom äußern Kampfe ums Dasein ab, sondern es treten zugleich alle diejenigen Einflüsse hinzu, die, relativ unabhängig von dem Leben der Individuen nach außen, sich physiologisch nur im Innern des Organismus abspielen. Unter diesen rein innern Umformungseinflüssen ist eben das elective Verhalten der Organe und innern Einzeltheile zu den aufgenommenen Nahrungsquellen ganz besonders hervorzuheben, da, wie wir oben gesehen haben, in diesem Verhalten der innern mikroskopischen Theilchen (resp. der Zellen) untereinander die Gesundheit und Krankheit des Individuums, folglich auch seine Entwickelung und sein äußeres Verhalten mitbestimmt werden.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Werkes ist der Kampf über die Ausführungen Darwin's nur noch heftiger entbrannt, doch beginnt sich ein mehr kritischer Geist geltend zu machen, der sich umsichtig über die dargebotenen Theorien erhebt. Unerschüttert im Gewoge der aufeinanderstoßenden Anschauungen ist indessen die Descendenzlehre stehen geblieben. Was wir durchblicken ließen, hat sich inzwischen als richtig bewährt, man beginnt mehr und mehr einzusehen, daß weder Lamarck, noch Saint-Hilaire, noch Darwin genügende und umfassende Erklärungen über die Art und die Ursachen des für die Descendenzlehre wichtigsten Vorgangs, nämlich über die Transmutation beigebracht haben. Alle von Darwin aufgestellten Theorien sind insofern sehr werthvoll, als sie deutlich hinweisen auf die äußern Factoren, welche unter dem Einflusse des natürlichen Mechanismus der Kräfte die Möglichkeit der Umbildung darthun; aber es beziehen sich dieselben eben nur auf rein äußere Vorgänge, die sich in historischer und in gesetzlich-ökonomischer Hinsicht unter den organischen Wesen abspielen. Gewiß ist es richtig, daß die Grundgesetze der Vererbung und Anpassung unter dem Einflusse der Zuchtwahl und Auslese wirken, welche Natur, äußere Umgebung, Concurrenz und geschlechtliche Triebe u. s. w. geltend machen; aber ebenso gewiß ist es auch, daß die chemisch-physikalischen Kräfte, die thätig sind unter den Zellen, sobald sich letztere befruchten und entwickeln, in physiologischer Hinsicht noch weitere Voraussetzungen nöthig machen, um die Erscheinung der Transmutation zu erklären. Weshalb sich viele Stoffe voneinander abstoßen, während sich andere wie Säuren und Basen chemisch rasch verbinden, um einen eigenthümlichen Entwickelungsproceß einzuleiten, das läßt sich nicht mehr durch natürliche und geschlecht-

so liegt kein Grund vor, das eigenthümliche Naturell des Menschen und den Werth seines Charakters nur mit dem der zunächst verwandten Affen zu vergleichen, sondern es ist dieser Vergleich in psychologischer Hinsicht auch auf die übrigen Deciduaten auszudehnen. Gerade deswegen nun, weil sich über die speciellern Verwandtschaftsgrade dieser Klassen untereinander noch ein Dunkel breitet, und bis heute noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte, ob sich die Raubthiere directerweise aus den Raubbeutlern herausgebildet haben, oder ob sich ihre gürtelförmige Placenta erst secundär aus der scheibenförmigen gebildet hat, sodaß die Raubthiere sich unter diesen Umständen aus den Insektenfressern entwickelt haben könnten, so ist dieser Schwierigkeiten halber, und wegen der muthmaßlichen Verwandtschaft aller hier in Betracht kommenden Thierklassen der Deciduaten zu den ausgestorbenen Arten der Halbaffen, ein genauerer Vergleich von psychologischer Seite gerade unter allen diesen Thiercharakteren nur um so wünschenswerther. Da es nun aber offenbar zu weit führen würde, den menschlichen Charaktertypus auch mit solchen Thierklassen der ihm morphologisch verwandten Deciduaten zu vergleichen, die durch Umbildung und Entwickelung (wie etwa in dieser Beziehung die Flederthiere und die Scheinhufer) sich sehr weit von der menschlichen Gestaltung entfernt haben, so bleibt uns zu einem rationellen Vergleiche in Rücksicht auf gemeinschaftliche oder doch muthmaßlich gemeinschaftliche Abstammung, und auf nähere morphologische Entwickelung und Verwandtschaft, hauptsächlich nur der Typus der Raubthiere, der Nagethiere und der Affen übrig. Es ist selbstverständlich, daß wir hier nicht versuchen können, eine vollständige Thierpsychologie zu schreiben, wir heben daher auch bei den hier in Frage kommenden Betrachtungen nur ganz im Umriß die allgemeinen Charakteristika dieser Thiertypen hervor, durch welche wir im Stande sind, uns bezüglich der thierischen Stammverwandtschaft und der Abstammungsfrage vom eingenommenen Gesichtspunkte zu orientiren.

Insofern aber hier von einer Differentiirung die Rede ist, wodurch aus einem Organismus Nachkommen hervorgehen, die, anstatt zufällig verschieden zu sein, in wesentlichem Ergänzungsverhältnisse zueinander verschieden sind, nenne ich diese Art der Differentiirung «bezugsweise Differentiirung» zum Unterschiede von jener, welche zufällige Differentiirung heißen kann, deren Thatsache nicht durch die Annahme von jener als aufgehoben, sondern nur als ergänzt anzusehen ist." Wollten die ersten und ursprünglichsten Plastidülen bestehen bleiben, so war hierzu nicht etwa nöthig, daß sie sich vortheilssüchtig der gebotenen Nahrung anpaßten, um sich gegenseitig bei diesem Geschäfte gleichzeitig zu übervortheilen; denn diese Art der Nahrungsaneignung hätte rücksichtlich eines begrenzten Nahrungsquantums, das unter den besten Bedingungen geboten war, nur dahin geführt, daß sich die gleichstarken Concurrenten in ihren Bestrebungen gehemmt und einander gegenseitig aufgehoben hätten. Wer sich nicht, man darf beinahe sagen, mit staatswissenschaftlicher Weisheit diesen ersten und ursprünglichsten Vorgang völlig klar macht, wird über die Wirkung des Concurrenzgesetzes in socialer Hinsicht ebenso wenig klar werden wie über die früheste Wirkung desselben unter den sogenannten Plastidülen, welche dem sogenannten Kampfe ums Dasein anheimfielen. Greifen wir auf das bekannte Beispiel zurück über die Landung von sechs schiffbrüchigen Personen auf einer einsam gelegenen öden Insel, und suchen wir uns die sich hiermit von selbst aufdrängende Frage zu beantworten, was dieselben wol gethan haben möchten, um ihre Existenz fortzusetzen, so wird uns ein oberflächlicher Nationalökonom vielleicht antworten, daß alle jene auseinandergingen, um sich verschiedene Orte der Insel als Nahrungsplatz aufzusuchen, und dem Stärksten unter ihnen der beste Nahrungsbezirk verblieben wäre. Ein Psychologe würde dieser Ansicht nicht beipflichten, sondern er würde sofort den Verträglichkeitsgrad der sechs Leidensbrüder ins Auge fassen und bald bemerken, daß einige Unverträgliche allerdings genöthigt gewesen wären, ihre eigenen Nahrungsstätten zu suchen und sich ihnen anzupassen, und so den übrigen durch Absonderung (Differentiirung) aus dem Wege zu gehen. Die Verträglichen hingegen würden von Natur aus dieses Bedürfniß nicht empfinden, sondern würden sich associiren, d. h. sie würden in harmonische Wechselwirkung treten, um durch gegenseitige Unterstützung und Ergänzung ihrer Kräfte („bezugsweise" Differentiirung) sich zu verstärken und gemeinsam ihre innere und äußere Anpassung in der Art vollziehen, daß sie dauernd jene Egoisten, die für sich blieben, im Fortkommen und Wachsthum überflügeln.

An diesem Beispiel sehen wir, wie der „Kampf ums Dasein" sich

nur äußert zwischen den Verträglichen und Unverträglichen, wie er hingegen zurücktritt unter denen, die sich gemeinsam zur harmonischen chemisch-physikalischen Wechselwirkung verbanden und im weitern systematisch associirten, um in den Bau eines Organismus, resp. in den einer socialen Gemeinschaft einzutreten. Steigen wir nun im organischen Gesammtreiche zu höhern Ordnungen auf, so wiederholt sich im allgemeinen immer wieder nur der Grundvorgang, d. h. es werden unter größern socialen Organismen sich immer wieder nur die unverträglichen anfeinden, hemmen und damit sondern, die andern hingegen wieder von neuem nur den socialen Verband in einer höhern Ordnung durch harmonische Wechselwirkung verwirklichen.

Nun freilich kann es auch geschehen, daß nach der Bildung eines socialen Organismus unter den innern Gliedern die Unverträglichkeit platzgreift, wodurch dann die disharmonische Wechselwirkung an die Stelle der geforderten harmonischen tritt. Mit dem Beginne derartiger disharmonischer Verhältnisse innerhalb der Organismen gehen dann wiederum neue Differentiirungen vor sich, welche weder zu den bezugsweisen Differentiirungen Fechner's, noch zu den Differentiirungen gewöhnlicher Art, wie sie Darwin und Haeckel in ihren Ausführungen annehmen, zu zählen sind. Es sind dies die pathologischen Differentiirungen, die als pathologische Neoplasmen mit parasitarem oder bösartigem und zerstörendem Charakter auftreten.

Ueberblicken wir von hier aus nun alle Vorgänge des organischen Gesammtreiches, so läßt sich ein Einblick gewinnen in die Ursachen der socialen Uebel sowie der pathologischen Verhältnisse, welche die Entwickelung der Organismen hemmen und stören. Grundursache, sehen wir, ist die psychologische und ins Psycho-physische übergreifende Erscheinung der Unverträglichkeit. Woher dieselbe so groß in dieser Welt, weshalb mehr Zerstörungssucht wie harmonischer Aufbau, diese Frage schließt ein philosophisch ethisches Problem ein. (Vgl. Bd. II. Kap. 3.) In der Naturgeschichte ist einfach das Factum hinzunehmen, daß die Unverträglichkeit der chemisch-physikalischen Grundstoffe und Kräfte auf unserm Planeten überwiegend ist gegenüber dem Emporkommen harmonisch angelegter Erscheinungen. Die bezugsweise Differentiirung tritt daher zurück gegenüber der concurrirenden Differentiirung (wie wir anstatt der zufälligen sagen wollen), und sehr vielfach tritt sogar die pathologische Differentiirung mit ihren Folgen von Parasitismus und Bestialität in den verschiedenen Gruppen und Ordnungen der organischen Welt hervor. Die Förderung der harmonischen Wechselwirkung gegenüber dem Umsichgreifen der natürlichen Uebel ist die Aufgabe des Socialpolitikers. Die bezugsweise Differen-

tiirung" muß unterstützt, die concurrirende Differentiirung (welche die Unverträglichkeit ableitet durch Auswanderung, Aufsuchen neuer Erwerbsquellen u. s. w.) darf nicht völlig gehemmt werden, ist jedoch dann zu überwachen und einzuschränken, wenn durch ihre Ausbreitung der Aufbau harmonisch angelegter socialer Verbände und Corporationen, welche durch bezugsweise Differentiirung entstehen, gehindert wird. Die pathologische Differentiirung als dritte Art endlich, die zur Auflösung und Aufhebung aller Verbände, somit auch des Staates führt, muß im Keime bereits erstickt werden. Diejenigen, welche den Unterschied der verschiedenen Differentiirungen nicht kennen, werden leicht dahin gelangen, den sogenannten Kampf ums Dasein im Werthe für die Lösung socialer Aufgaben zu überschätzen. Diese werden plaidiren für absolute freie und wilde Concurrenz und die Unterstützungsmittel verschmähen, die nöthig sind, um die organischen Formen der bezugsweisen Differentiirung zu heben gegenüber den Unverträglichen, die nur zu rasch zur selbständigen concurrirenden Differenz übergehen, und werden ebenso leicht die Prohibitivmittel anzuwenden vergessen, die nöthig werden gegen die Entwickelung sogenannter pathologischer Neubildungen, welche den Staat zur Auflösung hinführen.

Was den oben im Texte angeregten Gedanken anlangt: den Staat, als den Repräsentanten des höchsten Volksbewußtseins, aufzufordern, die auf bezugsweise Differentiirung hinzielenden socialen Neuverbände zu unterstützen, und zu diesem Behufe anzuknüpfen an die bereits historisch gegebenen Beispiele und Anlehnepunkte, so ist ihm noch immer nicht die genügende Beachtung zutheil geworden. Es unterliegt in dieser Beziehung wol keinem Zweifel, daß die jetzigen Verhältnisse nur ein Uebergangsstadium zu einer höhern socialen Ordnung darstellen, in welchem neue Verbindungen und Corporationen auftreten. An Stelle derer, die jetzt als sogenannte Actiengesellschaften, als Fabrikunternehmungen und sogenannte Geschäfte erscheinen, in denen eine unnormale Gliederung, resp. Gewinn- und Nahrungstheilung herrscht, werden neue entstehen, die organischer angelegt sind und für Unterhalt, Fortkommen sowie für Versorgung ihrer Glieder im Alter bessere Mittel finden werden. Vielleicht sind es die rechtlichen Verhältnisse und Bedingungen der Ordnung des heutigen „Gemeindelebens", die sich auf alle Gewinnunternehmungen, zu welchen viele arbeitende Glieder zählen, in verkleinertem Maßstabe naturgemäß ausdehnen, oder doch mit Hülfe des Staats auf dieselben übertragen werden, um hiermit die Unterlage zu einer neuen socialen höhern Gesammtordnung zu ge-

winnen.* Daß der Begriff der Arbeitstheilung (Differentiirung) derjenige ist, in welchem sich die socialen Probleme verstecken, die mit den durch die Descendenzlehre angeregten Fragen zusammenhängen, ist in neuester Zeit auch von nationalökonomischer und juristischer Seite erkannt worden. Namentlich ist es der geistvolle Staatsrechtslehrer Albert Schäffle, der sich hierüber aufs klarste ausgesprochen hat in den sehr lesenswerthen Artikeln: „Der collective Kampf ums Dasein. Zum Darwinismus vom Standpunkte der Gesellschaftslehre." („Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft", 32. Jahrgang, 1. und 2. Heft.) Ganz richtig erkennt dieser Autor, daß das Problem der Arbeitstheilung in seiner genetischen Erklärung auf psychische Kräfte hinweist, die schon in den ersten Plastidülen als wirksam anerkannt werden müssen. Diese Annahme, welche man früher von seiten der Naturforscher anzunehmen sich sträubte, findet mehr und mehr Eingang. Seitdem Ewald Hering seine Ansichten über „das Gedächtniß als eine allgemeine Function der organisirten Materie" vorgetragen hat, kann die Annahme nicht mehr weit abliegen, daß wir jedes Atom „mit Empfindung und Willen begabt uns vorstellen". (Vgl. E. Haeckel, „Die Perigenesis der Plastidüle", S. 40.) Mit dieser Annahme aber werden die hierher gehörigen Probleme über verträgliche und unverträgliche Arbeitstheilung zu psychischen, wie dies klar und richtig Albert Schäffle in obengenanntem Artikel ausgesprochen hat: „Was uns den Vorgang der Entstehung socialer Arbeitstheilung erklärbarer macht, ist der Umstand, daß hoch entwickelte, zur nützlichen Gemeinschaft drängende psychische Kräfte dabei im Spiele sind." (Vgl. a. a. O., S. 244.) Von Haeckel sagt Albert Schäffle in Bezug auf das gestellte Problem: „Der genannte Autor gibt wol eine äußerst anregende Darlegung der thatsächlichen Successsion aller Erscheinungen in der individuellen Entwickelung der Organismen, von der Wucherung der Eizelle und der Spaltung der Keimblätter an, aber eine allgemeine genetische Theorie für die organische Arbeitstheilung vermochten wir auch bei ihm nicht zu finden. Er beruft sich in der Anthropogenie auf das «fundamentale Bild» der socialen Arbeitstheilung. Die Arbeitstheilung, sagt er kurz, ist in der Phylogenese (abstammungsgeschichtlich) ursprünglich gerade so aufzufassen wie die Entwickelung der Arbeitstheilung in dem entstehenden menschlichen Staate." („Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft", 32. Jahrgang, 2. Heft.) Daß auch Haeckel in seinen neuesten Arbeiten zu der Einsicht hingeführt wird, daß schließlich

* Ich erinnere mich, diesen Gedanken von meinem Collegen H. Scherrer bei Gelegenheit eines Vortrags über die sociale Frage gehört zu haben.

alle hierher gehörigen Probleme psycho-physischer Natur sind, wurde bereits oben erwähnt. (Vgl. Haeckel, „Die Perigenesis der Plastidüle", S. 40 fg.) Im allgemeinen ist zu erwähnen, daß diejenigen Forscher, die über den Kampf ums Dasein von ethischen Gesichtspunkten schrieben, meist nicht genug Ueberblick über die Naturgeschichte des Zellenlebens besaßen, um alle Erscheinungen im Zusammenhange zu übersehen. Sie gelangten daher nicht zu der Einsicht, daß die Grundbedingungen des organischen Lebens im großen wie im kleinen dieselben sind. Andererseits besitzen dagegen zumeist die Naturhistoriker nicht die gehörigen ethischen Vorkenntnisse, um den Kampf ums Dasein auch in sittlicher Beziehung gehörig würdigen zu können. Hier von dieser Seite geschieht es daher oft, daß die Lösung der socialen Frage, die doch in gewisser Beziehung deutlich mit den hier einschlägigen Problemen zusammenhängt, gar nicht gehörig ins Auge gefaßt wird. Es ist ferner als ein Mangel an ethischer Einsicht zu bezeichnen, daß der Krieg und Kampf der Arten ums Dasein als etwas Nothwendiges hingestellt und gerechtfertigt wird. Man übersieht hierbei, daß der Krieg und der Kampf, namentlich sobald sie permanent geworden, stets unnormale Zustände sind, und Bedingungen voraussetzen, die in Untersuchung gezogen werden müssen, zumal sich aus unsern obigen Erörterungen ergibt, daß der gesunde Organismus die vollste Verträglichkeit der Einzeltheile zu seinem Bestehen erfordert und in ihm die nämlichen Erscheinungen des Kampfes ums Dasein unter den Zellen wie unter den Individuen nur erst zum Ausbruche kommen, wenn Störungen vorausgegangen sind, welche das Bestehen des Organismus in seiner Gesundheit gefährden. Krieg und Kampf, können wir kurz sagen, gehen immer aus unnormalen Reibungsverhältnissen hervor, die auf Nebeneinanderentwickelung zu ungleicher Gegensätze und Verhältnisse beruhen. Diese Reibungsverhältnisse können permanent werden und so ins Unerträgliche sich steigern. Nehmen wir die sittlichen Bedingungen zusammen, so wird sich die durch Krieg und Noth herbeigeführte Arbeitstheilung und Züchtung der Arten niemals vertheidigen lassen, sondern es ist in jeder Hinsicht zu fordern, daß sich die Gegensätze möglichst gleichmäßig durchdringen und organisch entwickeln und sich ergänzend entfalten. Nicht also nach Bedingungen gegenseitiger Anfeindung hätte sich ideal gesehen die organische Entwickelung richten sollen, sondern sittlich zu fordern war allein die Zuchtwahl nach ästhetischen Merkmalen in Rücksicht auf Verträglichkeit und Schönheit. (Vgl. zugleich „Ausland", Jahrgang 1871, S. 442 fg.: „Ein Blick in die Zukunft.")

Der durch die Descendenzlehre nahe gelegte Satz: daß in der organi-

ſchen Lebewelt im großen wie im kleinen dieſelben Erſcheinungen und Geſetze herrſchen, iſt theilweiſe zugleich mit Rückſicht auf die hier vom Verfaſſer gegebenen Andeutungen die Anregung geweſen zu einer nähern Prüfung derſelben von ſeiten der Nationalökonomen. Von andern Betrachtungen urſprünglich ausgehend, hatte zur ſelben Zeit ein Forſcher ſich deſſelben Gedankens bemächtigt, um daran ein neues weittragendes Syſtem der Sociologie zu begründen. Man vergleiche hierüber Paul von Lilienfeld, „Gedanken über die Socialwiſſenſchaft der Zukunft“ (Mitau 1873), 1. Theil: „Die menſchliche Geſellſchaft als realer Organismus“; 2. Theil: „Die ſocialen Geſetze.“ — In ſcharfſinniger Weiſe hat ferner, geſtützt auf umfaſſende naturwiſſenſchaftliche Kenntniſſe, neuerdings Alb. E. Fr. Schäffle einen ähnlichen Verſuch zur vollſtändigen Neubegründung der Sociologie unternommen. Vgl. „Bau und Leben des ſocialen Körpers. Encyklopädiſcher Entwurf einer realen Anatomie, Phyſiologie und Pſychologie der menſchlichen Geſellſchaft, mit beſonderer Rückſicht auf die Volkswirthſchaft als ſocialen Stoffwechſel“ (Tübingen, Laupp'ſche Buchhandlung). So ſehr ſich die Nationalökonomen der alten Schule dieſen ihnen bisher noch fremden Anſchauungen, wie ſie in geiſtvoller Weiſe der genannte Autor durchführt, auch widerſetzen mögen, es leidet keinen Zweifel, daß die naturwiſſenſchaftlich-ökonomiſche Anſicht der einzige Weg iſt, die dargebotenen Erſcheinungen tief genug zu verſtehen und die rechten Mittel zur Abhülfe von eintretenden Störungen aufzufinden.

3.

Der pſychiſche Charakter der hauptſächlichen Deciduatenarten gegenüber dem Naturell des Menſchen.

Schwierigkeiten und Mängel einer genauen Thierpſychologie. — Hinweis auf den Grundgeſichtspunkt, den der vergleichende Pſychologe im Hinblick auf die Morphologie einzunehmen hat. — Die Intelligenz und der Scharfſinn der Deciduaten gegenüber der gutmüthigen Einfältigkeit der Indeciduaten. — Das hohe Mitgefühl der Nager und Affenarten gegenüber den prägnanten Selbſtgefühlen, der Selbſtſucht und Tapferkeit der Raubthiere. — Die enge Beziehung der pſychiſchen Triebe zur Zuchtwahl und zum Kampfe um die Exiſtenz. — Die Nothwendigkeit eines beſtimmten Gleichgewichts zwiſchen Mitgefühlen und Selbſtgefühlen in Bezug auf das Gedeihen und Fortkommen der Art. — Im Menſchen kommt das geforderte Gleichgewicht von Mitgefühl und Selbſtgefühl unter den Deciduaten urſprünglich am meiſten annähernd zum Ausdrucke. — Die urſprüngliche Verwandtſchaft und Beziehung des Menſchen zu dem Naturell der Raubthiere einerſeits, und den geſelligen und verträglichen Nagern und Affen andererſeits. — Das pſychiſche Naturell des Menſchen hält urſprünglich die Mitte zwiſchen den mitfühlenden Affen und Nagern nach einer Seite, und den tapfern, muthigen, aber ſelbſtſüchtigen Raubthieren nach der andern Seite.

Eine vollſtändig durchgeführte pſychologiſche Thiercharakteriſtik hat gewöhnlich mit zwei großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die eine beſteht darin, ein vollſtändiges Material zu ſammeln, um jede Thierart pſychologiſch unbefangen und objectiv nach allen Seiten hin beurtheilen zu können. Zweitens, wird eine Vergleichung der Arten hinſichtlich pſychologiſch ähnlicher Merkmale vorgenommen, ſo iſt es oft nicht leicht, dieſen Vergleich ſo anzuſtellen, daß neben der pſychologiſchen Aehnlichkeit auch in genügender Weiſe die morphologiſche

Thierreiche überhaupt die am höchsten entwickelten Arten repräsentiren) die Selbstgefühle und Mitgefühle (wenn auch fast überall einseitig, d. h. bald dieses, bald jenes derselben im Misverhältniß zu den andern) zur tiefsten Entwickelung gediehen sind. In Bezug auf die sehr intensiv ausgeprägten Selbstgefühle denken wir sogleich an die königlichen Raubthierarten, und in Bezug auf die Mitgefühle an die sprichwörtlich gewordene Jungenliebe und Beistandsleistung der Affen und Nagethiere untereinander. Aber den Raubthieren mangelt bekanntlich das richtige Verhältniß von Mitgefühl gegenüber dem Selbstgefühle; denn sie sind unverträglich im Familienleben und, wie wir sogleich genauer erörtern werden, gehässig und feindlich gegeneinander, während den weibischen Affen und furchtsamen Nagern trotz ihres großen Mitgefühls jedes tapfere Selbstgefühl mangelt. Allein wir sehen bei alledem, daß unter den am höchsten entwickelten Thieren, welche als sogenannte Deciduaten dem Menschen am meisten nahe treten, auch die schärfste Entwickelung aller Grundgefühle gefunden wird. Treten in psychologischer Hinsicht dem Menschen in der That alle hierher gehörigen Thierarten, wenn auch in verschieden einseitiger Beziehung, nahe, so ergibt sich schon hieraus nothwendig seine natürliche Verwandtschaft zu ihnen, allein nach anderer Seite hin zeigt es sich hierbei gleichzeitig, daß der Mensch weder völlig zu der einen noch zu der andern Art gezählt werden kann. Wir haben uns daher die Aufgabe zu stellen, genauer und bestimmter den Charaktertypus des Urmenschen in Bezug auf die Grundanlagen zu präcisiren, um ihn richtig von allen übrigen Arten zu unterscheiden, und zugleich den bestimmtern Verwandtschaftsgrad zu den übrigen ihm nahe tretenden Thierarten zu untersuchen.

In der That leuchtet es, wie hervorgehoben, auf den ersten Blick ein, daß das psychische Naturell des Menschen in Bezug auf Intelligenz, namentlich aber hinsichtlich des Selbstgefühls und hinsichtlich des Mitgefühls, zu allen hier in Betracht kommenden haupt-

Soll die psychologische Thiercharakteristik der Naturwissenschaft wahrhaft nützlich werden, so müssen jedesmal bezüglich einer Vergleichung die sich ergebenden Momente in psychologischer und in morphologischer Hinsicht genau gegeneinander abgewogen werden. Das heißt, es dürfen zu einer psychologischen Vergleichung der Charaktere nicht Wesen und Arten herbeigezogen werden, die in keinem morphologisch *begründeten* engern Zusammenhange stehen; andererseits zugleich hat sich hierbei die Vergleichung auf alle diejenigen Gruppen und verwandten Arten zu erstrecken, von denen morphologisch eine gemeinschaftliche Stammverwandtschaft durch irgendwelche wichtigen Merkmale sich rechtfertigen läßt. Der letztere Punkt ist nicht minder von Bedeutung wie der erstere; denn da beispielsweise der Mensch hinsichtlich seiner psychologischen Eigenschaften zumeist nur von den Affen abgegrenzt und mit diesen verglichen wird, so zeigt es sich, daß dieser Vergleich viel zu eng gezogen erscheint. Ist es wahr und begründet, daß die Arten der sogenannten Deciduaten unter den Placentalthieren, gegenüber den Indeciduaten*, in eine gemeinschaftliche natürliche höhere Klasse gehören, sodaß die Raubthiere, die Scheinhufer, die Nagethiere und Halbaffen nebst den eigentlichen Affen u. s. w. morphologisch bezüglich wichtiger Merkmale in einem engern Verwandtschaftsverhältnisse zueinander stehen,

* Die moderne Morphologie unterscheidet bekanntlich zwischen Säugethieren, welche den Fötus ohne Mutterkuchen (Placenta) austragen, und solchen, bei denen sich dieses Organ zur selbständigern Vermittelung des Stoffaustausches zwischen Fötus und Mutter entwickelt. Die Säugethiere, die mit Mutterkuchen trächtig gehen, also die sogenannten Placentalthiere, zerfallen wiederum, je nachdem der Mutterkuchen durch eine schwammige Haut selbständig vom Fruchtbehälter getrennt ist, in Arten, welche eben eine solche Haut (Decidua) besitzen, und die somit als Deciduaten bezeichnet werden, und andere, welche diese Haut nicht entwickeln, und als Indeciduaten zu bezeichnen sind. Die sogenannten Deciduaten sind „die am höchsten entwickelten Thiere", und auch diese theilen sich wiederum in Arten, welche einen scheibenförmigen Mutterkuchen, und solche, welche einen gürtelförmigen Mutterkuchen erzeugen. Doch ist dieser letzte Unterschied kein Unterschied der Sache, sondern nur der Form, und daher nur unerheblicher, secundärer Natur.

so liegt kein Grund vor, das eigenthümliche Naturell des Menschen und den Werth seines Charakters nur mit dem der zunächst verwandten Affen zu vergleichen, sondern es ist dieser Vergleich in psychologischer Hinsicht auch auf die übrigen Deciduaten auszudehnen. Gerade deswegen nun, weil sich über die speciellern Verwandtschaftsgrade dieser Klassen untereinander noch ein Dunkel breitet, und bis heute noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte, ob sich die Raubthiere directerweise aus den Raubbeutlern herausgebildet haben, oder ob sich ihre gürtelförmige Placenta erst secundär aus der scheibenförmigen gebildet hat, sodaß die Raubthiere sich unter diesen Umständen aus den Insektenfressern entwickelt haben könnten, so ist dieser Schwierigkeiten halber, und wegen der muthmaßlichen Verwandtschaft aller hier in Betracht kommenden Thierklassen der Deciduaten zu den ausgestorbenen Arten der Halbaffen, ein genauerer Vergleich von psychologischer Seite gerade unter allen diesen Thiercharakteren nur um so wünschenswerther. Da es nun aber offenbar zu weit führen würde, den menschlichen Charaktertypus auch mit solchen Thierklassen der ihm morphologisch verwandten Deciduaten zu vergleichen, die durch Umbildung und Entwickelung (wie etwa in dieser Beziehung die Flederthiere und die Scheinhufer) sich sehr weit von der menschlichen Gestaltung entfernt haben, so bleibt uns zu einem rationellen Vergleiche in Rücksicht auf gemeinschaftliche oder doch muthmaßlich gemeinschaftliche Abstammung, und auf nähere morphologische Entwickelung und Verwandtschaft, hauptsächlich nur der Typus der Raubthiere, der Nagethiere und der Affen übrig. Es ist selbstverständlich, daß wir hier nicht versuchen können, eine vollständige Thierpsychologie zu schreiben, wir heben daher auch bei den hier in Frage kommenden Betrachtungen nur ganz im Umriß die allgemeinen Charakteristika dieser Thiertypen hervor, durch welche wir im Stande sind, uns bezüglich der thierischen Stammverwandtschaft und der Abstammungsfrage vom eingenommenen Gesichtspunkte zu orientiren.

Es wird nicht zu leugnen sein, daß alle Deciduaten, seien es Gürtelplacentner oder Scheibenplacentner, in Bezug auf eine Reihe psychischer Eigenschaften eine große, auffällig gemeinsame Aehnlichkeit zeigen. Alle hierher gehörigen Thierarten zeichnen sich bekanntlich gleichmäßig aus durch einen hohen Grad von Intelligenz und durch eine dem entsprechende wachsame Regsamkeit ihres äußern Wesens. Alle Nagethiere, Raubthiere und Affenarten sind im allgemeinen hoch begabt, alle sind eigenthümlich rege, in ihrer Art listig, verschlagen und gewandt. Fast keine Art ist im ganzen genommen so einfältig und so wenig listig wie die gutmüthigen, sanften, und in den meisten Arten dabei äußerlich sehr trägen Hufthiere, Scharrthiere und Faulthiere, welche als sogenannte Indeciduaten sämmtlich auch in morphologischer Beziehung nach der natürlichen Eintheilung den oben genannten Deciduaten gegenübertreten. Selbst der so erziehungsfähige und durch Dressur so leitsame Pferdeverstand bleibt in der Wildniß nur einfältig und ungewandt gegen den listigen verschlagenen Tiger; stellen wir aber das Schaf dem Hunde gegenüber, den Ochsen dem Löwen, das Faulthier dem Eichhorn, das Flußpferd dem Affen, das Kamel dem Leoparden u. s. w., und bedenken wir, daß selbst das gutmüthige, sanfte Reh, trotz seiner Gewandtheit, nur ein Thor dem Wolf und Fuchs gegenüber ist, so läßt sich das, ohne daß wir noch andererseits der allerträgsten und zugleich stupidesten Thiere aus der Klasse der Indeciduaten gedenken, mit einem umfassenden Blicke rasch übersehen. Hohe Intelligenz, die sich meist in großer List und Schlauheit äußert, und angeborene, wachsame Beweglichkeit, die oft etwas Schleichendes zeigt, gegenüber den geraden, oft graziösen und dennoch dabei wenig List zeigenden Bewegungen der Indeciduaten, das sind die allgemeinen unterscheidenden Charakteristika dieser Arten. Bei einem überall von richtigen Gesichtspunkten aus genommenen Vergleich in Bezug auf Deciduaten und Indeciduaten sehen wir leicht, daß das morphologische Merkmal nicht ganz außer Beziehung zum Geiste und zu den angeborenen Fähigkeiten steht.

Nennt man mit Hopley diejenigen Thierarten, welche bei der Entwickelung des Jotus zwischen dem mütterlichen und kindlichen Theile des Mutterkuchens nicht jene schwammige Haut (Decidua) entwickeln, Indeciduaten, gegenüber allen den Arten, bei welchen sich dieselbe vorfindet, so erkennen wir aus dem psychologischen Vergleiche der Arten alsbald, daß bezüglich des Naturells dieser Entwickelungsunterschied nicht ganz einflußlos geblieben ist: denn in der That erscheinen die schlauen, gewitzten Deciduaten alle selbständiger als die sanften und einfältigen Indeciduaten (Hufthiere u. s. w.). Ist große Begabung und Intelligenz, gepaart mit vorsichtiger Wachsamkeit, Schlauheit und Regsamkeit im allgemeinen das gemeinsame Charakteristicum der Deciduaten, gegenüber den bei weitem unvorsichtigern, weniger lustigen und unselbständigern Indeciduaten, so haben wir uns nunmehr nach denjenigen psychischen Merkmalen umzusehen, durch welche sich alle Einzelarten der Deciduaten wiederum untereinander unterscheiden: denn nur erst, wenn wir diese Unterschiede voneinander abgegrenzt haben, kann es gelingen, auch die Verwandtschaftsgrade aller dieser Arten untereinander festzustellen. Vergleichen wir nun genau alle hierher gehörigen Arten miteinander, so ergibt sich, daß, während das gemeinsame und verbindende Merkmal aller der hohe Grad der Intelligenz und eine dem entsprechende äußere motorische Regsamkeit war (sodaß sich unter allen Thieren dieser Klasse, seien sie klein oder groß, ein lebhafter und schlauer Eigenwille offenbart, der sich mit List und Gewandtheit gewissen Gefahren hingibt, vor denen die einzelnen Thiere anderer nicht hierher gehöriger Arten zurückschrecken), die engern unterscheidenden Merkmale dem gegenüber mehr auf seiten des receptiven Gefühlslebens zu suchen sind. Kommen die bisher erwähnten Merkmale von Schlauheit und Intelligenz, gepaart mit Eigenwillen und Wachsamkeit, hauptsächlich zur Sprache bezüglich des äußern Verhaltens der Arten gegenüber andern Arten, so bezieht sich das Gefühlsleben mehr auf das Verhalten der Einzelindiuen der bestimmten Art untereinander.

Das Gefühlsleben der Thiere iſt bezüglich ihrer Charakteriſtik von einer ſehr tiefgehenden Bedeutung, ſodaß wir Gelegenheit nehmen müſſen, hierauf näher einzugehen. Es laſſen ſich für unſern Geſichtspunkt im weſentlichen zwei Hauptklaſſen von Gefühlen unterſcheiden, die ſich, wie wir ſogleich ſehen werden, in der verſchiedenſten Weiſe auf die hier in Frage kommenden Arten vertheilen. Es ſind dieſes die Selbſtgefühle und die Mitgefühle. Was zuerſt das Mitgefühl anlangt, ſo dürfen wir im allgemeinen ſagen, daß kein Säugethier gefunden wird, das nicht ein gewiſſes Mitgefühl für ſeine Jungen an den Tag legte. Iſt die ſogenannte Mitempfindung im Nervenleben des innern Organismus überhaupt von ſehr großer Bedeutung, ſo iſt ſie für das Verhalten der Individuen untereinander noch von einer viel höhern Tragweite, denn die Mitempfindung potenzirt ſich hier eben zum Mitgefühl, das ſich hauptſächlich in der Pflege und Liebe zu den Jungen, in der Verträglichkeit und Neigung beider Geſchlechter zueinander, alſo im Familienleben, und im gegenſeitigen Unterſtützungstriebe, d. h. im Beiſtande der Individuen untereinander offenbart. Wir ſehen, daß ſich auf das Mitgefühl die wichtigſten Verhältniſſe begründen, denn von ſehr hoher Bedeutung für die Fortpflanzung der Art iſt nicht nur die Neigung beider Geſchlechter zueinander überhaupt, ſondern, was damit zuſammenhängt, das Weſen ihres Familienlebens und ihre Jungenliebe. Nicht minder wichtig aber iſt der allgemeine Unterſtützungstrieb oder der Beiſtand, den ſich die Individuen untereinander angedeihen laſſen, und der, wie leicht einzuſehen, bis zum gewiſſen Grade, wenn er ſehr ausgebildet erſcheint, einen verträglichen Geſelligkeitsſinn der Individuen vorausſetzt. Auf der Unterlage des durchgebildeten gegenſeitigen Unterſtützungstriebes, der in einem hochausgebildeten Mitgefühle wurzelt (welch letzteres wiederum das verträgliche Zuſammenleben der Individuen ermöglicht), und auf einem damit im richtigen Gleichgewichte ſtehenden unterſcheidenden Selbſtgefühle, begründet ſich allein die ſogenannte Arbeitstheilung,

welche unter den Individuen der Art nur dann hinreichend zu Stande kommt, wenn sich in hohem Grade diese Voraussetzungen entwickelt finden. Den Mitgefühlen stehen selbstverständlich die aus dem Selbsterhaltungstriebe hervorgehende Selbstempfindung und die sich hierauf begründenden Selbstgefühle gegenüber. Auch diese Gefühle finden sich unter den Individuen der Säugethiere in einem sehr hohen Grade neben dem allgemeinen Selbsterhaltungstriebe entwickelt. Der Selbsterhaltungstrieb und die sich an ihn knüpfenden Gefühle, auf welche sich (den Mitgefühlen gegenüber) die eigentliche Liebe zum Leben gründet, während sich in den Aeußerungen der Mitgefühle das Leben der Liebe spiegelt, äußert sich vorzugsweise in den kleinern hier zur Sprache kommenden Thiergattungen als Vorsorglichkeit, Umsicht und listige Gewandtheit, in den größern und stärkern Arten aber knüpft sich an die Selbstgefühle die Tapferkeit, die unermüdliche, zähe Ausdauer und der Muth. Es ist selbstverständlich, daß, während wir in ersterer Hinsicht vorzugsweise an die Nagethiere und Affen denken, in der andern Beziehung hauptsächlich die Raubthiere hervortreten. Ueberblicken wir die hier zur Sprache kommenden Arten der Deciduaten, so werden wir nun finden, daß, entsprechend der morphologischen Unterscheidung derselben, sich auch in ganz verschiedener Weise die Mitgefühle und Selbstgefühle bei ihnen ausgebildet finden, und aus dieser verschiedenartigen Ausbildung ergibt sich gleichzeitig das eigenthümliche und verschiedenartige Naturell aller dieser Thiere. So finden wir, daß einige Arten vorzugsweise muthig und tapfer sind, während andere dagegen scheu und furchtsam sich eng und verträglich aneinanderschließen. Wiederum andere sind in hohem Grade muthig, dabei aber äußerst ungesellig und unverträglich, während bei andern die Tapferkeit mit der Verträglichkeit sich vereinigt findet. Daß alle diese Schwankungen in psychologischer Hinsicht nicht ganz beziehungslos zur körperlichen Beschaffenheit und zur Morphologie der einzelnen Thierarten sein können, ist leicht zu erkennen. In der

That finden wir bei einer genauern Untersuchung stets ein deutlich ausgesprochenes Abhängigkeitsverhältniß obwalten zwischen der physischen Gestaltung und dem psychischen Naturell der Thiere, und das kann uns nicht wunderbar erscheinen, sobald wir ermessen, was für eine Waffe die bessere und höhere psychische Begabung in Bezug auf den Kampf ums Dasein ist, in welchen die Art mit andern Arten verwickelt ist. Denn offenbar steht eben die Art und Weise, wie dieser Kampf von den Species bestanden und gefochten wird, in einer engen Beziehung zu den geistigen und psychischen Trieben der Thiere überhaupt, und alle Tapferkeit, alle Ausdauer, alle Verträglichkeit und alle Unterstützungstriebe, welche sich die Individuen untereinander angedeihen lassen, sind für die Art und Weise, wie die Arten den sogenannten Kampf ums Dasein unter- und gegeneinander bestehen, von der allergrößten Wichtigkeit. Namentlich aber ist es der Factor der Verträglichkeit, der in Bezug auf das Gedeihen der Art von einflußreichster Bedeutung ist. Schon aus dem vorigen Abschnitt ging hervor, daß Fortpflanzung (Auswahl und Neigung der Geschlechter sowie Fruchtbarkeit) und regelrechte Nahrungsvertheilung die tiefsten Grundfactoren des Gedeihens der Arten waren, beide gingen Hand in Hand. Nahrungszufuhr und Neubildung sollten gleichen Schritt halten und zugleich eine correcte verträgliche Arbeits- und Nahrungstheilung unter den Neoplasmen zur Durchführung kommen lassen. Allein alle regelrechte Arbeits- und Nahrungstheilung und die mit ihnen zusammenhängende Fortpflanzung und Neubildung kommen nur dann zur Geltung, wenn ein gewisser Verträglichkeitsgrad der primitiven Individuen als Basis vorhanden ist. Die Ansprüche an den Verträglichkeitsgrad der Individuen müssen aber wachsen, wenn durch irgendwelche äußern Einflüsse Nahrungsmangel eintritt, oder äußere Angriffe auf die Gattung stattfinden. Unter diesen Umständen wird nun in jeder Hinsicht eine doppelte Verträglichkeit der Individuen gefordert. Denn gegen äußere Angriffe haben sich die Individuen gemeinsamen Bei-

stand zu leisten, und tritt Nahrungsmangel ein, so sind die Individuen der Art gemeinsam zu großer Aufopferung gezwungen, sollen keine ungerechten und krankhaften Vertheilungsverhältnisse der Nahrung platzgreifen, aus denen sich dann sehr rasch zu ungleiche Gegensätze der Form hervorbilden, die sich nebeneinander nicht mehr dulden, sondern theilweise vernichten und aufreiben.* Was wir in ähnlicher Weise unter diesen Umständen im innern Organismus mikroskopisch beobachten lernen, vollzieht sich unter unsern Augen äußerlich unter den Individuen einer Art. Ist der Verträglichkeitssinn der zusammenhängenden Familienmitglieder und Individuen gestört oder zu gering, so ist der Kampf ums Dasein vergrößert, und die Ausbreitung der Art gehindert.

Neben hohem Mitgefühle und Verträglichkeitssinn ist also für die Individuen unter den schwierigen Verhältnissen, welchen die Artenentwickelung thatsächlich unterworfen ist, und den ungleichen Strömungen, denen sie nach ihrem Ursprunge ausgesetzt wurde, durch das Ueberhandnehmen einer zu ungleichen Nahrungsvertheilung, zugleich ebenso nothwendig ein ausgeprägtes Selbstgefühl, das sich bis zur Tapferkeit, zur Ausdauer und Zähigkeit zu steigern hat. Je nachdem nun den Arten die eine oder die andere Eigenschaft abgeht oder zukommt, je nachdem wird von ihnen auch verschiedenartig der Kampf ums Dasein gefochten werden, und also hiermit die sich hieran schließende Umformung, Anpassung und Ausbildung ihrer Körperbildung erfolgen.

Nehmen wir die natürlichen Verhältnisse und Bedingungen unsers Planeten nicht wie sie sein könnten, sondern wie sie thatsächlich sind, und beachten wir im Rückblick auf den vorigen Abschnitt die Ungunst der Umstände, die jeder ungleichmäßigen Nahrungsver-

* So repräsentirt laut den Ausführungen des vorhergehenden Abschnitts die ganze organische Welt unsers Planeten thatsächlich im großen einen derartigen krankhaften Organismus, innerhalb dessen sich die einzelnen Arten untereinander ersticken und aufreiben.

theilung, und damit zusammenhängend jedem Ausbruch von Unverträglichkeit Vorschub leisteten, so wird es uns einleuchten, wie unter allen diesen erschwerten Umständen ebensowol ein doppelter Verträglichkeitssinn sowie ein doppelt wachsames, berechtigtes Selbstgefühl im Naturell nothwendig geboten war, sollte der Kampf ums Dasein von dem Charakter der Art siegreich bestanden werden. Nach außen hin war Tapferkeit nothwendig, um der Ungunst der Umstände widerstehen zu können, nach innen aber war ein stark ausgeprägter Verträglichkeitssinn der einzelnen Glieder der Art untereinander geboten, und nur diejenigen Arten konnten folglich auf ein lange anhaltendes Fortkommen rechnen, in deren Naturell mehr oder weniger ein annäherndes Gleichgewicht zwischen den geforderten Mitgefühlen und Selbstgefühlen erreicht war. Wir werden sogleich sehen, daß dieses psychische Gleichgewicht der Grundgefühle des Charakters in der individuellen Thierwelt als Ideal ebenso unerreichbar geblieben ist, wie in der individuellen Zellenwelt des Urprotoplasmas in der Primordialzeit das Ideal einer regelrechten Arbeits- und Nahrungstheilung der Arten gegeneinander. Und das kann nicht wundernehmen; denn da die Bedingungen der Gestaltung in der Urzeit den Grund aller organischen Entwickelung legten, so mußten die schon hier im Keime ausbrechenden Differenzen sich in der Folge nur um so ausgeprägter und deutlicher zeigen. Allein trotz aller dieser ursprünglichen Misverhältnisse hat die organische Entwickelung doch nach einem solchen Gleichgewichte gestrebt, und wenn, wie wir nachweisen werden, im Menschen unter allen Geschöpfen dieses Gleichgewicht der Charakteranlagen annähernd am meisten erreicht wurde, oder doch in ihm das Streben am größten war, ein solches Gleichgewicht völlig zu erringen, so werden wir es deshalb erklärlich finden, weshalb gerade er aus der Reihe seiner Mitgeschöpfe heraustrat, um den Kampf ums Dasein am siegreichsten auf der Erde zu bestehen. Ebenso wenig wird es uns wundernehmen, wenn wir bemerken, daß unter den Deciduaten (welche im

Thierreiche vereinigen die am höchſten entwickelten Arten repräſentiren die Selbſtgefühle und Mitgefühle (wenn auch faſt überall [illegible], d. h. bald dieſes, bald jenes derſelben im Misverhältniß zu den andern zur höchſten Entwickelung gediehen ſind. In Bezug auf die [illegible] Selbſtgefühle denken wir ſogleich an die [illegible] Raubthierarten, und in Bezug auf die Mitgefühle an die [illegible] gewordene Jungenliebe und Beiſtandsleiſtung der Affen und Raubthiere untereinander. Aber den Raubthieren [illegible] das richtige Verhältniß von Mitgefühl gegenüber dem Selbſtgefühle: denn ſie ſind unverträglich im Familienleben und wie wir ſogleich genauer erörtern werden, gehäſſig und feindlich gegeneinander, während den weiblichen Affen und furchtſamen Thieren das hohe Mitgefühl jedes tapfere Selbſtgefühl [illegible]. Auch wir ſehen bei alledem, daß unter den am höchſten entwickelten Thieren, welche als ſogenannte Deciduaten dem Menſchen am nächſten treten, auch die ſchärfſte Entwickelung aller Grundgefühle gefunden wird. Treten in pſychologiſcher Hinſicht dem Menſchen in der That alle hierher gehörigen Thierarten, wenn auch in verſchieden einſeitiger Beziehung, nahe, ſo ergibt ſich ſchon daraus vorwiegend ſeine natürliche Verwandtſchaft zu ihnen, allein nach anderer Seite hin zeigt es ſich hierbei gleichzeitig, daß der Menſch weder vollig zu der einen noch zu der andern Art gezählt werden kann. Wir haben uns daher die Aufgabe zu ſtellen, genauer und beſtimmter den Charaktertypus des Urmenſchen in Bezug auf die Grundanlagen zu präciſiren, um ihn richtig von allen übrigen Arten zu unterſcheiden, und zugleich den beſtimmtern Verwandtſchaftsgrad zu den übrigen ihm nahe tretenden Thierarten zu [illegible].

In der That leuchtet es, wie hervorgehoben, auf den erſten Blick ein, daß das pſychiſche Naturell des Menſchen in Bezug auf [illegible], namentlich aber hinſichtlich des Selbſtgefühls und hinſichtlich des Mitgefühls, zu allen hier in Betracht kommenden haupt-

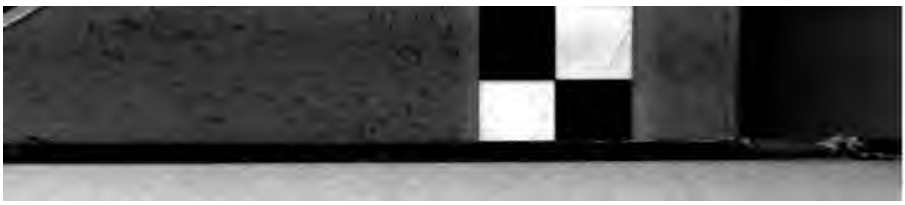
sächlichen Arten der Deciduaten in verwandtschaftlicher Beziehung steht, wenngleich es sich in einer Hinsicht der einen, und in anderer Hinsicht der andern Art mehr nähert. Das verträgliche Familienleben, das der Mensch führt, theilen gleichzeitig mit ihm in hohem Grade die Affenarten sowie die Nagethiere, es besitzen alle diese hierher gehörigen Thierarten ein ausgezeichnet hohes Mitgefühl für ihre Jungen, sie pflegen daher zugleich meist gern eine gesellige Familiengemeinschaft und scharen sich unter Umständen durch den angeborenen Verträglichkeitssinn bei weitem leichter zusammen als die ihnen in dieser Beziehung völlig gegenüberstehenden Raubthiere. Das Naturell der Raubthiere ist ein bei weitem unverträglicheres, sie gesellen sich nur vorübergehend zu Familien zusammen während der Begattungszeit, und führen selbst in dieser kurzen Periode die wildesten Kämpfe mit ihren Nebenbuhlern. Hat das Weibchen Junge geworfen, so muß es diese oft gegen die blutgierigen Männchen auf das heftigste schützen, und da die Männchen überhaupt wenig angeborene Liebe zu den Jungen besitzen, kann es selbstverständlich dauernd zu keinem verträglichen Familienleben unter den Raubthieren kommen. Ist das Mitgefühl namentlich unter den katzenartigen Raubthieren verhältnißmäßig sehr zurückgedrängt, so ist die Intelligenz als List und Verschlagenheit nicht allein bei diesen Thieren um so größer, sondern vorzugsweise ist ihr stolzes Selbstgefühl hierbei ein so ausgebildetes, daß es sich meist bis zur zähen Ausdauer und zu muthiger Tapferkeit erhebt. Ausdauer, hohen Muth und listige, gewandte und großmüthige Tapferkeit vermissen wir aber nebst allem stark ausgebildeten Selbstgefühle überhaupt bei allen Affenarten und bei den Nagethieren. Selbst im Naturell der menschenähnlichsten Affenarten, den Orangs, den Gorillas und Schimpansés, herrscht den Raubthieren gegenüber Scheu- und Furchtgefühl vor, und es ist festgestellt, daß die Affen alle vor den großen Raubthieren sowol wie vor dem Menschen ängstlich flüchten, mindestens ist das furchtsame

Naturell bei allen Affen gegenüber den dreistern und beherztern Raubthieren vorherrschend. Andererseits wissen wir, daß List und Tapferkeit bei den großen Raubthieren oft bis zu einer merkwürdigen Scheu vor sich selbst führen, sobald sie sich, wie etwa bei einem verfehlten Sprunge, eine Ungeschicklichkeit zu Schulden kommen lassen. Oft sehen wir, daß ihr stolzes Selbstgefühl sie zu einer Ausdauer anstachelt, die uns staunen macht; von alledem aber findet sich bei den eigentlichen Affen sowie bei den Nagethieren nichts. Doch wunderbar, alle diese so charakteristisch raubthierartigen Züge finden wir gleichzeitig auch bei dem Menschen deutlich entwickelt. Alle hierher gehörigen tiefeingreifenden Selbstgefühle kommen auch bei ihm trotz seiner äußern affenähnlichen Körperconformation zur charakteristischen Ausbildung, und er entfernt sich in dieser Beziehung beträchtlich weit von den ihm nahe stehenden Affenarten, um sich hierin vielmehr deutlich den Raubthieren eng anzuschließen. Sehen wir genau zu, so stand der Urmensch des Neanderthalschädels hinsichtlich seines Naturells den Raubthieren bei weitem näher wie den Affen und Nagethieren, oder besser, er stand zwischen ihnen: denn mit den Raubthieren theilte er deutlich, wie hervorgehoben, bis zum gewissen Grade eine Reihe scharf entwickelter wilder Selbstgefühle, und mit den übrigen Hauptarten der ihm stammverwandten Deciduaten jenen charakteristischen Verträglichkeitssinn im geselligen Familienleben. Hier sind es die Selbstgefühle, dort die Mitgefühle, die er in sich aufgenommen und durchgebildet hat. Und wie hätte sich der Urmensch staatlich zusammenscharen können, wenn ihm die breite Basis der Mitgefühle ebenso gemangelt hätte wie den Raubthieren, oder wie hätte er andererseits sich in der wilden Urzeit gegen die Reihe der reißenden Raubthiere vertheidigen können, und wie hätte er den schwierigen Kampf ums Dasein gegen dieselben bestehen sollen, wenn ihm die Beherztheit und die angreifende Tapferkeit ebenso abgegangen wäre wie den Affen und Nagern? Wer den Schädel der Neanderhöhle

betrachtet, der ſieht in der That dem Menſchen noch ein Stück Raubthier an, und die ganze Geſchichte der Urzeit wird uns lehren, daß dem ſo ſein mußte; denn unter die Wölfe geſtellt, mußte der Urmenſch anfänglich mit ihnen heulen, und das Leben und Treiben der Menſchen der Urzeit lehrt uns in der That, wie ſehr er mit ihnen geheult hat, und ſo tief wurde ſein beſſeres Weſen in den unſittlichen Kampf der Geſchöpfe verwickelt, daß es von anderer entgegengeſetzter Seite her der ſchärfſten Erziehung bedurfte, um ihn aus dem Strudel, in welchem er aufgerieben worden wäre, herauszuziehen. Und dieſe ſittliche Erziehung, die hauptſächlich von innerer Seite bildend eingriff, und die ſich auf das Element der mitfühlenden Verträglichkeit ſtützte, wie hätte ſie jemals fruchtbringend werden können, hätte nicht andererſeits im Charaktertypus des Menſchen auch hierfür ſich ein beſtimmtes Verſtändniß vorgefunden, ein Verſtändniß, das zur Genüge bewies, daß der Urmenſch auch zu den verträglichern und geſelligern Affenarten und Nagethieren einen hohen Verwandtſchaftsgrad in ſeinen urſprünglichen Charakteranlagen beſitzt. Allein das wird ſich trotzdem nicht leugnen laſſen, daß in der allerfrüheſten Urzeit das wilde Naturell des Raubthiers bei weitem im Menſchen überwog; denn im ſteten Umgange mit Höhlenbären und Höhlentigern hatte er offen gegen dieſelben den Kampf aufzunehmen, und wollte er ſich entwickeln, ſo durfte er dieſen Erbfeinden nicht ausweichen, und eben nur deswegen, weil er ihnen nicht auswich wie die kletternden Affen und ſcheuen Nager, gewann er Ausſicht, den Kampf ums Daſein ſo überaus ſiegreich beſtehen zu können. Stellen wir bezüglich der Triebe und Gefühle, die hier zur Sprache kommen, die drei großen eng verwandten Hauptarten der Deciduaten zuſammen, ſo zeigt ſich alſo, daß, wie bereits erwähnt, der Menſch ſeinem Naturell nach keiner derſelben völlig und ganz zugehört, ſondern wir ſehen, daß er hinſichtlich der hauptſächlichen Charaktereigenſchaften die Mitte hält zwiſchen den verträglichen, mitfühlenden Nagethieren und Affenarten einerſeits, und den

stolzen, muthigen und selbstsüchtigen Raubthieren andererseits. Hierbei bleibt es sogar unentschieden, ob er sich ursprünglich den wilden Raubthieren nicht noch mehr seinem Wesen nach genähert hat, als uns das heute der Fall zu sein scheint. So nahe nun auch das Naturell der anthropoiden Affenarten, besonders das des Gorilla, bereits das des Menschen streift, und sofern auch der Gorilla, wie uns berichtet wird, gegen stärkere Thiere eine gewisse Tapferkeit beweist, so wenig entwickelt doch dieser Affe die ganze Reihe der mit dem stolzen, männlichen Selbstgefühle verbundenen Antriebe des zum Angriff, zur Jagd und zum Raub ursprünglich geneigten Menschen. Allein es wird nicht zu leugnen sein, daß dem Menschen der Gorilla von dieser Seite am nächsten tritt, und besitzt der Mensch mit den anthropoiden Affenarten eine ähnliche oder gemeinsame Abstammung überhaupt, so gewinnt es für den Psychologen den Anschein, als seien die Affenarten nur eine dem Menschen stammverwandte Nebenlinie, und als solche deren Glieder nur durch Feigheit, sinnliche Begierde und weibische Genußsucht entstellte Zerrbilder des Menschen, denen, aller dieser elenden Schwächen halber, der Siegespreis im Kampfe ums Dasein unmöglich zufallen konnte. Von seiten der Raubthiere dagegen sind es aber offenbar die bärenartigen Geschöpfe, welche hinsichtlich ihres immerhin schon verträglichern Naturells dem bis zum gewissen Grade raubthierartigen Charakter des Urmenschen bei weitem näher treten wie die katzenartigen und hundeartigen Thiere. Nicht nur daß die Bären, ebenso wie die Menschen, von den hier zunächst in Betracht gezogenen Thieren ursprünglich ebenso Pflanzen- wie Fleischfresser sind, sondern ihr affenartiges Klettern, ihr bei weitem schon ausgeprägterer Geselligkeitssinn und ihre musikalischen Klängen zugänglichere Gehörsanlage sind für den vergleichenden Psychologen Eigenschaften und Merkmale, die ihn als Fingerzeige deutlich auf eine ursprünglich tiefere Verwandtschaft hinweisen. Wie das Raubthier schon im Charakter des Gorilla durchschimmert, ebenso klingt im Naturell des

Bären der kletternde, nachahmende, raubthierartige Affe an. Im Menſchen aber finden ſich dieſe Anklänge vereinigt und nach beiden Seiten gleichmäßig vertheilt, ihm war es beſchieden, das Gute und Böſe beider Theile zu verſchmelzen und in ſich zu einer höhern Entwickelung abzuklären. Die genauere Unterſuchung des menſchlichen Stammbaums wird uns dieſe Thatſache, die wir pſychologiſch nicht zu leugnen vermögen, erklären.



4.

Die menſchlichen Vorältern.

Der pſychologiſche und zoologiſche Geſichtspunkt in Bezug auf die Frage der Abſtammung. — Die verſchiedenen Klaſſen der Deciduaten. — Der morphologiſche Unterſchied zwiſchen ringförmiger und ſcheibenförmiger Placenta erſcheint in Bezug auf Ausbildung von Charakter und Naturell ohne Bedeutung. — Die heutigen ſogenannten Halbaffen bilden Trümmer einer ehemals ſehr formenreichen Stammgruppe, welche Wurzeln aufweiſt zu allen divergenten Zweigen der Deciduaten. — Die Frage nach der Herkunft des Menſchen hängt zuſammen mit der Forſchung nach der Herkunft der einzelnen Deciduatengruppen. — Es ſprechen von vielen Seiten Gründe für eine eigene und ſelbſtändige Emporentwickelung des Menſchen von der Baſis eines halbaffenartigen Urgeſchlechts aus neben der Entwickelung der eigentlichen Affen und der Raubthiere. — Der Menſch vereinigt in ſich die charakteriſtiſchen Eigenſchaften des Naturells der Hauptvertreter der Deciduatenarten, bringt ſie zu einer gemeinſamen höhern Durchbildung und bildet hinſichtlich derſelben ſomit die Krone des organiſchen Geſchlechtsbaums.

— —

Wir haben bisjetzt noch nicht die foſſilen Ueberreſte aufgefunden, nach denen wir ſeit ſo vielen Jahren bereits forſchen, um zu einem ſichern Schluſſe über den Bau und das Ausſehen unſerer Vorältern zu kommen, und noch breitet ſich über die eigentliche Herkunft des Menſchen daher ein unbeſtimmtes Dunkel. Sehen wir zu, ob wir in Rückſicht auf die gewonnenen Ergebniſſe der vergleichenden Pſychologie im Stande ſind, eine Reihe von Schlüſſen zu ziehen, die, wenn ſie ihrer Natur nach auch nur einen Wahrſcheinlichkeitswerth in ſich ſchließen, doch nicht als werthlos anzuſind. Das hat ſich uns als Reſultat ergeben, daß ſich das

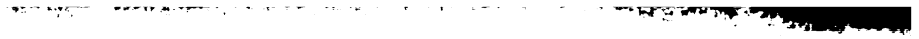
Naturell des Menſchen weder vollkommen aus dem der eigentlichen Affenarten, noch aus dem der Raubthiere, noch aus dem der Nagethiere völlig entwickeln ließ. Zu allen dieſen ſtammverwandten Deciduaten trat das pſychiſche Naturell des Menſchen in eine beſtimmtere Beziehung, ohne jedoch mit jeder Art mehr wie eine Seite ihres Weſens zu theilen.* Es blieb völlig ungewiß, wie weit ſich der urſprüngliche Selbſterhaltungstrieb und die damit zuſammenhängenden Gefühle des Urmenſchen denen der Raubthiere mehr näherten und von denen der Affenarten und Nagethiere entfernten, während es andererſeits gar nicht zweifelhaft iſt, daß der Menſch alle ihm angeborenen tiefern Mitgefühle mit den Affen und Nagethieren völlig theilt. So liegt die Sache vom Geſichtspunkte der vergleichenden Pſychologie. Werfen wir nun gleichzeitig noch einmal einen Blick in den Stand der Frage, wie er ſich von zoologiſcher Seite geſtaltet.

Mit Rückſicht auf die von Darwin uns an die Hand gegebenen Anſchauungen laſſen ſich für die Abſtammungsart ſämmtlicher Ordnungen der ſogenannten Deciduaten — zu welchen 1) die Hemipitheci (ſogenannte Halbaffen), 2) die Nagethiere, 3) die Inſektenfreſſer, 4) die Flederthiere, 5) die eigentlichen Affen, 6) die ſogenannten Scheinhufthiere und 7) die Raubthiere gehören —, eine Reihe von verſchiedenen Erklärungen geben. Was man auch gegen die Transmutationslehre vorbringen möge, immerhin wird man das anzuerkennen haben, daß das Vollkommene nicht ſogleich fertig von der Natur hingeſtellt wurde. Das was ſich organiſirt und bildet, fällt nicht ſogleich fix und fertig vom Himmel, ſondern hat eben natur-

* Es gilt hier in pſychologiſcher Beziehung alſo Aehnliches wie das, was Weisbach in anatomiſcher und morphologiſcher Beziehung vom Menſchen in Bezug auf die Affenarten behauptete. Nämlich ähnlich wie alle verſchiedenen Menſchenarten Erbſtücke von den verſchiedenſten Affenarten aufzuweiſen haben, weiſt das Naturell des Menſchen in pſychologiſcher Beziehung deutlich die verſchiedenſten Erbſtücke von Eigenſchaften nach, die ſich verſchieden vertheilt unter allen einzelnen Deciduatenarten wiederfinden.

gemäß eine Reihe von Umbildungen zu durchlaufen. Selbstverständlich ist es hierbei, daß diese Umbildungen nur den Weg vom Niedern zum Höhern, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen einschlagen konnten. Dies folgt nicht nur aus dem innern organischen Bildungsgesetze überhaupt, sondern auch in Rücksicht auf die äußern Verhältnisse der Entwickelung unsers Planeten, welche in frühern Zeiten nachweislich so beschaffen waren, daß sie dem Vollkommenen ursprünglich nicht die Möglichkeit der Existenz und des Fortkommens boten. Setzt also der ganze Bildungsgang des Organischen eine Entwickelung vom Niedern zum Höhern voraus, so ist mit Rücksicht auf den anatomischen Bau ersichtlich, daß die Kloakenthiere niedriger und unvollkommener organisirt sind als die Beutelthiere, und diese wiederum unvollkommener als die Placentalthiere, welche offenbar als die Repräsentanten der am höchsten entwickelten organischen Schöpfungsstufe auftreten. Die Stufenfolge der Entwickelung, welche die Umbildungslehre voraussetzt, lehrt also, daß die Placentalthiere die nur erst zuletzt auftretenden Formen waren. Die Entwickelung konnte eben nur von Stufe zu Stufe steigen; denn sie vollzog sich nur am Substrat der bereits gebildeten Formen und duldete dabei keinen Sprung über gewisse gesteckte Grenzen hinaus. Ist es nun unzweifelhaft, daß die Placentalthiere in Bezug auf die wichtigsten Eigenschaften des Körpers die höchste Stufe einnehmen, und bezeugt uns dieses namentlich auch die so wichtige Gehirnbildung (besonders hinsichtlich des sogenannten Balkens, Corpus callosum), so entsteht nun die weitere Frage, von welcher Basis der niedern Thierformen die Umbildung zu den einzelnen höhern Gruppen der Placentalthiere stattfand. Unter den Ordnungen und einzelnen Gruppen der Mutterkuchenthiere hatten wir hauptsächlich zwischen denjenigen Arten, die eine schwammige, hinfällige Haut (Decidua), und solchen, welche keine solche entwickeln, zu unterscheiden. Zu den erstern allein sehen wir gehört der Mensch sammt den obengenannten fünf ersten Ordnungen. Haben sich nun, wie anzunehmen, die Placentalthiere als

Charles Darwin.



die höhern aus den Beutelthieren herausgebildet, ſo dürfen wir ferner folgern, daß die ſogenannten Indeciduaten (alſo die Placentalthiere, welche keine hinfällige Haut erzeugen) eine eigene ganz beſondere Uebergangsſtufe der Umbildung gegenüber den Deciduaten bilden. Es ergibt ſich das nicht nur in morphologiſcher, ſondern, wie wir ſahen, auch in pſychologiſcher Hinſicht, denn in den Grundzügen des Naturells treten die Indeciduatenarten ebenſo charakteriſtiſch den Deciduaten gegenüber.

Betrachten wir uns nun genauer die obengenannten ſieben Ordnungen der Deciduaten, ſo haben wir zwiſchen dieſen wieder in morphologiſcher Hinſicht die zwei letztern von den fünf erſten zu ſondern; denn jene letztern zwei Ordnungen erzeugen einen ring- oder gürtelförmigen Mutterkuchen, während bei den fünf erſten eine runde, ſcheibenförmige Placenta zur Ausbildung kommt. Hier entſteht nun ſogleich die Frage, ob dieſer morphologiſche Unterſchied zwiſchen ring- und ſcheibenförmigem Mutterkuchen ſo bedeutend iſt, daß wir die Abſtammung und Umbildung der ſogenannten Scheibenplacentner als abgeſchloſſene Gruppe gänzlich von der Entwickelung der Ringplacentner zu ſondern haben. Zu den erſtern gehört neben den übrigen fünf zuerſt genannten Ordnungen der Menſch, zu den letztern die Raubthiere ſowie auch die Scheinhufthiere und Elefanten. Obwol nun der Menſch in morphologiſcher Hinſicht zu den Scheibenplacentnern zählt, ſo zeigt doch in vieler Hinſicht ſein pſychiſches Naturell urſprünglich eine deutliche Verwandtſchaft auch mit dem der Raubthiere; denn er nahm in dieſer Hinſicht, wie wir ſahen, die Mitte ein zwiſchen Affen und Nagethieren einerſeits und den Raubthieren andererſeits. Erwähnen wir bei dieſer Gelegenheit ſogleich den Elefanten, der ſonderbarerweiſe einen raubthierähnlichen (ringförmigen) Mutterkuchen mit einer Decidua ausbildet, und doch ſeinem im ganzen friedlichen und verträglichen Naturell nach zu den Nagethieren gehört, mit welchen er auch in vieler anderer

Hinſicht Aehnlichkeiten beſitzt, ſodaß einige Zoologen ſeine Abſtammung von den Nagethieren mit Rückſicht auf beſtimmte Mittelbildungen, namentlich mit Hinweis auf die ſogenannten Pfeilzähner (Toxodontia) zu rechtfertigen ſuchen. Sicherlich iſt der Elefant bezüglich der Höhe der Intelligenz, namentlich im Hinblick auf Gedächtniß, dasjenige Thier unter den Deciduaten, das dem Menſchen von dieſer Seite näher noch wie die Affen tritt. Mit dem hoch intelligenten Menſchen verhält es ſich nun in morphologiſcher Beziehung ganz ähnlich wie mit dem Elefanten, nur was die Placenta anlangt in entgegengeſetzter Beziehung. Der Menſch nämlich bringt eine ſcheibenförmige (nagethierartige) Placenta zur Ausbildung, und nähert ſich trotzdem hinſichtlich ſeines beherzten, ſtets zum Angriff geneigten Naturells den Raubthieren. Wir ſehen alſo, daß bezüglich pſychologiſcher Merkmale der morphologiſche Unterſchied zwiſchen ſcheibenförmigem und gürtelförmigem Mutterkuchen von keinem durchgreifenden Belang iſt, und können daher recht wohl vom pſychologiſchen Geſichtspunkte mit denjenigen Zoologen übereinſtimmen, welche die Abweichungen in der Form der Mutterkuchenbildung nur für ſecundär halten. Iſt dem ſo, ſo liegt alſo kein Grund vor, alle in pſychologiſcher Hinſicht (namentlich in Rückſicht auf große Begabung mit Intelligenz und Scharfſinn) zuſammengehörigen Arten der Deciduaten auch in Rückſicht auf ihre morphologiſche Zuſammengehörigkeit zu vereinigen, und ihren Stammbaum gemeinſam zu erklären.

Daß alle Deciduaten in morphologiſcher Hinſicht durch allmähliche Umbildung und Differentiirung urſprünglich in einer frühern Periode ſich gemeinſchaftlich aus einer niedern beſtimmten und vielverbreiteten, wenn auch in ſich ſehr vielgeſtaltig angelegten Art hervorgebildet haben, iſt von mehrern Zoologen bereits in neueſter Zeit wiederholentlich behauptet worden. Beſonders aufmerkſam hat man in dieſer Beziehung auf die Stammgruppe der Hemipitheci

(der ſogenannten Halbaffen)* gemacht. Bekanntlich wurden von Blumenbach die eigenthümlichen Arten der Halbaffen mit den eigentlichen Affen unter der Ordnung der Vierhänder (Quadrumana) vereinigt. Allein es kann nicht geleugnet werden, daß die Halbaffen von allen Affenarten viel mehr abweichen als die Affenarten untereinander, und daß die Halbaffen noch heute in beſtimmten Formen ganz merkwürdige Beziehungen zu ſehr vielen Arten von Deciduaten, beſonders zu den Nagethieren und Flederthieren aufweiſen. So konnte Haeckel in Jena in Rückſicht auf die Abſtammungslehre zu dem Schluſſe kommen, daß die heute noch lebenden wenigen Halbaffen (welche ehedem, wie erwähnt, unter ſich ſehr vielgeſtaltig auftraten), in der That die letzten überlebenden Reſte und Trümmer einer ausgeſtorbenen, ehemals ſehr formenreichen Stammgruppe bilden, aus welcher ſich alle Hauptarten der Deciduaten als divergente Zweige entwickelt haben.** Hiernach wäre die Abſtammungsart der Hauptzweige der Deciduaten folgende: Die alte Stammgruppe bilden, wie erwähnt, die merkwürdigen, vielgeſtaltigen Arten der Hemipitheci (Halbaffen), welche ſich annehmbarerweiſe aus den nie-

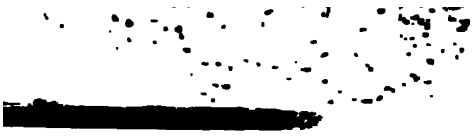
---

* „Dieſe Gruppe bietet viele gradweiſe Verſchiedenheiten dar, welche, wie Huxley bemerkt, unmerklich von der Krone und Spitze der thieriſchen Schöpfung zu Geſchöpfen herabführen, von denen ſcheinbar nur ein Schritt zu den niedrigſten, kleinſten und wenigſt intelligenten Formen der placentalen Säugethiere iſt. Nach dieſen Betrachtungen iſt es wahrſcheinlich, daß die Simiaden ſich urſprünglich aus den Vorfahren der jetzt noch lebenden Lemuriden (Halbaffen) entwickelt haben, und dieſe wiederum aus Formen, welche in der Reihe der Säugethiere ſehr tief ſtanden.“ (Darwin, „Die Abſtammung des Menſchen“, S. 176.)

** „Wir glauben, daß dieſe Anſicht durch ihre zahlreichen und verwickelten Verwandtſchaftsbeziehungen und durch die einzelnen, aber ſehr wichtigen Uebergangsformen zu andern Gruppen, lediglich beſtätigt wird. Es führen die Leptodaktylen (Chiromys) von den Halbaffen unmittelbar zu den Nagern hinüber, die Makrotarſi (Tarsius, Otolicnus) zu den Inſektenfreſſern, die Ptenopleura (Galeopithecus) zu den Chiropteren, die Brachytarſi (Lemur, Stenops) zu den Simien.“ (Vgl. Haeckel, „Generelle Morphologie der Organismen“, III, 148.)

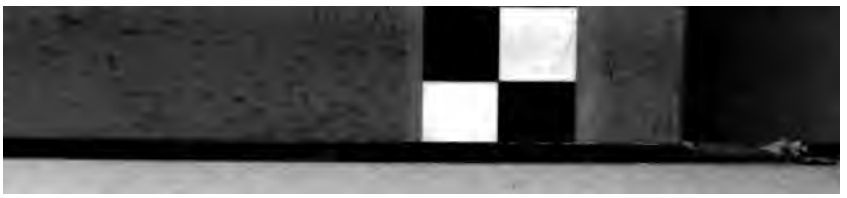
[illegible] Pendimana) entwickelt haben. [illegible] sich halbaffenartig entwickelnden [illegible] in der Eocenzeit auftraten, in [illegible] Senkungen und Veränderungen noch [illegible] freilich meist ausgestorben [illegible] der feinern Zwischenstufen zu [illegible] haben sich, wie bereits [illegible] dieser Zwischenformen [illegible] Uebergänge zu den diver- [illegible] von Madagascar, [illegible] uns den Einblick in die [illegible] der Sunda- [illegible] zu den so weit umgebildeten [illegible] Langfüßer scheinen hinüber [illegible] zu weisen, während die [illegible] und eigentlichen Affenarten [illegible] in Rücksicht auf das Ergebniß der [illegible] das uns darthat, daß das psychische [illegible] Weise eine Stelle zwischen [illegible] und den Nagethieren und den eigentlichen [illegible] die Frage, von welchem Zweige der [illegible] Abstammung und Entwickelung des Menschen [illegible] Frage auf den ersten [illegible] doch im Rückblick auf unsere [illegible] machen: denn mindestens wäre die [illegible] die Abstammungsfrage der Raubthiere [illegible] sowie die der Scheinhufer und Flederthiere, [illegible] Die vergleichende Psychologie hat uns nun gelehrt, [illegible] noch durchaus wilden und rohen [illegible] verschiedenen Seiten hin eine Annäherung und [illegible] Beziehung zu dem Naturell der ihm in morpho- [illegible] verwandten Hauptvertreter der Deciduaten, also

der Affen, ſowie der Nagethiere und Raubthiere aufwies. Die Frage nach der Herkunft und Abſtammung des Menſchen fällt daher zuſammen mit der Unterſuchung nach der Herkunft der Deciduatengruppen überhaupt; denn forſchen wir nach der Abſtammung etwa der bärenartigen Raubthiere, auf welche, hier nicht näher zu entwickelnder Gründe halber, in morphologiſcher Beziehung die Abſtammung der übrigen Raubthierarten zurückzuführen iſt, oder nach dem Stammbaume der Nagethiere, ſo dürfen wir beim Zurückgehen in eine ſehr frühe Entwickelungsperiode mit Rückſicht auf die gemeinſame Abſtammung dieſer Arten von den ſogenannten Halbaffen auch den Stammbaum des Urmenſchen nicht zu weit abſeits ſuchen. Halbaffenartige Flederthiere und Nagethiere, ebenſo wie kletternde, halbaffenartige Raubthiere, die nach einer Seite vielleicht ein noch bärenartiges, nach anderer Seite ein zugleich ſehr affenartiges Anſehen gehabt haben, mögen in jener frühen Eocenperiode eine ſehr mannichfache Verbreitung gefunden haben. Daß wir nun unter dieſen mannichfaltigen Halbaffenarten der Eocenzeit einen Entwickelungszweig zu ſuchen haben, der ſeine Veräſtelungen bis zu den Urarten des Menſchen emportrieb, das lehrt uns der ganze Verlauf der natürlichen Entwickelungsgeſchichte. Hierbei jedoch wird es fraglich bleiben, ob der Stammbaum der Affengeſchlechter mit dem der Urmenſchen urſprünglich in der That völlig zuſammenfällt. Im Gegentheil, es ſprechen mannichfache Gründe für eine völlig ſelbſtändige Emporentwickelung des Menſchengeſchlechts von der gemeinſchaftlichen Baſis jener halbaffenartigen ſeltſam geſtalteten Urgeſchlechter aus, denen alle übrigen Deciduatenarten gleichfalls entſtammen. Bedenken wir, wie in der Eocenzeit die wunderlichſten Formen von Halbaffenarten verbreitet waren, bedenken wir, daß dieſe eigenthümlich und merkwürdig geſtalteten Halbaffenarten zugleich den Stamm für die äußerlich ſcheinbar divergenteſten Entwickelungszweige, wie Flederthiere, Raubthiere und Nagethiere u. ſ. w. abgegeben haben, nehmen wir ferner Rückſicht darauf, daß die Ur-



drigern affenf:
Die Urforme
Stämme, w
welcher die
häufiger wie
und unterge
den übrigen
erwähnt,
erhalten,
genten
als Re
Umbild.
Inseln
Flede
zu
Kur
hin
ve

auf grell hervortretende Merkmale eine Reihe bestimmter Aehn-
ten unter den Deciduaten gegenüber den andern Thierklassen
treten, wir sehen, wie einen hohen Scharfsinn alle Deciduaten-
untereinander theilen, während die Ausbildung des Gefühls-
rells sich auf dieser Unterlage unter ihnen charakteristisch ver-
gestaltet. Die anthropoiden Affenarten, besonders der
illa, sowie die Urarten des Menschen, treten mit ihrem kühnern,
n Naturell den Raubthieren, wie wir sahen, bei weitem schon
, während die übrigen scheuen und furchtsamen Affenarten in
nicht auf Naturell sich wiederum bei weitem mehr den Nage-
n nähern. Freilich dürfen wir die Entwickelungslinien der
arten nicht etwa so weit auseinanderreißen, daß ihre verwandt-
tlichen Beziehungen nebeneinander nicht eingesehen werden; denn
edem Falle stehen die übrigen platt- und schmalnasigen Affen den
hropoiden Affen näher als die Nagethiere. Aber obwol es äußerlich
rachtet ganz unzweifelhaft erscheint, daß wir in den verschiedenen
Affenarten eine verwandtschaftliche Thierfamilie vor uns haben,
dürfen wir dennoch nicht leugnen, daß die am höchsten entwickelten
Affen, und neben ihnen, wenn wir also wollen, die Urmenschen, im
Naturell schon deutliche Anklänge an die Raubthiere verrathen, wäh-
rend die niedrigen Affenarten zu den Nagethieren hinüberweisen.
Wir dürfen es daher auch nicht für so ganz unmöglich halten, daß
die Menschen und anthropoiden Affenarten zusammt den Insekten-
fressern und Raubthieren aus Urformen der Makrotarsen hervor-
gegangen sind, während die platt- und schmalnasigen Affen dem
gegenüber sich aus den Brachytarsen vielleicht entwickelten. Da wir
eben die eigentlichen Stammformen der einzelnen Deciduaten nicht
mehr kennen, und Gründe haben, die Urformen der Lemuriden der
Eocenperiode in dieser Beziehung noch als sehr undifferentiirt und
ineinander äußerlich übergehend zu denken, so läßt sich hierüber
nichts Bestimmtes ausmachen; festzustellen ist nur in Rücksicht auf
die Ergebnisse der vergleichenden Psychologie, daß die anthropoiden



Affen und Urmenschenarten, zuversichtlich aber die letztern, einen sich den Raubthieren sehr nähernden, eigenen und selbständigen Entwickelungszweig bilden, der um so viel selbständiger erscheint, als die verwandtschaftliche Annäherung dieser Arten zu den Raubthieren gegenüber den andern Affenarten und Nagethieren beträgt. Und vergessen wir nicht, daß gerade im menschlichen Naturell, bezüglich der so charakteristischen zur engern Geselligkeit antreibenden Mitgefühle, auch die Verwandtschaft mit den verträglichen Nagethieren wiederum bei Gelegenheit der vom Urmenschen erstrebten Staatenbildung zu einem viel deutlichern Ausdrucke gelangt wie unter den zwar auch geselligen, aber doch weibischen, zänkischen Affenarten, die es in der Geselligkeit, wie bekannt, nur bis zur losen Heerdenform bringen, sodaß der Mensch diesen letztern gegenüber auch in dieser Beziehung wiederum eine stark gesonderte Stellung einnimmt. Rücksichtlich aller dieser deutlichen Beziehungen und Sonderungen wird es daher nicht schwierig sein, den menschlichen Entwickelungszweig genau an seinem Orte in der Abstammungstafel der Deciduaten zu projiciren und zu charakterisiren. Wir haben in der beifolgenden Karte den Versuch gemacht, die Stellung des Menschen in dieser Beziehung anzudeuten. Ueberblicken wir mit Hinsicht auf das vorige Kapitel die Ergebnisse der vergleichenden Psychologie, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Mensch nicht nur bezüglich der Intelligenz an die Spitze aller Deciduaten tritt, sondern daß er überhaupt die hervorragenden Eigenschaften des Naturells aller Hauptdeciduaten sämmtlich in sich vereinigt. Sind also, wie mit Grund anzunehmen, alle Deciduaten Aeste und Zweige des Halbaffenstammes, so bildet das Menschengeschlecht offenbar die Krone dieses Geschlechtsstammbaums: denn es bringt alle hervorragenden und in den übrigen Deciduatenarten nur einzeln und einseitig vertheilten Eigenschaften in sich zur gemeinsamen vollständigen und zusammenfassenden Durchbildung. Verträglichkeit und Scharfsinn, von denen in verschieden

vertheilter Weise alle übrigen Deciduaten besitzen, kommen hier zur gemeinsamen Geltung und Gesammtwirkung, und begründen die Fähigkeiten, durch welche die weitere Fortentwickelung des Menschengeschlechts erfolgt, die bald einen solchen Aufschwung nehmen sollte, daß sich zwischen Thier- und Menschenwelt eine Kluft aufthat, welche heute so häufig Veranlassung gibt, den natürlichen Zusammenhang des Menschen mit der ihm zunächst anatomisch verwandten organischen Thierwelt zu verkennen, ein Zusammenhang, in den uns allein die Descendenztheorie eine klare Einsicht liefert.

Das Thema obigen Abschnitts wurde in letzter Zeit von keinem Geringern zum Gegenstande eines ganz besondern umfassenden Werkes gemacht wie von Darwin.* Als mir seine Arbeit zu Gesicht kam, waren obige Zeilen bereits seit längerer Zeit druckfertig. Betrachten wir uns jedoch nur die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte des berühmten Buches, so erkennen wir leicht, daß der reichhaltige Inhalt der ersten Blätter im wesentlichen zur genauern Vervollständigung des Gedankenganges dient, den wir unabhängig von den hier gegebenen Ausführungen vom psychologischen Gesichtspunkte einschlugen, mit Rücksicht auf die an die Hand gegebenen Daten der Morphologie. Darwin führt zuvörderst die Thatsachen an, welche für die Abstammung des Menschen von einer niedern Form zeugen, sodann weist er auf eine Reihe von schlagenden Beweisen hin, welche darthun, daß wir im Rechte waren, wenn wir die Fähigkeiten des Urmenschen und sein ursprüngliches Naturell auch mit dem der Thiere verglichen, um hieraus zu erkennen, inwieweit auch die geistige Seite neben der körperlichen mit der Thierwelt Verwandtschaften und Beziehungen zeigt. Wenn unsere Ausführungen in gewisser Weise von den Ansichten Darwin's und Haeckel's im Ergebniß abweichen, so meinen wir dennoch unsere Resultate im Geiste der Lehre des großen Meisters erreicht zu haben. Schließlich will ich mir erlauben, die zusammenfassende Beschreibung Darwin's über das Aussehen der menschlichen Urerzeuger wörtlich

---

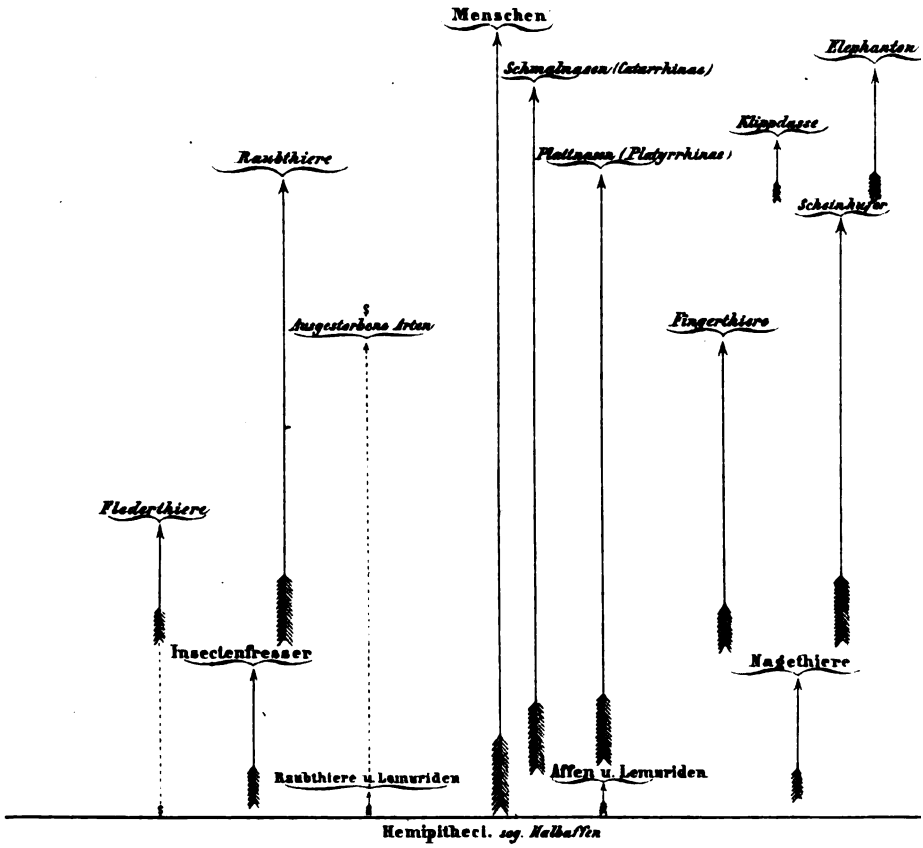
* Charles Darwin, „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl", übersetzt von Victor Carus (Stuttgart 1871), vgl. in Bezug auf dieses Kapitel Thl. I, S. 160 fg.

anzuführen. Er sagt: „Die Urerzeuger des Menschen waren ohne allen Zweifel einstmals mit Haar bedeckt, beide Geschlechter hatten Bärte, ihre Ohren waren spitzig und konnten bewegt werden, und die Körper waren mit einem Schwanze versehen, welcher die geeigneten Muskeln besaß. Leib und Glieder hatten damals noch viele Muskeln, welche gegenwärtig nur gelegentlich angetroffen werden, die aber bei den Vierhändern noch vorhanden sind. Die große Arterie und der Nerv des Humerus liefen durch ein supracondyloides Loch. In jener Zeit, oder auch in einer frühern, hatten die Eingeweide ein viel größeres Diverticulum oder Cöcum als in unserer Zeit. Der Fuß war, nach der Stellung zu schließen, den die große Zehe im Fötus einnimmt, prehensibel, konnte fassen und greifen. Unsere Vorfahren haben ohne Zweifel auch auf den Bäumen gelebt, und hielten sich in warmen, bedeckten Gegenden auf. Die Männer hatten große Hundszähne und bedienten sich derselben als einer furchtbaren Waffe.“ Schon hieraus ersehen wir, wie sich von allen Seiten eine Reihe von charakteristischen Beziehungen zusammenfindet, welche im wesentlichen die Ergebnisse der vergleichenden Psychologie bestätigen. Die Frage nach der Abstammung des Menschen ist selbstverständlich diejenige, welche die Gemüther am meisten erregt, und es ist daher nicht zu verwundern, daß dieselbe in neuester Zeit eine große Reihe von Streitschriften hervorgerufen hat. Durchgeht man diese Literatur, so übersieht man sehr rasch, daß die Forscher meist in sehr voreingenommener Weise dogmatisch und nur sehr selten streng kritisch in ihren Untersuchungen verfahren. Die eine Partei, die der Naturforscher nämlich, welche sich der Descendenzlehre angeschlossen haben, bleibt bei dem Dogma der absoluten Affenabstammung stehen. Die Partei der Theologen hingegen ist der Descendenzlehre hauptsächlich eben dieses Dogmas halber abhold, und stellt dem genannten Dogma der absoluten Affenabstammung das der absoluten Selbständigkeit und Eigenart der Species, namentlich aber der Menschenspecies gegenüber. Die Gründe für diejenige Auffassung darzulegen, welche zwischen allen Lebewesen den genealogischen Zusammenhang durchwalten sieht (Descendenztheorie), ist hier nicht der Ort. Bemerken wir hierüber kurz, daß es nur noch sehr wenige Naturforscher gibt, welche sich den naturwissenschaftlichen Gründen entziehen, die für den allgemeinen innern Zusammenhang der ganzen organischen Lebewelt sprechen. Nur Laien sind es wol noch, welche aus theologisch-orthodoxer Voreingenommenheit die Isolirtheit jeder Art und somit die absolute Eigenart der Menschenspecies behaupten. Allein es leuchtet rasch ein, daß man recht wohl ein Anhänger der Descendenzlehre sein kann, ohne der Ansicht

beizustimmen, daß die Entwickelungslinie des Menschengeschlechts durch die der Affenarten absolut hindurchführt. Weshalb sollen die Gründe, welche sich aus den Thatsachen der vergleichenden Psychologie herleiten (siehe den Text des Kapitels), völlig ignorirt werden? Diese Gründe, sehen wir, sprechen dafür, daß die Stammvorfahren des Menschengeschlechts eine Wirbelthierart waren, die viel raubthierähnlicher auftrat wie der heutige Gorilla, andererseits vermuthlich viel geselliger und in größerer Gemeinschaft gelebt hat wie dieser. Nehmen wir die eben angegebenen Gründe zusammen, so bleibt es völlig unbestimmt, ob die Vorfahren des Menschen schon den ausgesprochenen Affentypus in der Art besaßen, wie ihn etwa der Dryopithecus und Pliopithecus antiquus der Vorwelt erkennen lassen. Die von Darwin gegebene Reconstruction (siehe oben), nach welcher beide Geschlechter spitzige Ohren und Bärte u. s. w. hatten, läßt dies zunächst nicht vermuthen. Wäre es möglich, die ganze Reihe der höhern und höchsten Thierwelt der spätern Tertiärzeit zu überblicken, so würden wir wahrscheinlich bemerken, daß sehr vielerlei ähnliche Mischformen niederer Art existirten, die gleichsam ein Reservoir bildeten, aus dem durch Anpassung an gänzlich verschiedene Lebensarten die höchst divergenten Zweige der höchsten Deciduatenarten sich hervorbildeten. Steigen wir in der Entwickelungsgeschichte vom Höhern zum Niedern der Form, so sehen wir, wie ontogenetisch und phylogenetisch dieselben einander äußerlich einfacher und hiermit ähnlicher werden. Umgekehrt ist es in der entgegengesetzten Richtung, hier vom Niedern zum Höhern bewegt sich alles vom Einfachen zum Zusammengesetzten. Die Stammgruppe der höhern Thierwelt mag daher recht wohl ein Fundament von morphologischen Wesen dargestellt haben, auf dem sich dicht nebeneinander späterhin gleichsam säulenartig vielerlei *ähnliche* Formen dennoch *selbständig* nebeneinander entwickelten wie etwa Menschen, Anthropoiden und Affen, während andere vom gleichen Fundament aufstrebende Formen dieser Gruppe diese Selbständigkeit der Emporentwickelung *nicht beibehielten*, sondern mannichfache Nebenlinien und Umformungen erzeugten. Wenn nun aber die Resultate der vergleichenden Psychologie, mit Rücksicht auf die raubthierartigen Elemente, die sich in das ursprüngliche Naturell des Urmenschen mischten, darauf hinweisen, demselben im Stammbaume eine *selbständige* Entwickelung *zwischen* den Raubthieren und anthropoiden Affen anzuweisen, so sei hier dennoch nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß die Wurzel dieses Stammes ohne Zweifel mindestens zu *derselben* Gruppe gehört, aus welcher, wenn auch getrennt hiervon, die Affenarten hervorgingen. (Vgl. den Abstand der Entwickelungslinie des Menschen zwischen der der

Affen und Hauptpferd in der beigegebenen Tafel.) Mit Rücksicht auf die Aehnlichkeit, welche aus dieser Art von Gruppirung der Stammlinien hervorgeht, werden wir dann andererseits den psychologischen Thatsachen gerecht, die auf die Verwandtschaft des menschlichen Naturells mit dem der Affen hindeuten. Nicht ohne Grund hat man, um auch die Verwandtschaft des Urmenschen mit den Affen vom psychologischen Gesichtspunkte deutlich darzuthun, auf den hohen Nachahmungstrieb hingewiesen. (Man vgl. hierüber „Die Nachahmung als das psychische Verbindungsglied zwischen Affe und Mensch." Ein Beitrag zum Darwinismus zur vergleichenden und zur Völkerpsychologie von Dr. Hans Vaihinger. Zeitschrift „Das Ausland" Jahrgang 1875, Nr. 42 und 43.) Wir stimmen im wesentlichen den Ausführungen Vaihinger's bei, wollen wir jedoch umsichtig verfahren, so dürfen wir neben den als richtig anerkannten psychischen Aehnlichkeiten auch nicht die psychologischen Unähnlichkeiten übersehen. Wir haben im Texte gesehen, daß diese dafür sprechen, die Stammlinie des Menschen in der Art anzusetzen, wie es in beiliegender Tafel geschehen ist. Bevor von psychologischer Seite keine Argumente mit Rücksicht auf die Thatsachen beigebracht werden, haben wir keinen Grund, eine andere Abstammung des Menschen als die angezeigte anzuerkennen, und nur Widerlegung der gegebenen psychologischen Ausführungen kann zu andern Ansichten hinführen, nicht aber das dogmatische Schreien einseitiger darwinistischer Heißsporne, welche dem Dogma zu Liebe die umsichtige Kritik übergehen.

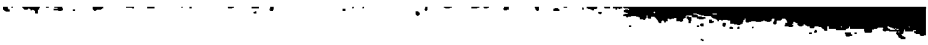
Der psychologische Stammbaum der Deciduaten.



I. Bd. S. 99.

Zweites Buch.

Die Uranfänge der menſchlichen Cultur und Geſittung.



1.

Einleitung.

Die glücklichen und siegreichen Charaktereigenschaften des Menschen gegenüber den verwandten Deciduatenarten.

Wir waren im ersten Buche bemüht, vom psychologischen wie vom zoologischen Gesichtspunkte die Stellung des Menschen in Rücksicht auf das Thierreich zu beleuchten, es wird nunmehr unsere Aufgabe werden, auch vom sittlichen Gesichtspunkte aus diese Stellung zu betrachten. Wie innig das Betragen und Benehmen, und, wenn wir es schon so nennen dürfen, die Gesittung der Thiere mit alledem zusammenhängt, was wir in psychologischer Beziehung unter Temperament, Naturell und Charaktereigenschaft verstehen, das lehrte uns der vergleichende Ueberblick über die am höchsten entwickelten Thierarten, die zugleich in morphologischer Hinsicht unter der Gruppe der Deciduaten zusammengehörten. Da sehen wir, wie im einzelnen die finstern, heimtückischen Katzenarten gegenüber dem muthigen Löwen, und die mit Muth und stolzem Selbstgefühle begabten Raubthiere überhaupt mit den zänkischen, feigen Affen und den scheuen, furchtsamen Nagern im Kampfe ums Dasein streiten. Nur eines Blicks bedarf es für den Psychologen, um zu bemerken, wie innig die im Naturell begründeten Willensanlagen und Gefühle mit dem Schicksale verwachsen sind, dem nach dieser oder jener Richtung hin im Kampfe ums Dasein die einzelnen Arten unterliegen. Gewiß

dürfen wir die unter den Arten so verschieden vertheilte Willensstärke und Gefühlsschwäche nicht gering anschlagen, wollen wir von tiefern psychologischen Gesichtspunkten aus den eigentlichen Kampf ums Dasein begreifen; denn diese innern Factoren haben wir ebenso in Rechnung zu ziehen wie Klima und Bodenbeschaffenheit, sowie alle äußern Verhältnisse des Terrains, auf welchem die Arten sich ursprünglich ansiedelten, um ihr Fortkommen zu suchen. Wie zu große Gefühlsreizbarkeit in Empfindlichkeit und Weichlichkeit übergeht und das Naturell verzärtelt, sowol in Rücksicht auf Klima wie in Bezug auf Nahrungsauswahl, so stumpft umgekehrt Willensstärke, sobald sie vorhanden ist, gegen eine Reihe von äußern Einflüssen ab, denen viele Arten rasch erliegen. Während daher Gefühlsüberreiztheit stets verzärtelt, macht die muthvolle Willensstärke dagegen zähe und ausdauernd. Eine mit zu großer Weichlichkeit geübte Nahrungswahl kann beispielsweise der Verbreitung der Art nicht günstig sein; denn alle diejenigen concurrirenden Thiere, welche sich mit anspruchsloser einfacher Kost begnügen, werden den Vortheil haben, sich rascher und weiter verbreiten zu können. Willensschwäche ebenso wie zu große Gefühlsempfindung werden daher keinen Anspruch darauf haben, den Sieg im Kampfe ums Dasein zu erringen. Endlich aber war es, wie wir schon früher sahen, noch ein dritter Factor, der ebenso wenig unberücksichtigt bleiben darf, wollen wir den Kampf ums Dasein völlig verstehen; es ist das der mit den psychischen Factoren von Wille und Gefühl innig zusammenhängende Verträglichkeits- und Geselligkeitssinn, der sich vorzugsweise in der Familienliebe, und hier besonders in der Pflege und Sorgfalt um das Gedeihen der Jungen äußert. Thiere, welchen diese Pflege und Sorgfalt in der ersten Jugend abgeht, gewinnen von vornherein nicht die wichtigen Eigenschaften, die sie in körperlicher wie in psychischer Beziehung ausdauernd und zähe machen; sie gewinnen ferner nicht den Trieb, der sie zur socialen Verträglichkeit und zur Familienliebe führt. Daß aber die Verbreitung der Art bei Vernachlässigung

der Familienliebe ebenso leidet, wie das bei zu großer Verweichlichung des Körpers in Bezug auf Klima und Nahrungswahl der Fall ist, das ist leicht einzusehen. Es sind daher, wie wir erkennen, nicht die unsittlichsten Thiere, deren reges, geselliges Familienleben wir zu bewundern Gelegenheit haben, und in der That, die gute und wohlthätige sorgliche Familienpflege darf denjenigen Arten, welche im Kampfe ums Dasein sich siegreich verbreiten wollen, nicht fehlen. Zählen wir die Factoren der innern psychischen Seite zusammen, welche die äußern Einflüsse, wie etwa die Concurrenz anderer Arten, widerwärtiges Klima und Nahrungsbeschaffenheit, zu besiegen und zu überwinden haben, so sind es hauptsächlich die innere ausdauernde Willensstärke und Anspruchslosigkeit gepaart mit hohem Muthe neben ausgebildeter verträglicher Familienliebe, welche im Stande sind, hemmende Einflüsse von physischer Seite möglichst zu besiegen. Wenn es nun unter allen Geschöpfen allein der Mensch war, der am zähesten und ausdauerndsten alle diese äußern Einflüsse in der That zu besiegen wußte, sodaß er sich an die Spitze der Thierwelt hinzuarbeiten verstand, so wird uns das vom psychologischen Gesichtspunkte gegenüber seinen hauptsächlichsten Mitbewerbern unter den ihm verwandten Deciduaten sehr rasch einleuchten. Denn mit einem Blicke, sahen wir, ließ es sich feststellen, daß den nächsten Stammverwandten des Menschen, und zwar also den Affen, zu sehr der hervorragende Muth, die Tapferkeit und das heroische Selbstgefühl mangelt, während andererseits den Raubthieren jedes tiefere Mitgefühl, und deshalb der nothwendige Geselligkeitssinn und die Verträglichkeitsliebe abgeht. Von den zu furchtsamen und scheuen Nagern und den zu schwerfällig und träge angelegten Scheinhufthieren und Elefantenarten, und den andern in morphologischer Beziehung sich zu sehr vom Menschen entfernenden Flederthieren dürfen wir aus diesen Rücksichten, wie früher dargethan (vgl. S. 66 fg.), gar nicht sprechen, zumal sie außerdem bezüglich ihres Naturells zu grobe Mängel

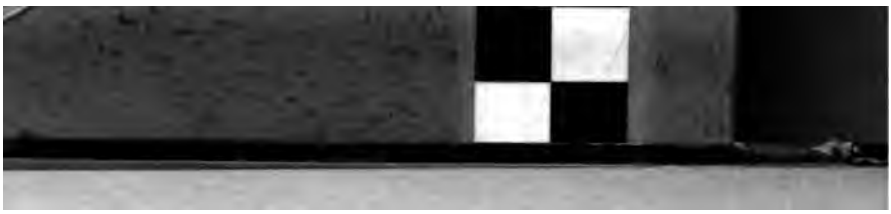
besitzen, als daß sie jene unermüdliche Ausdauer und jene psychische Kraft hätten gewinnen können, durch welche allein der Sieg und die Herrschaft auf der Erde zu erringen war. Es war daher eben nur dem Menschen unter den Deciduaten beschieden, alle hier in Betracht kommenden Anlagen sämmtlich in glücklichster Weise in sich zu vereinigen, er allein sollte alle äußern hemmenden Einflüsse besiegen und alle übrigen Arten um sich her verdrängen. Nur erst gestützt auf einen trefflichen Geselligkeitssinn, auf eine hervorragende Artverträglichkeit und Familienliebe, zu der sich ferner heroischer Muth und sittliche Tapferkeit gegen bösartige Anfeindung gesellten (Eigenschaften, welche den charakterlosen weibischen und zänkischen Affen mangeln), sollte zugleich die wichtige Umbildung, wie wir im Folgenden sehen werden, vom thierischen familiären Heerdenleben in das engere familiäre Staatsleben unter den Urmenschen vor sich gehen. Erst hiermit aber, wird sich zeigen, war ein engerer, neuer, inniger Verband der Glieder hergestellt, zwischen welchen sich alsbald durch Wechselwirkung neue und tiefere Processe vollziehen sollten, die sich eben im thierischen Familienleben nicht mehr verwirklichen konnten.

2.

Die zuſammenhängende Arbeitstheilung als Grundlage und Urſache aller Organiſation und des organiſirten Staatslebens.

Die Arbeitstheilung als Urſache der organiſchen Divergenz und ineinandergreifenden Ergänzung der Glieder. — Die niedern Organismen als Zellenſtaaten. — Der ſchwimmende Staat der Hydromeduſen, deſſen Arbeitstheilung und Verwaltung. — In der Organiſation der niedern Thiere herrſcht das Föderativſyſtem, in den vollkommenern höhern Organismen überwiegt die Centraliſation. — Der Familienverband. — Die Heerde, deren Zweck und Arbeitstheilung gegenüber dem Zwecke ſtaatlicher Vereinigung. — Der Urmenſch als ſtaatliches Thier und die Verwilderung der niedern verſprengten Völkerſtämme. — Die Inſektenſtaaten, deren verſchiedene Zwecke und ſtaatliche Arbeitstheilung. — Der menſchliche Urſtaat kein bloßes negatives Vertheidigungsſyſtem, ſondern eine Organiſation zum Zwecke der Entwickelung und des poſitiven Angriffes, zur nachdrücklichen Abwehr und Erkämpfung des Sieges im Kampfe ums Daſein.

Schon das Familienleben der Thiere zeigt uns einen Verband, in welchem ſich vermöge verſchiedener natürlicher Begabung und verſchiedener Anlage eine beſtimmtere Arbeitstheilung unter den einzelnen Gliedern vollzieht. Während das Weibchen von der Natur zur Jungenpflege beſtimmt wurde, und ihm zugleich die früheſte Art vorſorglicher Erziehung und Anleitung des jungen Nachwuchſes zukommt, ſorgt das Männchen hingegen für reichliche Nahrung und vorzugsweiſe für den Schutz der ihm anhänglichen Familienglieder. Was in der Thierwelt im Familienleben deutlich zur Erſcheinung kommt, muß ſich durch die Grundbedingungen des organiſchen Lebens begründen laſſen, und es muß hier ein Geſetz vorliegen, das im organiſchen Leben im kleinen wie im großen zur Geltung



kommt. Wir haben schon im vorigen Abschnitte die Arbeitstheilung zu erwähnen Gelegenheit gehabt und vorübergehend bemerkt, daß sich dieselbe vornehmlich auf das Mitgefühl und die hiermit im Gleichgewicht stehenden Selbstgefühle gründet. Das Gleichgewicht der Triebe und Grundgefühle und dessen Abweichungen bestimmen den Charakter und das Naturell der Art, denn das Gleichgewicht hängt innig mit den Grundgesetzen der Repulsions- und Attractionsfähigkeit der Zellen, Molecüle und Atome zusammen, die sich in allen Individuen wirksam erweisen. Mit dem Charakter der Art geht aber zugleich innig die Neigung zur Arbeitstheilung Hand in Hand, und so, sehen wir, stützt sich die Arbeitstheilung gleichfalls auf bestimmte Grundfactoren des organischen Lebens; ja sie stützt sich sogar auf die wichtigsten Factoren derselben; denn beginnen die aus dem Gleichgewichte von Selbst- und Mitgefühl hervorgehenden Triebe und Gefühle der Verträglichkeit und der verträglichen Geselligkeit zu sinken, und stellt sich statt dessen Zwiespalt und Feindschaft unter bestimmten Gliedern ein, so kann nun keine verträgliche und normale Nahrungs- und Arbeitstheilung mehr stattfinden; alsdann aber ist auch das Fortkommen und die Ausbildung der Art gefährdet.

Die Zoologen sind längst darin einig, daß das Gesetz der Arbeitstheilung und das der hiermit zusammenhängenden organischen Differentiirung eins der wichtigsten Gesetze des organischen Entwickelungslebens überhaupt bildet.

Schon auf den allerniedrigsten Stufen des Thierlebens lassen sich seltene Beispiele einer höchst weitgehenden Arbeitstheilung deutlich beobachten. Wer das sociale organische Leben, wie es sich im grosen unter den Individuen in der Familie, im Schwarm, in der Heerde, im Staate und in der Gesellschaft überhaupt entwickelt hat, verstehen will, der ist genöthigt zu untersuchen, wie sich dasselbe im kleinen spiegelt. Wer aber die niedrigsten Formen der organischen Entwickelungsstufen überblickt und hier erkennt, daß jedes regelrecht [illegible]ntirte System von Zellen nicht als ein bloßer Schwarm,

sondern als ein wirklicher Staat im kleinen zu betrachten, und somit demgemäß der Körper und der Einzelorganismus als ein thatsächlicher Zellenstaat anzusehen ist, dem wird es auch zugleich nicht schwer werden, den menschlichen Staat und das menschliche sociale Staatsleben im Zusammenhange mit der Natur in seinen Wurzeln umfassend zu begreifen. Es ist das Verdienst der modernen Zoologen, uns einen klaren Einblick in das ganze gesellschaftliche Leben der niedern Thierformen und des Zellenlebens überhaupt verschafft zu haben, und ein nicht zu unterschätzender Gewinn ist es für die Betrachtung aller socialen Verhältnisse überhaupt, daß wir einsehen lernen, daß das Wesen der regelrechten Arbeitstheilung, und dem entsprechend der Nahrungs- und Gewinntheilung, die Wurzel und das Interesse alles gesellschaftlichen Verbandes, folglich auch das innerste Wesen alles Staatslebens ist.

Wer seinen Blick in die Wunder der Schöpfungsgeschichte versenkt und hier wahrnimmt, wie schon die Pflanze gewissermaßen einen auf Arbeitstheilung begründeten Staatsorganismus repräsentirt, der mag staunen, doch ebenso sonderbar mag ihm zu Muthe werden, sobald er erfährt, daß auch die an den Gestaden der Nord- und Ostsee von den Wogen des Meeres so häufig an den Strand gespülten Quallen und Seeflaggen gleichfalls deutlich einen merkwürdigen Zellenstaat darstellen, der sich zu erhalten bestrebt ist durch eine freie und regelrecht durchgeführte Arbeitstheilung der Organe. Unter diesen Quallen und Medusenarten sind die merkwürdigen Hydromedusenstöcke, die wir schwimmend in den Gewässern des Mittelmeeres antreffen, eins der prächtigsten Beispiele eines staatlichen, auf Arbeitstheilung beruhenden Verbandes von Zellen, Organen und eng verbundenen Individuen. Aeußerlich gleichen diese wunderbaren organischen Geschöpfe einem schwimmenden Gewächse, an dem Blüten und Früchte hängen, obwol sie aber einer prächtig entwickelten Pflanze ähnlich erscheinen, sind es dennoch nur eine sehr große Zahl von Thieren, die hier im engsten organischen Verbande

miteinander leben und innerhalb dieser Vereinigung einen so einheitlichen Willen und eine so gleichmäßige Bewegungsweise bekunden, daß wir den ganzen complicirten Staats- und Familienverband für ein einziges Individuum zu halten im Stande sind. Es ist nicht uninteressant, an den Hydromedusen die Art der normalen Arbeitstheilung, wie sie sich systematisch in diesem Thierstaate vollzogen hat, genauer zu studiren. Der ganze Stamm dieses wunderbaren Staates wird getragen durch eine oft mehrere Fuß lange Körperaxe, an der rundherum eine große Anzahl von Polypen und Medusen sitzen, welche alle hinsichtlich der Arbeitstheilung verschiedenartige Bildungsformen zeigen. Am obern Ende des Stammes liegt eine Schwimmblase, die mit Luft gefüllt ist, welche den Gesammtstaat an der Oberfläche des Wassers erhält. Unter dieser Blase sitzt eine doppelte Reihe von glockenartig aussehenden Medusen, welche willkürliche Schwimmbewegungen machen, und durch diese Bewegung rudernd den ganzen Stamm im Meere umherfahren. Jeder dieser Ruderer ist eine eigene für sich bestehende Meduse ohne Arme und ohne Ernährungs- und Fortpflanzungsorgane, sie rudert, indem sie aus der glockenartigen Oeffnung ihres Mundes das Seewasser in regelmäßigen Pausen ausstößt. Das Rudern aber kann selbstverständlich nicht die einzige Art von Arbeit sein, welche der Gesammtstaat zur Erhaltung an Leistungen erfordert. Die Hauptarbeit fällt vielmehr in diesem Staate den jagd- und beuteluſtigen Freßpolypen zu, welche vertheilt über die Länge der Hauptaxe für die Ernährung der Gemeinde zu sorgen haben. Diese Freßpolypen sind abermals Wesen für sich, und dürfen als die Jäger und Ernährer des ganzen Staates angesehen werden. Sie senden zu dem Zwecke sehr lange bewegliche Fangfäden aus, an denen wiederum kleinere Fangorgane befestigt sind, die scharf bewaffnet mit Hunderten von kleinen Nesselorganen erscheinen, die mit Widerhaken versehen sind und mit einer Giftblase in Verbindung stehen. Wir sehen, die Freßpolypen sind in der That scharf bewaffnete Jäger, die alles, was in ihre Nähe

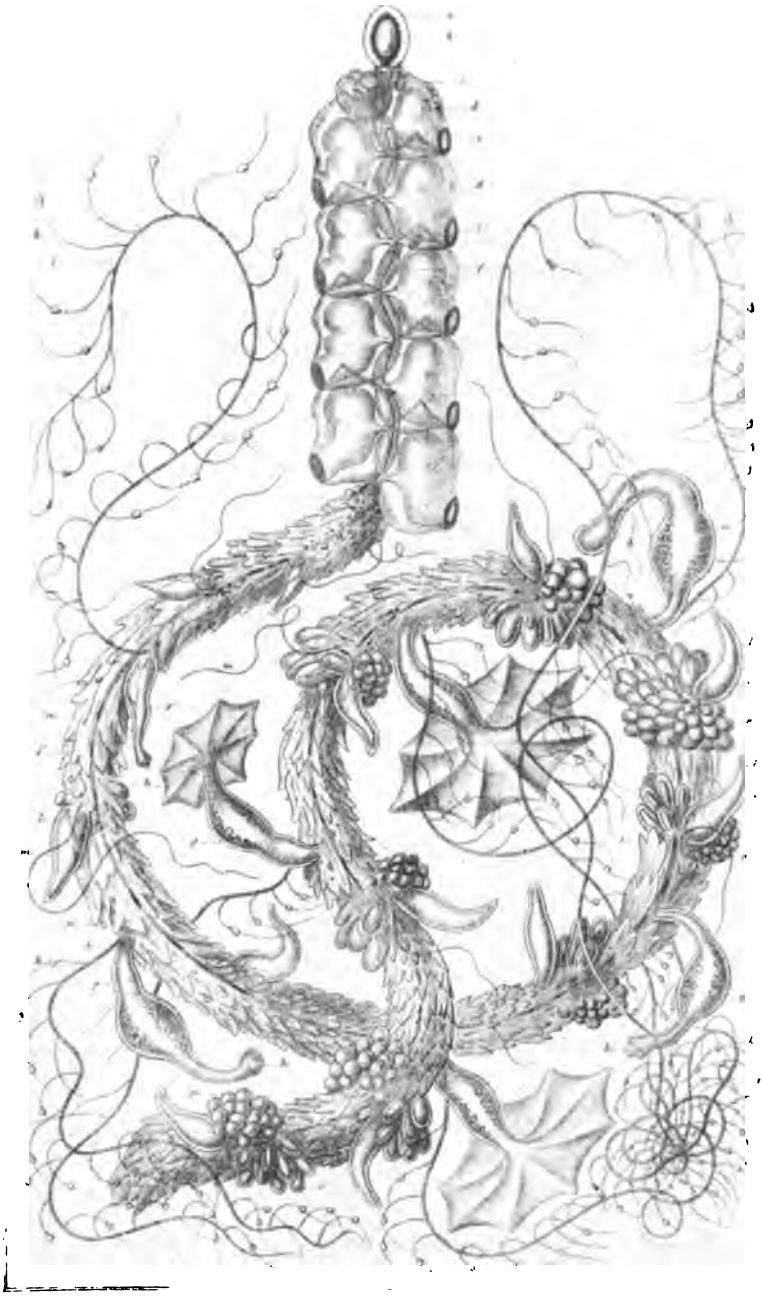
kommt, gierig umschlingen und mit ihren giftigen Pfeilen erlegen. Neben diesen Jägern finden sich ferner zum Schutze des Ganzen über den Stammtheil ausgebreitet eine sehr große Anzahl kleiner verkrüppelter Medusen, denen keine andere Aufgabe zukommt als die, die Centraltheile vor feindlichen Eingriffen zu schützen, es sind also offenbar die Wächter und Soldaten des Gesammtstaates. Allein neben dem deutlich ausgebildeten Wehr- und Nährstande braucht der Hydromedusenstaat gleichzeitig noch einen Stand, welcher eine höhere, gleichsam geistigere Arbeit zu verrichten hat. Diese intelligentere Arbeit nun vollziehen die Sinnes- und Tastpolypen. Diese sehen den Freßpolypen ähnlich, doch besitzen sie keine Mundöffnung, sondern statt dessen einen langen feinfühligen Tastfaden, mit dem sie die Umgebung recognosciren, die Lage des Staates prüfen und beurtheilen, und so also gleichsam die höhere Staatsbehörde, den Beamtenstand bilden, welcher das Ganze vorsorglich leitet und dirigirt. Neben allen diesen Verrichtungen finden sich gewöhnlich in traubenförmigen Formen, und zwar unter dem Schutze eines leitenden und dirigirenden Tastpolypen, Gruppen und Individuen am Stamme vertheilt, welche dem Fortpflanzungsgeschäfte des ganzen Staates vorstehen und in Männchen und Weibchen getheilt unter dem Schutze und der Mitwirkung der übrigen für die Neubildung und Ausbreitung des Geschlechtes und Stammes sorgen. Es sind das also Gruppen, die mit zum Nährstande des Staates zählen würden. Alle zum Staate gehörenden Individuen sind innerlich ausgehöhlt und stehen in Verbindung mit der Höhlung des centralen Stammes. Innerhalb dieses Stammes ist gewissermaßen das ökonomische Centrum des Staates; denn die ganze Ernährungsflüssigkeit, welche die Freßpolypen zubereiten, wird rechtmäßig nach hier als Steuer abgegeben, um erst von hier, und zwar unter Aufsicht des durch das Nervensystem getragenen Beamtenstandes, gleichmäßig an alle übrigen Individuen normal vertheilt zu werden. Es gehört dieser niedrige Thierstaat gewissermaßen zu den schönsten Beispielen einer soge-

nannten „Collectivgenossenschaft", in der es freilich nicht an staatlicher Leitung, Ordnung und strengster Organisation fehlt. Alle Individuen handeln hier in einer solchen Uebereinstimmung, daß man früher diesen wunderbaren Staat für ein Individuum hielt, und in der That geschehen alle willkürlichen Bewegungen stets in solcher Regelmäßigkeit, daß wir nicht zu zweifeln haben, daß eine bestimmte centrale Behörde die Ruderer, Jäger, Soldaten und Beamten sowie die Leiter und Ordner des Fortpflanzungs- und innern Ernährungsgeschäfts unter einer gewissen Aufsicht hat. Daß trotz dieser eisernen Centralisation jedes einzelne Staatsmitglied seinen electiven Eigenwillen besitzt, erhellt aus der Selbständigkeit, mit der es, losgelöst vom Stammtheile, sich zu bewegen und zu erhalten im Stande ist. Studiren wir indessen die Sache genauer, so repräsentirt uns der Hydromedusenstaat doch eine im ganzen sehr unzweckmäßige Organisation. Wir haben es hier, wie in den niedern Thierformen überhaupt, im Grunde mit einem Communismus zu thun. Ein solcher Staat ist immerhin nur ein schwacher Staat, denn unregiert nähert sich derselbe in mancher Hinsicht dem Schwarme, und wird er mit starker Hand regiert, so sind die Einwohner freiheitsloser gefesselt wie im centralisirten Staat, welcher sich unter den höher entwickelten Thieren, denen der Kampf ums Dasein bei weitem schwieriger gemacht wird, verwirklicht findet.*

* Die Hydromeduse, die uns, abgesehen von ihrer zoologischen Bedeutung, hauptsächlich hier in ihrem Bau als staatliche Organisation interessirte, wurde zuerst genauer beschrieben und gezeichnet von Haeckel, und beistehende Abbildung ist mit dessen Zustimmung seiner trefflichen kleinen Schrift „Ueber Arbeitstheilung in Natur und Menschenleben" entnommen. (Vgl. Heft 78 der Virchow-Holtzendorff'schen „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge", Berlin, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

Wir werden daher Jäger recht geben müssen, wenn er sagt: „Für jemand, der auf dem Gebiete der Organisation zu Hause ist, und das gilt nicht blos vom Politicus, sondern vielleicht in noch höherm Maße vom vergleichenden Anatomen, der wird die centralisirten Formen höher stellen als die föderativen Vereinigungen, also die Kopfthiere höher als die nach dem Princip der Radien gebauten kopflosen Strahlthiere. Aus demselben Grunde wird er

DER SCHWIMMENDE HYDROMEDUSENSTAAT.



S. 106.

Der Centralpolyp *(f)*. Die Ruderer *(d)*. Die Fangpolypen *(g)*. Die Tastpolypen *(t)*.
(Regierung.) (Wehrstand.) (Beamten- und Lehrstand.)
Die staatlichen Insassen *(o, p)*, und zwar Männchen (o), Weibchen (p).
(Nährstand.)

Wir haben dieses Beispiel einer niedern Zellenstaatsorganisation ausführlicher hier entwickelt, um zu zeigen, wie tief die zusammenhängende organische Arbeitstheilung mit der Erhaltung des Staates und seiner Bildungsweise verknüpft ist, und haben ferner an diesem Beispiele Gelegenheit, zu sehen, wie genau hierbei die gemeinschaftliche, regelrecht geleitete Gewinn- und Nahrungstheilung mit dem Wesen der Organisation und des organischen gesellschaftlichen Zusammenhangs verwachsen erscheint. Ferner endlich gewinnen wir durch das erwähnte Beispiel einen Einblick in die Uebergänge der Organisation sowol nach seiten des organischen Kleinlebens, wie sie in den Organen und Organsystemen des innern Einzelorganismus zur Gestaltung kommt, als auch nach seiten des entwickelten organischen Gesellschaftslebens der Individuen. Wie im kleinen, d. h. im innern Einzelorganismus, sich die Zellenindividuen miteinander enger oder loser zu verschiedenen Formen verknüpfen, so verbinden sich im großen wiederum die Individuen selbst untereinander zu Familien, zu Schwärmen, zu Heerden und Horden, endlich zu Stämmen und Staaten. Daß sich in allen diesen Verbänden, die enger oder lockerer sind, eine bestimmt durchgeführte Arbeitstheilung zur Geltung bringt, je nach der Aufgabe und dem Zwecke des Verbandes, ist leicht einzusehen, denn ein dauerndes verträgliches Zusammenleben ohne harmonische Arbeitstheilung widerspricht, wie wir oben sahen, den tiefsten Grundgesetzen des organischen Lebens.

---

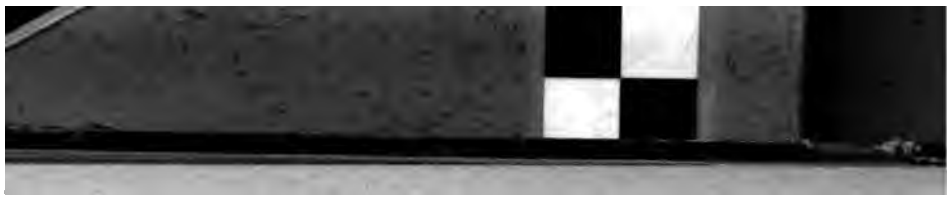
auch die constitutionelle Monarchie für einen vollkommenern Organismus erklären als die Republik." So wahr dieses ist, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß, während die Republik und die Föderation stets Gefahr laufen, zu zersplittern und zu zerfallen, sodaß sie bei äußern Eingriffen vielen innern krankhaften Reibungen ausgesetzt sind, welche der centralisirte Staat nicht kennt, andererseits der centralisirte Staat nur zu leicht trotz aller Constitution in die Tyrannei und den Absolutismus verfällt. Der ideale und wahre Staat darf weder zu centralisirt noch zu föderativ angelegt sein, er hat sich stets auf einer Constitution und Arbeitstheilung zu begründen, welche diese beiden Extreme (d. h. die föderative Zersplitterung und die zu sehr angespannte Centralisation) möglichst meidet.

Das Bedürfniß der Fortpflanzung zwingt die meiſten Thiere, ſich zeitweiſe oder dauernd aufs engſte zu verbinden und in beſtimmten Gruppen zu leben, und wir nennen dieſe Gruppen, ſobald ſie als Verband nur den Zweck der Fortpflanzung verfolgen: Familien. Die Zahl der zuſammengehörenden Familienglieder iſt bei den verſchiedenen Arten ſehr verſchieden und wechſelt, je nachdem die Thiere zur Monogamie oder Polygamie neigen, und es verhält ſich hiermit nicht anders als mit den verſchiedenen Menſchenarten, bei denen die Zahl der Familienglieder nicht minder ſchwankend erſcheint. Eine große Reihe von Thieren, namentlich die unverträglichern, und vorzugsweiſe bekanntlich die Raubthiere, ſtiftet nur ein ſehr lockeres Familienleben, denn es iſt bei den meiſten dieſer Thiere nur eine vorübergehende geſellige Verbindung während der Brunſtzeit. Die verträglichern und gutmüthigern Arten ſcharen ſich dagegen gern ſogar in größere und geſelligere Familienverbände, d. h. zu Schwärmen und Heerden zuſammen, nicht nur um eine engere Geſelligkeit zu pflegen, ſondern oft auch, um gemeinſam Schutz zu ſuchen und durch größere Gemeinſchaft bei verdoppelter Wachſamkeit vor Ueberfällen bewahrt zu ſein, endlich aber, um gemeinſchaftliche Wanderungen anzutreten. Mit der größern Gemeinſchaft tritt eine höhere Arbeitstheilung in Kraft, und während ſich das einfache Familienleben nur auf die Fortpflanzung, die Jungenpflege und die Heranbildung des Nachwuchſes bezog, hat der eigentliche Schwarm und die Heerde nebſtdem zugleich für ſeine allgemeine Sicherheit und Leitung zu ſorgen. Er bedarf bei ſeiner vielfach willkürlich handelnden Zahl von Gliedern daher einer ganz beſtimmten gemeinſamen Führung, d. h. eines Leitthieres.* Die genauere Beobachtung

* Guſtav Jäger, „Lehrbuch der allgemeinen Zoologie“ (1871, S. 276), unterſcheidet mit Bezug auf die aus der Familienerweiterung entſtandene Heerde die cephale Familie, Heerde, Volk, Kette, Rudel u. ſ. w. Hierbei ſteht an der Spitze ein Oberhaupt (Leitthier), zu dem alle übrigen im Verhältniß der Subordination ſtehen, dieſes Oberhaupt iſt meiſt ein männliches Thier (Pa-

von Schwärmen und Heerden vielfach verfolgter Thiere lehrt uns, daß sie recht wohl durch richtige Aufstellung wachsamer Individuen für ihre Sicherheit zu sorgen wissen, lehrt aber ferner, daß der größte Theil der Heerde sich gutmüthig und träge, d. h. instinctiv den Führern überläßt, deren größerer Antrieb es übernimmt, reichliche Futterplätze und Weidestätten für die übrigen zu suchen, und deren Bewegungen die so geleitete Masse daher halb unwillkürlich folgt. So vergrößern sich schon hier in der Heerde die Geschäfte, und mit ihnen die individuelle Arbeitstheilung. Allein Familien, Schwärme und Heerden sind noch keinesfalls Staaten; denn der Staat ist in seiner Form die allerengste und festeste Art der Familienvereinigung, welche wir im großen unter den Individuen nur verhältnißmäßig selten verwirklicht finden, während dem gegenüber der Staat und das System (d. h. der Organismus) im organischen Kleinleben sonderbarerweise die Basis und die Grundlage des ganzen organischen Lebens überhaupt bildet. Der lose und lockere Schwarm und der Heerdenverband der Familien wird, wie leicht zu übersehen, am meisten unter den höher entwickelten Thieren angetroffen, während sich der engste Familienverband, das ist der Staat, innerhalb dessen die Familien wiederum, durch lange anhaltende, dauernde und unlösliche Verbindung, ebenso innig verwachsen sind wie die einzelnen Familienglieder untereinander, nur bei einigen emsig schaffenden Insekten und beim Menschen deutlich ausgebildet findet. Was den Menschen anlangt, so läßt uns schon das niedrigste Hordenleben der Naturvölker, sobald es nicht etwa, wie bei einigen Australnegerstämmen und amerikanischen Indianerbanden, gänzlich

triarchie), seltener (z. B. bei Gemsen) ein weibliches (Matriarchie). Bei den cephalen Familien, welche nur für eine Generationsdauer sich bilden und die nur aus Aeltern und Kindern bestehen (Rebhühner u. s. w.) ist das Oberhaupt eins der beiden Aeltern; bei den dauernden cephalen Familien langlebiger Thiere (Kraniche, Wildgänse, Elefanten u. s. w.), welche mehrere Generationen umfassen, ist das Leitthier theils durch Anciennetät, theils auch durch Leistungsfähigkeit zu seiner cephalen Stellung berufen.



entartet ist, einen dauerndern, unlöslichern Familienverband erkennen, als er im thierischen Schwarm und im Heerdenverbande angetroffen wird. Während sich der thierische Schwarm und die Heerde oft nach vollzogener Wanderschaft wieder trennen, oder bei feindlichen Ueberfällen leicht zerstreuen und zersplittern, sind alle einzelnen Mitglieder der staatlichen Bande oder Horde sozusagen gezählt, sie werden daher hier als integrirende Theile vermißt, und im Falle des Verlustes sogar gesucht. Diese Verluste empfindet der Schwarm und die Heerde indessen keineswegs, man kann daher von ihnen, ähnlich wie an einem Polypen, Theile trennen, ohne daß die übrigen dadurch leiden. Ganz anders aber die staatliche Horde, d. h. die primitive Staatsgemeinschaft und die organisirte Bande; die Glieder dieses organisirten Verbandes sind solidarisch füreinander haftbar, der Leiter und Führer, d. h. der Häuptling des Staates, hat ein bestimmteres Interesse, die durch ihn organisirte oder geleitete Bande vollständig zu erhalten und sicher und schutzvoll zu führen. Dieses hochgespannte Interesse, den Schwarm zu schützen, haben die Führer desselben nicht, sie ragen daher hier auch nicht in dieser bestimmten und charakteristischen Weise den übrigen gegenüber hervor und machen sich nicht in gleicher Weise autoritarisch geltend. Während der Schwarm und die Heerde daher das gesellige, geschlechtliche Beisammenleben in den Vordergrund stellen, wird dasselbe beim staatlichen Zusammenleben durch den Zweck des Staates in den Hintergrund gedrängt. Der Staat unterscheidet sich von dem Schwarme und der Heerde wesentlich durch den besondern Zweck, den er neben dem bloßen geschlechtlichen Beisammenleben verfolgt. Vergleichen wir das rege, gesellige Leben und Treiben des organisirten, staatlichen Lebens gegenüber dem träumerischen, trägen Beieinanderleben im Schwarme und in der Heerde, und betrachten wir die Unterschiede der geselligen Wechselwirkung, die uns der Staat der Bienen, Ameisen und Termiten gegenüber dem scheuen und meist furchtsamen Schwarme der Heerdenthiere aufzeigt, so ist es nicht

schwierig, den Zweck des Thierstaates, resp. des Staates überhaupt, in dieser Hinsicht zu erkennen. Verfolgte der Schwarm und die Heerde als ausgedehnteres geselliges Familienleben keinen andern Zweck als den der regern Fortpflanzung im geselligen individuellen Beieinanderleben, und war *der Schutz*, den das Einzelleben in der Heerde suchte, hier also nur ein beiläufiger Nebenzweck, so wird dieser Nebenzweck in der thierstaatlichen Organisation dagegen zum Hauptzwecke.* Die einzelnen Individuen schließen sich hier eng zusammen, *nicht nur* zum Zwecke der Fortpflanzung, sondern auch nebendem zum Zwecke des gemeinsamen Schutzes und der schützenden Sorge für die Nachkommenschaft. Die Familienpflege nimmt daher im staatlichen Leben einen ganz andern Charakter an, sie wird sorglicher, und die Umsicht und Anhänglichkeit der Glieder intensiver. Geht der Thierstaat darauf aus, sein Gesammtleben und namentlich die Nachkommenschaft des Staates nicht nur zu schützen, sondern auch zu vertheidigen, so wird nicht nur die Art der Arbeitstheilung sich diesem Zwecke anschließen, sondern auch das Naturell der staatlich sich organisirenden Thiere wird so geartet sein müssen, daß es diesen Voraussetzungen entspricht. Daß alles organisirte Staatsleben ein Schutz- und Vertheidigungssystem in der organischen Zellenwelt darstellt, beweist uns am deutlichsten der mikroskopische Zellenstaat des Einzelorganismus. Denn kein Einzelorganismus ist so gegliedert, daß wir ihn ohne Organe finden, die irgendeinem Schutze

---

* Es ist indessen hierbei nicht zu übersehen, daß sich gewisse Thiere (wie wilde Pferde u. s. w.) auch schon im Heerdenleben durch gewisse Art und Weisen *einer gemeinsamen Vertheidigung* gegen feindliche Ueberfälle zu sichern suchen. So stellen sich wilde Pferde, sobald sie in der Steppe von Wölfen angefallen werden, mit den Köpfen zusammen, bilden eine Art von Quarré und suchen sich durch schlagende Bewegungen mit den Hinterfüßen kräftigst zu vertheidigen. Allein alle Vertheidigungsanstalten im Heerdenleben sind *ephemer und werden nicht wie im Staate zum System* und daher nicht consequent mit Arbeitstheilung durchgeführt, hierin aber eben liegt der oben hervorzuhebende Unterschied zwischen Heerde und Staat.

seiner Selbsterhaltung dienlich sind. Wie daher das organisirte mikroskopische Kleinleben im Einzelorganismus ein möglichst gutes Vertheidigungssystem der in ihm zusammenwohnenden Zellen darstellt, zu dem es im Kampfe ums Dasein durch seine Mitbewerber gedrängt wurde, so auch im großen: der enge und innige Zusammenschluß der Familien zum Staate verfolgt einen gemeinsamen Vertheidigungszweck, und wollen wir in der Beobachtung genau einen Schwarm und eine Heerde von einem Staatszusammenschlusse geselliger thierischer Familien unterscheiden, so brauchen wir nur zuzusehen, ob sich bei etwa erfolgenden Angriffen die Glieder dauernd vertheidigen und gemeinsamen Widerstand leisten, oder wol gar der noch bessern Abwehr halber planmäßig zum Angriffe gegen die Friedensstörer vorgehen. Denn während der Schwarm und die Heerde bei feindlichen Eingriffen sich nur zu leicht zersplittern und auseinanderfahren, setzen sich die staatlich geordneten Thiere nicht nur möglichst zur Wehr, sondern machen unter Umständen der sichern Vertheidigung halber auch feindliche Ausfälle. Die Arbeitstheilung des Thierstaats wird sich diesen Zwecken der Sicherheit und des Schutzes daher möglichst anpassen. Die staatlichen Thiere tragen zugleich Sorge, sich an möglichst geschützten Orten anzusiedeln, ihre Pflege wird darauf bedacht sein, die Nachkommenschaft soviel wie möglich vor Feinden zu sichern, und sie werden dieselbe daher möglichst verbergen, der Bautrieb und die Geschicklichkeit der äußern Organe aber werden sich um deswillen bei ihnen im höhern Grade entwickeln, und ferner müssen sich durch Arbeitstheilung ganz besonders alle diejenigen Organe ausbilden, die zu Schutzwaffen geeignet sind. Daß das Naturell der staatlichen Thiere ein ungewöhnlich hoch entwickeltes Selbstgefühl zugleich neben großem verträglichen Mitgefühle besitzen muß, ist nach dem früher Gezeigten selbstverständlich. Hiermit aber erklärt es sich, daß unter den höher entwickelten Thieren, welche, wie wir sahen, das hierzu nothwendige Gleichgewicht der Grundgefühle und Triebe nicht an-

nähernd genug erreichten, der Schwarm- und Heerdenverband sehr häufig, der Staatsverband dagegen nur bei dem in dieser Beziehung vollkommenern Menschen zur Durchführung gelangt. Auch im niedern Thierleben ist das Leben in Haufen und Schwärmen nichts Seltenes, während der eigentliche Staatsverband mit seiner charakteristischen Arbeitstheilung überhaupt nur bei einigen Insektenarten, d. h. bei den Bienen, den Ameisen und den Termiten u. s. w. angetroffen wird. Schon die Seltenheit, mit der wir im großen unter den Individuen der Arten den Staat antreffen, muß uns darauf aufmerksam machen, daß das Gleichgewicht von Selbstgefühl und Mitgefühl im Naturell der Thiere viel zu selten ist, als daß sich durch normale Arbeitstheilung unter den höhern Arten eine gesunde Staatsentwickelung so leicht hätte Bahn brechen können; und das kann uns als Menschen um so weniger wundernehmen, als wir ja selbst innerhalb unsers Culturlebens noch heute die Gefahren beobachten, denen die gesunde Entwickelung eines Staatslebens fort und fort ausgesetzt ist. Nur zu oft langen wir ja in gefährlichen Spannungen im Culturleben noch an Punkten an, wo der staatliche Zusammenhang in einen Schwarm von Parteiungen wieder zu zersplittern droht und zeitweise die Anarchie an die Stelle des Staates tritt. Die uncultivirtern Völkerschaften aber, wie die Australier nebst sehr vielen Indianerstämmen (vgl. Martius, „Zur Ethnographie Amerikas"), erheben sich in der That häufig genug gar nicht weit über die Form des Schwarms, oder stehen doch in ihrer niedrigen staatlichen Gliederung fast immer dicht vor der Grenze, von der aus sie leicht in den staatslosen Schwarm herabsinken. Kein Wunder daher, daß so viele dieser niedern Völker leicht verwildern, und wir kennen eine Reihe derartiger Völkerstämme, von denen thatsächlich nur noch ausgeartete, verkommene Banden und staatliche Splitter übrigblieben, welche wild und roh in den Urwäldern umherirren, um elend zu versinken. Dennoch ist die Erscheinung einer völlig staatslosen Entartung unter den Menschen auf

der Erde verhältnißmäßig selten, und selbst die erwähnten Indianer- und Australnegerstämme zeigen sich mit bestimmten Gebräuchen und Sitten behaftet, die den Ethnologen leicht erkennen lassen, daß sie nur innerhalb des engern Staatsverbandes früher erworben werden konnten, und man hat nicht mit Unrecht geschlossen, daß in dieser völligen Versprengtheit jener Stämme bis zu kleinern losen Familiengruppen, die fast ohne jede Leitung angetroffen werden, nur eine spätere Verwilderung und Entartung aus frühern Zuständen vorliegt, in denen sie enger und staatlich gegliedert zusammengelebt haben.

Es wird naturhistorisch betrachtet merkwürdig bleiben, daß es gerade der emsigen Biene und der fleißigen Ameise unter den zahlreichen Arten der niedern Thierwelt beschieden war, dem Menschen, was die Staatenbildung anlangt, am meisten nahe zu treten. Was die lose, zänkische und feige Affenheerde nicht erreichte, das vollzogen diese sonderbaren niedern Thierchen, nämlich jene charakteristische Art organisirter Arbeitstheilung der Individuen, die uns erkennen läßt, daß diesem Verbande staatliche Zwecke zu Grunde liegen. Der Bienenstaat ist uns allen bekannt, er besteht aus einem einzigen Weibchen, dessen Fortpflanzungs- und Zeugungsfähigkeit so groß ist, daß es allein diesen bestimmten Zweig der Arbeitstheilung zu versehen im Stande ist. Neben diesem Weibchen zerfällt der übrige Theil der staatlich zusammengehörenden Individuen in 6—800 Drohnen oder männliche Bienen und 15—20000 sogenannte Arbeiter. Die Arbeitsbienen sind die angestrengtesten Organe des gemeinschaftlichen Stammes, sie versehen die Pflege der Jungen, sie sammeln den Blumenstaub, um Honig und Wachs zu bereiten, und neben diesem ernährenden Sammeltriebe hat sich gleichzeitig bei ihnen der Bautrieb entwickelt, dessen Ausbildungsfähigkeit für die staatliche Zusammenordnung überhaupt charakteristisch ist. Der Bau- oder Kunsttrieb, der recht eigentlich dem Zwecke des Staates, das Familienleben enger zu pflegen und die Heranbildung und Aufzucht

der Jungen unter dem Schutze allseitigen, gemeinschaftlichen Beistandes zu vollziehen, entspricht, hängt seinem Wesen nach innig mit der staatlichen Organisation zusammen, sodaß wir uns nicht wundern dürfen, ihn bei allen Arten, welche sich organisiren, in einem sehr hohen Grade entwickelt zu finden. Neben den Bienen sind es noch einige andere Insektenarten, besonders aber die Ameisen, welche sich in ähnlicher Weise staatlich organisiren.

Während die Bienen neben der Königin, welche den Schwerpunkt des Staates bildet, nur noch zwei Kasten und Stände ausbilden, finden wir bei den Ameisenarten stets drei, häufiger vier, selbst sogar fünf solcher durch Arbeitstheilung geschiedener Formen vor. Hier sind es erstens die geflügelten Männchen, zweitens die geflügelten Weibchen, drittens die flügellosen Arbeiter, welche sich differentiiren und zu Staatskasten ausbilden. Auch bei den Ameisenarten ist die betriebsthätige Arbeiterklasse die zahlreichste. Diese Arbeiter versehen bei den Ameisen die verschiedentlichsten Geschäfte. Ein Theil derselben ist ausschließlich mit der Jungenpflege betraut, ein anderer dagegen vorzugsweise dem Bautriebe ergeben, während wiederum ein dritter Theil damit beauftragt ist, die süßen Säfte, welche die Blattläuse bereiten, diesen Thierchen auszusaugen, zu welchem Zwecke sie mit den Fühlhörnern den Rücken der Blattläuse bekanntlich betasten, um hiermit die von ihnen sehr geschätzte Nahrung zu gewinnen. Zu diesem Behufe sind ferner die Ameisen klug genug, die von ihnen ausgebeuteten Blattläuse aufs eifrigste zu pflegen, und wird ein Zweig, auf welchem diese von ihnen benutzten Thierchen sich angesiedelt haben, welk, so tragen sie die Ameisen auf einen frischen Zweig hinüber, damit sie ihnen nicht zu Grunde gehen. So, sehen wir, macht die staatliche Organisation selbst schon die niedern Thiere nicht nur entwickelungsfähiger, sondern in gewisser Weise sogar intelligent und erfinderisch. Entwickelungsart und intelligente Erfindungsweise gehen, wie sich zeigt, auf das innigste Hand in Hand und schließen sich eng an die sich specificirende

Organisation. Die Ameisen bieten uns gleichzeitig auch Beispiele vom Misbrauche der staatlichen Organisation; denn wir treffen bei ihnen Arten, welche bezüglich der Arbeitstheilung fast ganz einseitig nur ihre Vertheidigungs-, resp. Angriffsorgane ausbilden, um sich hiermit als Soldatenstaat zu organisiren. In dieser Beziehung merkwürdig sind bekanntlich die südamerikanischen Raubameisen. Wir finden bei dieser Art vier verschieden ausgebildete Stände, und zwar neben geflügelten Männchen und Weibchen gleichzeitig zwei Sorten flügelloser großer und kleiner Arbeiter. Von diesen Arbeitern zeichnen sich die größern durch stärkere Freßwerkzeuge und bedeutendere Kopfbildung aus, es sind daher die Führer und Leiter der übrigen Arbeiter, die als Soldaten fungiren. Die Führer spielen gleichsam die Rolle von Offizieren, indem sie durch ihre beweglichen Fühlhörner eine befehlende Geberdensprache ausüben. Die Raubameisen, die in Wanderheerden auftreten, werden von den Eingeborenen Brasiliens sehr gefürchtet, da sie alles Lebendige um sich her gefährlich angreifen. Wie bei den vorher erwähnten Ameisenarten der Bautrieb vorzugsweise in den Vordergrund tritt, so wird von der brasilianischen Raubameise dagegen, wie hervorgehoben, der andere im Wesen des Staates liegende Zweck der gemeinschaftlichen Vertheidigung, wenn auch ganz einseitig, ausgebildet, sodaß durch die gesteigerte und dauernd angeregte Vertheidigungslust und einen dem entsprechenden Militarismus das Wesen und der Zweck des Staates leiden. Zu einer ähnlichen Verirrung kommen in Bezug auf das Staatsleben die bei uns einheimischen Ameisenarten formica rufa und formica rufescens. Sie scheiden sich nur in drei Stände, und zwar in geflügelte Männchen und Weibchen und flügellose Arbeiter. Allein diese Arbeiter sind keine eigentlichen Arbeiter, sondern im Grunde nur Soldaten, welche auf die Jagd ausziehen, um aus den Staaten anderer kleinerer Ameisen die Puppen zu rauben, welche sie aufziehen, züchten und als Sklaven zur Arbeit im Staate verwenden. Um diesen Sklavenraub zu vollführen beweisen sie

großen Scharfsinn, sie liefern nämlich den kleinern Ameisen hierbei eine vollständige Schlacht, in welche sie den ganzen feindlichen Stamm verwickeln; während der Kampf am höchsten entbrannt ist, suchen die Angreifer den Schlachtflügel zu umgehen, fallen in den leer stehenden Bau und tragen die verlassenen Puppen auf Schleichwegen davon. Auch bei diesen Ameisen, sehen wir, wird der friedlich gesellige Staatszweck in den Hintergrund gestellt und die gemeinschaftliche Organisation nicht als Schutzwaffe zur Abwehr, sondern umgekehrt zum Angriffe benutzt. Zu dieser Entartungsweise treibt die staatliche Organisation sehr leicht, da die verbundenen Thiere innerhalb der Organisation ein bestimmtes Uebergewicht über alle schwächern und niedriger stehenden geselligen Verbände fühlen, das geltend zu machen leicht eine Veranlassung gefunden wird. Haben nun schon die Ameisen in staatlicher Beziehung das Angriffssystem ausgebildet*, so können wir uns in Rücksicht auf die Verhältnisse nicht wundern, dasselbe auch bei dem sich im Kampfe ums Dasein in die Staatsorganisation begebenden Urmenschen als das ursprüngliche aufzufinden. Nicht nur, daß der Mensch durch die ihm an Kräften überlegenen Raubthiere gezwungen wurde, sich in einen geselligen engern Schutzverband zu stellen, in dem er staatlich durch Arbeitstheilung die Vertheidigung organisirte, sondern er wurde überhaupt in viel schlimmerer Weise, wie etwa die Ameisenarten, durch die Angriffe von Raubthieren zum Kampfe herausgefordert. Hierdurch geschah es, daß die ihm aufgedrungene Abwehr ihn allmählich dahin führte, gegen die dauernd lästig werdenden Arten einen Angriffs- und Vertilgungskrieg zu führen, der ihm leider so früh zur Gewohnheit wurde, daß er auch sehr viele unschädliche

* Neuerdings hat man neben dem Militärstaate bei den Ameisen Südamerikas auch den Agriculturstaat aufgefunden. Die in demselben lebenden Thiere bauen kunstgerecht eine Grasart an, von der sie leben, die Samen werden gesäet, geordnet, magazinirt, die Felder gebaut und gegätet. (Vgl. Jäger, „Lehrbuch der allgemeinen Zoologie", S. 279.)

Arten mit in denselben verwickelte. Wollte der Mensch seine Art erhalten, so war er, wie alle Thiere, gezwungen, Mittel und Wege zu suchen, seinen Feinden zu entgehen. Suchten die feigern und muthlosern Affenarten sich auf die Gewandtheit des Kletterns zu legen, retteten sie sich auf die Bäume, um vor ihren Angreifern zu flüchten, so stellte sich der Urmensch dagegen kühn, trotzig und voll Selbstgefühl den Raubthieren entgegen; er bot ihnen die Stirn, scharte sich mit seinen Familien inniger wie die Affenheerde zusammen, und entwickelte durch Arbeitstheilung die Organisation, den Staat. Sein verträglicherer Familiensinn einerseits und seine durch gebildetes Selbstgefühl den Raubthieren gleichstehende Kampflust andererseits kamen ihm hierbei gelegen; beide Charaktereigenschaften, sehen wir, waren die geistigen Vorbedingungen, dem Zwecke des Thierstaates zu entsprechen, und da er zur Genüge in seinem Naturell eben diese Eigenschaften entwickelte, mußte er ursprünglich schon die Stufe des Thierstaates ersteigen. So gewann der Urmensch nicht nur Schutz, sondern auch ein ursprüngliches Uebergewicht über alle ihm an Kräften überlegenen Arten. Daß der Mensch auf natürliche Weise dieses Uebergewicht geltend machte gegenüber den Raubthieren, lag im Wesen der Sache begründet; denn da, wie wir nachwiesen, die ganze organische Entwickelung die schiefe Richtung des erbittertsten gegenseitigen Kampfes von Ursprung an genommen hatte, so mußte er, trotz aller bessern sittlichen Anlagen, unter die Wölfe gestellt nothwendig in dieser Hinsicht mit ihnen heulen. Es handelte sich auf der Höhe der organischen Entwickelung in sittlicher Beziehung um die Frage, ob eine der stärksten blutgierigen Raubthierarten den letzten Siegeskampf gegen alle übrigen Wesen allein zu führen haben würde, oder dem gegenüber die besser angelegte Sinnes- und Charakterart des Menschen dieses Preises mehr für würdig zu erachten war. Diese Frage hat sich zu Gunsten des Menschen entschieden, und sie lehrt uns in ihrer thatsächlichen Lösung vom sittlichen Gesichtspunkte, daß nicht das bloße physische

Uebergewicht von Kraft, Stärke und blutgieriger Gewalt das Vermögen besitzt, Alleinherrscher und Sieger in der Entwickelung zu bleiben, sondern daß sich eine Reihe bestimmter gutartiger und sittlich normaler Charaktereigenschaften und psychischer Fähigkeiten im Naturell zusammenzufinden haben, um diesen Sieg allgemeiner Artausbreitung dauernd zu erkämpfen. Durch die einem bessern psychischen Gleichgewichte zuneigenden Anlagen, sehen wir, stellte sich der Mensch allein ursprünglich unter den am höchsten entwickelten Thieren in den engern Staatsverband, und hier innerhalb dieser innigen Vereinigung vollzogen sich nun neben der vorschreitenden Arbeitstheilung durch Wechselwirkung eine Reihe psychisch tief eingreifender Processe, welche hauptsächlich dazu beitrugen, das im Staate und in der engern Organisation liegende Uebergewicht gegenüber der loser lebenden höhern Thierwelt zur vollsten Geltung zu bringen. Ein neues Bereich gegenseitig sich befruchtender Wechselwirkungen unter den Individuen war mit der staatlichen Organisation erschlossen, denn es konnte auf Grundlage jener innigern Vereinigung nunmehr eine ungeahnt tiefere Arbeitstheilung platzgreifen, und zwar nicht nur auf physischem, sondern auch auf dem psychischen Felde menschlicher Anlagen. Die Entwickelung und Entfaltung des menschlichen Geistes von dieser Wurzel aus im einzelnen darzustellen, das wird im Folgenden nunmehr unsere Aufgabe werden.

Daß das Wesen der Arbeitstheilung das treibende Entwickelungselement aller organisch-socialen Entfaltung* bildet, ist in neuerer Zeit von den Physiologen beim Eindringen in das Leben der Zellenwelt immer mehr und mehr eingesehen worden. Aber auch die Zoologen, und unter ihnen ganz besonders Darwin in seinem berühmten Werke: „Ueber die Entstehung der Arten", machten auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam. Darwin bezeichnet bekanntlich den Umbildungsproceß, der innerhalb der zusammenlebenden Individuen, welche einer und derselben Species

* Vgl. zugleich S. 56.

ungeeigneten zur Ernährung und Pflege der neuen Species sind die sogenannten Zwangsmittel der Züchtung. Dann die Thiere, welche Eigenschaften besitzen, die sie vor anderen Thieren auszeichnen, die sie zu Lieblingen des Menschen machen, wie der Hund, das Pferd, das Rind, das Schaf, die Ziege, das Schwein, die Katze, das Kaninchen, die Taube, das Huhn, die Gans, die Ente, der Truthahn, das Perlhuhn, der Pfau, der Fasan, die Biene, der Seidenwurm, der Goldfisch, der Kanarienvogel, der Wellensittich, der Papagei, der Sprachkünstler unter den Staaren, der Singvogel, der Stubenvogel, der Jagdhund, der Windhund, der Bulldog, der Neufundländer, der Pudel, der Spitz, der Dachshund, der Pinscher, der Schäferhund, der Bernhardiner, der Leonberger, der Schweizerhund, der Rattenfänger, der Affe, der Elefant, der Kamel, der Dromedar, der Lama, der Alpaka, der Vicuña, der Guanako, der Rentier, der Elch, der Hirsch, der Reh, der Gemse, der Steinbock, der Antilope, der Gazelle, der Giraffe, der Zebra, der Quagga, der Esel, der Maultier, der Maulesel, der Hinnie, der Bastard, der Mischling, der Kreuzung, der Rassenkreuzung, der Artkreuzung, der Gattungskreuzung, der Familienkreuzung, der Ordnungskreuzung, der Klassenkreuzung, der Stammkreuzung, der Urkreuzung, der Urzeugung, der Abstammung, der Verwandtschaft, der Blutsverwandtschaft, der Geschwisterliebe, der Elternliebe, der Kinderliebe, der Familienliebe, der Stammesliebe, der Volksliebe, der Vaterlandsliebe, der Menschenliebe, der Nächstenliebe, der Feindesliebe, der Gottesliebe, der Selbstliebe, der Eigenliebe, der Ehrliebe, der Ruhmliebe, der Herrschsucht, der Habsucht, der Geldgier, der Neid, der Hass, der Rache, der Zorn, der Wut, der Raserei, der Tollheit, der Verrücktheit, der Wahnsinn, der Irrsinn, der Blödsinn, der Idiotismus, der Kretinismus, der Cretinismus, der Mongolismus, der Negerismus, der Indianismus, der Europäismus, der Asiatismus, der Afrikanismus, der Amerikanismus, der Australismus, der Polynesismus, der Mikronesismus, der Melanesismus, der Papuismus, der Malaiismus, der Hottentottismus, der Buschmannismus, der Kaffernismus, der Zulumismus, der Bantuismus, der Negerismus, der Mulattismus, der Quadroonismus, der Mestizismus, der Cholismus, der Zamb

zum Schutze der kleinen Arbeiter dienen. Ueber die Bedeutung der dritten Arbeiterform, die sich durch dichte Behaarung des kolossalen Kopfes und ein großes mittleres Stirnauge von der zweiten Form unterscheidet, ist noch nichts Sicheres bekannt." Ebend., S. 38, vgl. zugleich Walter Bates, „Der Naturforscher am Amazonenstrom" (Leipzig 1865). Die Sklavenstaaten der Ameisen wurden bereits im vorigen Jahrhundert von dem Entomologen Huber beobachtet und seine Beobachtungen wurden später von Latreille, Hanhart, Vogt und andern bestätigt. Vgl. Karl Vogt's „Vorlesungen über nützliche und schädliche, verkannte und verleumdete Thiere" (Leipzig 1864, S. 178). Daß auch der Generationswechsel der Thiere durch Arbeitstheilung bedingt ist, hat Leuckart nachgewiesen in der Schrift „Ueber den Polymorphismus der Individuen oder die Erscheinungen der Arbeitstheilung in der Natur" (Gießen 1851). Was die Thierstaaten überhaupt anlangt, besonders aber diejenigen der Bienen und Ameisen im Verhältniß zum Menschen, so hat bereits Karl Vogt sich hierüber ausgesprochen in seinen „Untersuchungen über Thierstaaten (Frankfurt 1851). Daß auch der innere Organismus und das Zellenleben im kleinen eine staatliche Arbeitstheilung durchführt, und so im wesentlichen gleichfalls ein Staatsleben repräsentirt, wurde auch von Virchow ausgesprochen. Er sagt hierüber in einer Vorlesung über das Fieber: „Man muß den Leib auffassen als einen vielgliederigen, durch und durch belebten Organismus, dessen einzelne Theile allerdings mechanisch arbeiten, aber von denen doch jeder einzelne zugleich den Grund seiner Thätigkeit, das Leben in sich selbst hat. Viele Leben sind hier zu einem Gesammtleben vereinigt, viele Sondereristenzen mit unabhängiger Lebens- und Wirkungsfähigkeit sind in eine gemeinsame Abhängigkeit zueinander gesetzt, und in dieser Abhängigkeit werden die einen von den andern beeinflußt, jedes nach seiner Art und der Art des andern. Manche sind höher ausgestattet und darum edler und wichtiger in dem großen Gemeinwesen, andere sind schwächer, klein, arm und vereinzelt, von geringer Bedeutung scheinbar, und doch in Fällen der Noth schwer entbehrlich. So ist der Leib des Menschen, und ebenso der des Thieres und der Pflanze, überhaupt nur zu vergleichen mit organischen Einrichtungen, wo lebendige, mit eigener Selbstbestimmung begabte Einzelwesen miteinander in Beziehung treten, also nur mit der Familie, dem Staate, der Gesellschaft. Auch hier stehen die Kleinen und Unmächtigen neben den Großen und Gewaltigen, der gemeine Mann neben den Magnaten und Potentaten, alle als lebendige Glieder eines größern Ganzen, jedes mit einem eigenen Leben und Wesen, das seinen besondern individuellen Ausdruck hat."

Kein Wunder daher, wenn wir die Thatsache erblicken, daß sich zuweilen auch hier dieselben Misbräuche des ökonomischen Lebens einschleichen, um die nämlichen Resultate hervorzurufen wie im wirklichen Staatsleben der Völker. Was die Frage der Staatsentstehung anlangt, so hören wir Jäger: „Die tertiäre biologische Individualität, die sich aus der secundären der Familie heraus entwickelte, ist der Staat. Der wesentlichste Charakter ist die Arbeitstheilung innerhalb der Gesellschaft, der dann häufig auch eine morphologische Differenz entspricht; man nennt diese Theile Stände. Diese Art biologischer Individualität bilden nur gewisse Insekten (Termiten, Ameisen, Bienen u. s. w.) und der Mensch."

Bei der Bildung der Staaten sind zwei Fälle scharf zu unterscheiden:

1) Der Staat entwickelt sich durch Familienerweiterung (sogenannte Generationsstaaten), und zwar als niedrigste Form der Sexualstaat (bei Naturvölkern), als höchste Form der Nationalstaat (bei Culturvölkern).

2) Der Staat, der durch örtlichen Zusammenfluß von verschiedenen Familien und Nationalitäten ursprünglich entsteht, die sich zu gemeinsamem Schutze verbinden und durch Arbeitstheilung organisiren. Jäger nennt diese Form den aggregirten (internationalen) Staat (Amerika, Schweiz). Vgl. Jäger, „Lehrbuch der allgemeinen Zoologie", S. 276 fg. Hierzu wäre zu bemerken, daß die Urstaaten jedenfalls beide von Jäger bezeichneten Entstehungselemente nöthig hatten; denn aus rein gehaltener Familien- und Nationalitätserweiterung ist ursprünglich kein einziger Staat entstanden, dazu boten die Verhältnisse der Urzeit zu viel Nöthigung zum Zusammenschluß vieler verschiedener und differenter Familien und nationaler Elemente, die sich späterhin verschmolzen. Nur die Urrassen haben sich in dieser Beziehung ursprünglich voneinander abgeschlossen, oder doch versucht sich abzustoßen, obwol auch dieses nicht immer völlig gelingen konnte. Der rein gehaltene Familien- und Nationalstaat ist ein Ideal, und vielleicht nicht einmal ein richtiges; denn die reichhaltige Arbeitstheilung, die allein dem Staate Leben, Gedeihen und Ansehen gibt, bedingt eine Aufnahme vielseitiger verschiedener Elemente, die sich möglichst harmonisch ergänzen. Der sogenannte Aggregationsstaat ist daher recht wohl berufen einen Idealstaat zu bilden, und sein Gedeihen scheitert nur gewöhnlich deshalb, weil seltener Elemente zusammenkommen, welche nach Ergänzung eifern, als vielmehr solche, die Parteien bilden, die sich als einander hassende Nationalitäten zu unterdrücken versuchen, weil eine auf Kosten aller übrigen regieren will. Die Schattenseiten des Kampfes ums Dasein sind es daher immer, die das Ideal des Aggregationsstaates vernichten und

dahin treiben, einer bestimmten Nationalität die Oberhand zu überlassen. Nachdem dieses geschehen, nehmen wir dann die Erscheinung wahr, daß die siegreiche und herrschende Nationalität die übrigen langsam zersetzt und durchwebt, sodaß der ursprüngliche Aggregationsstaat, in welcher Form alle frühesten größern Staaten der Urzeit sich bildeten, heute noch wie früher, mit der Zeit wieder zerfallen (Oesterreich), oder sich zu einem Nationalstaate (d. h. einem Staate mit vorwiegend herrschender Nationalität) umzuwandeln genöthigt ist.

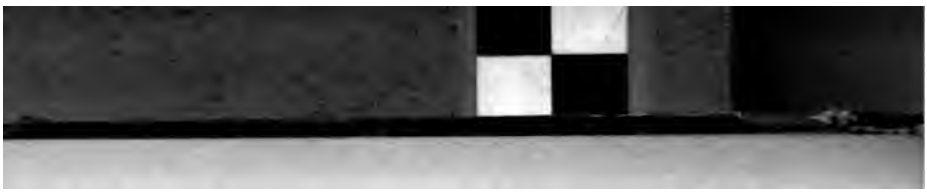
3.

Die urſprünglichen Verhältniſſe des urſtaatlichen Lebens und die Führer der Gemeinſchaft als Kryſtalliſationspunkte allgemeiner ſittlicher Entwickelung.

Urſprüngliche Nahrungsconcurrenz der Urmenſchen und Raubthiere. — Sorgfältigere und ausdauernde Pflege der Nachkommenſchaft unter dem Schutze des Staatslebens gegenüber der ſorgloſen Aufzucht der Jungen in der ſchutzloſen Heerde. — Wachsthum der Familienliebe und Anhänglichkeit der Glieder im ſtaatlichen Gemeindeleben. — Die primitiven ſittlichen Gewohnheiten in Beziehung zum Selbſtgefühle. — Die Ariſtokratie der phyſiſchen Macht und die leitenden Führer der ſtaatlichen Gemeinſchaft. — Der Führer der Heerdengemeinde gegenüber dem Führer der Staatsgemeinde. — Die natürliche Suprematie des Führers im Staate und die Prävalenz der Macht in der Wechſelwirkung der Staaten. — Die Nothwendigkeit autoritärer Leitung im Staate und das zu fordernde Gleichgewicht von gleichmäßiger Continuität und veränderlicher Adaption hinſichtlich der einzuhaltenden Regierungsrichtung. — Die inſtinctive ſittliche Hingabe der urſtaatlichen Gemeindeglieder an das Oberhaupt und die urſprünglich inſtinctive Anlehnung des Nachahmungstriebes an das beiſpielgebende Benehmen deſſelben. — Die Führer der organiſirten Gemeinſchaft als Fortbildner gemeinſchaftlich übereinſtimmender Gebräuche und Sitten.

Wir haben im letzten Kapitel geſehen, aus welchen Gründen der Menſch urſprünglich bereits die Stufe des Thierſtaates erſtieg. Die Verhältniſſe der Urzeit, die ihn in einen ſchwierigen Kampf mit den gefährlichſten Raubthieren verwickelten, zwangen ihn urſprünglich, die geſelligen Familienbande feſter und enger anzuziehen, um ſo einen organiſirten Verband zu bilden, in welchem er ſich nachdrücklich ſchützen konnte gegen alle feindlichen Gewalten, die ihn in

ſeiner Exiſtenz bedrohten. Wir ſahen bei dieſer Gelegenheit, daß die Bildung der ſtaatlichen Vereinigung und des innigern und engern familiären Zuſammenlebens nicht durch eine ſogenannte ſtillſchweigende „freie“ *Uebereinkunft* vor ſich ging, wie einſt Rouſſeau und in ähnlicher Weiſe auch Hobbes gelehrt haben, ſondern daß es vielmehr die ſich *vollziehende Arbeitstheilung* war, durch welche ſich die Glieder gegeneinander durch unterſtützende Leiſtungen unwillkürlich zuſammenſchloſſen und in Rückſicht auf den gemeinſchaftlich zu verfolgenden Zweck einander unentbehrlich machten. Wir haben die Art und Weiſe der Arbeitstheilung im Thierſtaate beleuchtet, und bemerkten, daß ſie zu einer Reihe der verſchiedentlichſten Beſchäftigungen führte, unter welchen jedoch drei derſelben als weſentlich hervorragen. Es waren das die *Pflege*, Sorge und Aufſicht, welche auf die Fortpflanzung und die Jungen verwandt wurde, ferner die nach außen ſtrebende Thätigkeit, welche darauf gerichtet iſt, den Staat mit Nahrung zu verſorgen und ihm *Schutz gegen Angreifer* zu gewähren, und endlich drittens der ſich regende *Unterſtützungstrieb*, der bemüht iſt, jene andern beiden Thätigkeiten dadurch zu fördern, daß er mit gewiſſen Geſchicklichkeiten, Fertigkeiten und *Kunſttrieben* dem Gemeinleben, ſei es ein wanderndes, wie bei einigen Ameiſenarten und beim Urmenſchen, oder ein ſeßhafteres, wie bei den Bienen, vielen andern Ameiſenarten und den Menſchen der ſpätern Zeit, in jeder Weiſe zu Hülfe zu kommen ſucht. So konnten ſich ſchon unter den Thierſtaaten urſprünglich im weſentlichen drei Kaſten und Stände entwickeln, die ſich raſch nebeneinander durch Arbeitstheilung organiſirten. Es waren das die Aufzüchter und Pfleger der Nachkommenſchaft (Weibchen), ferner die Soldaten und Krieger, und drittens die ſich durch andere nützliche Geſchicklichkeiten auszeichnenden Künſtler (Arbeiter), denen Kunſt- und Bautriebe aller Art innewohnten, und welche auf das eifrigſte beſtrebt waren, die Thätigkeiten der andern dem Zwecke des Staats gemäß durch ihre Fertigkeiten zu unterſtützen. Nicht ſo ſehr



viel anders wie in den eigentlichen Thierstaaten konnte sich unter den Primitivstaaten der Urmenschen die früheste Art der Arbeitstheilung gestalten. Wie bei allen höher entwickelten Thieren mußten auch hier die Weiber auf die natürlichste Weise die ganze Pflege und Sorge für die Nachkommenschaft übernehmen, während die stärkern Männer als Jäger und Krieger auszogen, um die Gemeinschaft mit Nahrung zu versorgen und sie vor Angreifern zu schützen, während sich wiederum bei andern, welche ihrer Schwächlichkeit halber weniger zum Kriege und Kampfe nützlich und brauchbar waren, die Handgeschicklichkeit und die sich damit verknüpfenden Kunst- und Erfindungstriebe regten und potenzirten. Während daher jene immer mehr und mehr robuste Kraft, Muskelstärke und Ausdauer entwickelten, bildeten und häuften sich dem gegenüber bei den Schwächlichern alle diejenigen Fähigkeiten allmählich, die den Geist zu Kunsttrieben führten, ihn erfinderisch und nachdenklich machten und in ihm diejenigen Kräfte heranbildeten, welche, wie wir im Laufe der menschlichen Entwickelungsgeschichte zeigen werden, mehr und mehr zur tiefern Intelligenz anleiteten, welch letztere sich, gestützt auf das physiologische Hülfsmittel lautlicher Stimmbefähigung und anderer Vehikel, allmählich höher und höher entwickeln sollte.

So mußte sich also in der allerfrühesten Zeit auf der Basis rein physiologisch gegebener Unterschiede eine bestimmte Arbeitstheilung unter den staatlich sich organisirenden Urmenschenhorden ausbilden, welche zugleich zur frühesten Grundlage menschlicher Entwickelung und Gesittung werden sollte. Noch standen nämlich die ersten Gewohnheiten und Gebräuche tief verflochten mit den Bedingungen der physiologischen Verhältnisse, und die Differentiirungen, zu welchen diese physiologischen Unterschiede drängten, mußten nothwendig auch zu Eigenthümlichkeiten des Verhaltens treiben. Es war daher nur auf natürliche Weise geboten, daß die Weiber nicht dem Jagd- und Kriegsleben ergeben waren, sondern daß sie sich schützen und von den Männern mit Nahrung versorgen ließen in derselben

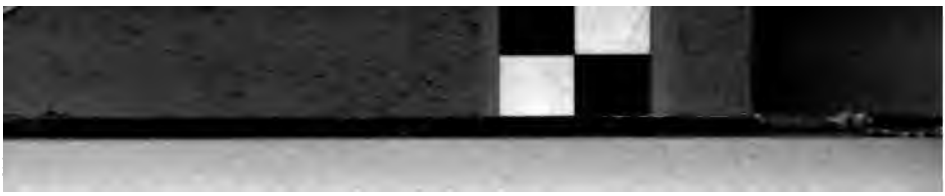
Weiſe wie die mit ihren Jungen beſchäftigte Löwin. Man könnte nun einwerfen und fragen, ob wir nicht berechtigt ſind anzunehmen, daß der Urmenſch urſprünglich nur zu vegetabiliſcher Koſt, ähnlich wie die Affen, hingeneigt habe, ſodaß, wäre das der Fall geweſen, dem kriegeriſchen Jagdleben möglicherweiſe beim Menſchen noch ein früheres Stadium friedlichern affenartigern Lebens auf den Bäumen vorausgegangen ſein könnte, und ein Kriegerſtand ſich alſo erſt ſpäter gebildet hätte. Allein dieſe Frage erſcheint mit Rückſicht auf das Vorausgeſchickte als eine müßige, denn unſere Schilderungen und Vergleichungen vom Geſichtspunkte der Thierpſychologie haben uns gelehrt, daß das Naturell des Menſchen urſprünglich ſchon im Unterſchiede von den feigen, furchtſamen Affen ein viel raubthierähnlicheres war, ſodaß der Uebergang von der kühnen, muthvollen Vertheidigung bis zum angreifenden Concurrenzjagen um gleiche Nahrung mit den Raubthieren in der That nur ein unmerklich kleiner Schritt geweſen ſein konnte. Und weshalb hätte der kühne, muthvolle Menſch den Raubthieren allein das ganze Feld und Jagdrevier überlaſſen ſollen, weshalb hätte er, vom ſittlichen Geſichtspunkte geſehen, der großen Verbreitung des Raubthiergeſindels nicht einen Damm entgegenſetzen ſollen auch dadurch, daß er mit ihnen um die gleiche Nahrung concurrirte, um ihnen dieſelbe ſomit zu entziehen und zu ſeinem eigenen Nutzen zu verwerthen, zumal er hinſichtlich ſeiner höhern Fähigkeiten und beſſern Anlagen doch zugleich ein natürliches Recht hierzu hatte? Da die allgemeine Loſung nun einmal der Kampf war, ſo mußte, wie wir entwickelt haben, das Naturell des Menſchen urſprünglich bereits dazu drängen, die Concurrenz um Nahrung mit den großen Raubthieren aufzunehmen. Blieben die feigern Affenarten daher beſchränkt auf die Nahrung von Inſekten und pflanzlichen Stoffen, ſo war der Menſch hinſichtlich ſeiner Stellung und Aufgabe urſprünglich bereits, wie wir ſahen, auf animaliſche Koſt hingewieſen. Hinſichtlich der Stellung des Urmenſchen gegenüber den Raubthieren können wir daher ein friedliches Leben auf Bäumen unter den

erſten ſtaatlichen Menſchenhorden nicht annehmen, es würde ein ſolches furchtſames und ſcheues Leben gleichzeitig auch nicht dem Zwecke des Thierſtaates entſprochen haben, denn die ſtaatliche organiſirte Gemeinde wollte ſich eben ſchützen und zugleich muthvoll vertheidigen, während die unorganiſirte Heerde dem gegenüber flüchtet und bei harten Angriffen leichter verſprengt wird. Wir werden uns daher in Bezug auf den Schluß, daß die früheſten ſtaatlichen Menſchengemeinden ein kriegeriſches Jagdleben führten, nicht von der Wahrheit entfernen.

Liegt es alſo im Zwecke der Arbeitstheilung des Thierſtaates, die kriegeriſche Kaſte urwüchſig zu entwickeln, ſo geſchieht es andererſeits daß in demſelben eine viel größere Sorgfalt und Pflege auf die Nachkommenſchaft verwendet wird, als das im Heerdenleben möglich iſt. In der Heerde ſind die Thiere fortwährend beängſtigt, ſie ſind ſcheu und furchtſam und müſſen zumeiſt ihre Aufmerkſamkeit theilen zwiſchen der Sorge um ihre Sicherheit und um Nahrung, ſodaß nur ein geringer Bruchtheil ſorglicher Pflege noch für die Nachkommenſchaft übrigbleibt. Ganz anders verhält ſich das in der durch Organiſation geſchützten ſtaatlichen Gemeinde, hier kommt den kriegeriſchen Männern allein die Sorge für Wachſamkeit und Schutz zu, und der leitende Führer des Verbandes, der, wie wir ſogleich ſehen werden, in der ſtaatlichen Organiſation urſprünglich bereits bei weitem mehr hervorragt wie in der Heerde, fühlt inſtinctiv eine beſtimmtere Verantwortung und hat ein nothwendigeres Intereſſe, ſeinen Stamm zu ſchützen und zu bewahren, und ſo alſo können die Weiber hier ihre volle Aufmerkſamkeit ihrer Nachkommenſchaft widmen. Während daher in der Heerde ſich die Jungenpflege nur auf das nothwendigſte Maß beſchränkt, kann ſie in dem geſicherten ſtaatlichen Gemeindeleben unter Umſtänden leicht über Gebühr eine Ausdehnung gewinnen, ſodaß es erklärlich wird, weshalb bei uns Menſchen die Neugeborenen ſo lange Zeit hindurch eine völlige Hülfloſigkeit erkennen laſſen und an eine ſehr aufmerkſame Pflege

gewöhnt ſind. Hätte die Natur dem Menſchen nicht ein urſprüngliches Uebergewicht im Naturell und Charakter verliehen, das ihn von vornherein in die Zwecke des Thierſtaates hinüberzog, ſo wäre das menſchliche Kind ſich mehr ſelbſt überlaſſen geblieben, und damit hätte es ſich, wie alle organiſchen Bildungen, im Laufe der Zeit höchſt wahrſcheinlich eine raſchere Entwickelung aus ſeiner hülfloſen Lage durch Anpaſſung angeeignet. So iſt die verhältnißmäßig lange Hülfloſigkeit des menſchlichen Kindes nach der Geburt gewiſſermaßen ein Product jahrtauſendelang geübter Gewohnheiten, und damit erkennen wir zugleich, wie urſprünglich der Menſch den Zwecken des Thierſtaates huldigte, und wie ſehr in der allerfrüheſten Zeit ſeines Auftretens ſein Uebergewicht ihm bereits die Mittel verlieh, ſeine Kinder gegenüber den Nachkommen derer, die in der ſchutzloſen Heerde aufwuchſen, zu verwöhnen. Es iſt nun leicht zu überſehen, um wie viel inniger und feſter das Familienleben ſich in der ſtaatlichen Gemeinde geſtaltet, und um wie viel die natürliche Anhänglichkeit der Nachkommenſchaft an die Aeltern wuchs bei einem ſo hohen Grade von Sorgfalt, wie er ſich beim Menſchen auf die Aufzucht und auf die Pflege der Kinder unter dieſen Umſtänden verwendet findet. Unter dem lebendigen Einfluſſe dieſer innigern Wechſelwirkung bildete ſich in der That ein neuer, tiefer gefurchter Boden der *Anhänglichkeitsgefühle*, und neue Sitten, die das loſe und lockere Heerdenleben nicht kannte, kamen, wie wir ſehen werden, zum Ausdruck. Noch freilich waren dieſe Sitten keine Sitten im eigentlichen Sinne des Wortes; denn nennen wir Sitte vorzugsweiſe nur denjenigen *freien Brauch* und diejenige willkürliche Gewohnheit, die wir zu thun, aber auch zu unterlaſſen im Stande ſind, und iſt, wie auch Lazarus richtig bemerkt*, die Befolgung deſſen, was wir Sitte nennen, ſtets nur der Ausdruck eines freien und auf das Gute gerichteten Willens, der danach ſtrebt, die durch tiefere Triebe des

* Vgl. Anmerkungen am Ende des Abſchnitts.



Charakters begründeten Gewohnheiten als Normen festzuhalten, so haben wir es hier auf der niedrigsten Stufe der Urzeit, wie schon vorher bemerkt, nur mit einer Reihe von Gebräuchen und Gewohnheiten zu thun, die sich eng anlehnen an die physiologischen und psychologischen Bedingungen, welche erstens im menschlichen Naturell und zweitens durch die staatliche Arbeitstheilung begründet waren.

Wir haben nun bisjetzt nur die wesentlichen Gebräuche voneinander gesondert, die sich eng an die ursprüngliche thierstaatliche Arbeitstheilung anlehnten, und bemerkten, daß sich das weibliche Geschlecht ebenso natürlich mit der Aufzucht und Pflege der Nachkommenschaft beschäftigte, wie das stärkere Mannesgeschlecht, die Raubthiere zum Kampfe herausfordernd, auf die Jagd zog, um mit ihnen um Nahrung zu concurriren, während endlich drittens die schwächlicher entwickelten männlichen Individuen sich sehr bald nach Seiten der Kunsttriebe und der intelligentern Fähigkeiten differentiirten. In der schutzlosen Heerde, wo die Arbeitstheilung nicht so streng platzgreift, konnte die Differentiirung der Schwächlichern nach Seiten der Kunstfertigkeitstriebe, die sich, wie wir in der Folge entwickeln werden, beim Menschen an die Ausbildung der Handgeschicklichkeit anlehnen, nicht in dem Maße zu Stande kommen, wie es unter den Urmenschen sehr früh geschah. Allein das eben ist ja ein wesentlicher Unterschied der Heerde vom Staate, daß sie die Anlagen zur Arbeitstheilung zersplittern läßt, während sich im Staate alle Anlagen ursprünglich sammeln und fortbilden. Auch bei den Affen sind großentheils die beim Menschen sich durch Arbeitstheilung bildenden natürlichen Functionen, die im gesellschaftlichen Verbande auf natürliche Weise zum Ausdruck kommen, vorhanden. Auch bei ihnen findet bereits eine zärtliche und sorgliche Jungenpflege statt, und die Affinnen verwöhnen durch ihr großes Mitgefühl ihre Jungen nicht minder wie die Menschen, sie tragen sich lange mit ihren Neugeborenen umher und schützen sie mit Aufopferung. Dennoch ist diese Pflege und Sorgfalt für die Jungen bei den Affen nicht so

stetig, und das liegt wiederum ebenso begründet im Naturell des Affen wie in dem unruhigern Heerdenleben, dem sie ergeben sind. Auch die Kunsttriebe treten bei den Affen schon deutlich hervor, und man hat bestimmte Arten aufgefunden, die einen fertigen Bautrieb erkennen lassen, denn sie bauen sich künstliche Hütten und Nester auf Bäumen, und das nimmt nicht wunder, da ja überhaupt die große Handgeschicklichkeit der Affen bekannt genug ist. Hierzu gesellt sich bei den Affen der große Nachahmungstrieb, der ihre Aufmerksamkeit und ihren Beobachtungshorizont in einer Weise zuschärft, daß sie an intelligenten Fähigkeiten fast alle andern höher entwickelten Thiere überragen, und nur der nachdenklichere Elefant ist vielleicht im Stande, sich in diesen Fähigkeiten mit dem Affen zu messen. Aber trotz dieser Anlagen lebt der Affe nur in Familien und in Heerden, und obwol allen Beobachtern von Meerkatzenheerden und Gesellschaften anderer Affenarten das rege, deutlich schon von gewisser Intelligenz geleitete Geselligkeitsleben dieser Thiere hinreichend bekannt ist, hat es keine Affenart bis zur staatlichen Ordnung und ausdrucksvollern Arbeitstheilung gebracht. Da der verträgliche Geselligkeitssinn in hohem Maße bei vielen Affenarten ausgeprägt ist, so nimmt das immerhin den Psychologen wunder. Allein mit Rücksicht auf das Vorausgeschickte verliert sich das Sonderbare, sobald wir beachten, wie launisch und wechselnd der Affe an seinen Manieren hängt, und wie wenig er dazu neigt, sich in einseitiger, regelmäßiger Weise gewissen Formen, wie sie die Arbeitstheilung erzeugt, dauernd zu fügen. Trotz dieser widerstrebenden, unruhigen und launischen Charaktereigenschaften hat es aber menschliche Dressur dennoch dahin gebracht, auch dem Affen die penible Regelmäßigkeit und Ordnung bis zu gewissem Grade beizubringen, und wir können daher in diesem Punkte allein nicht die genügenden Gründe finden, die den Affen hinderten, zur staatlichen Organisation und deren bestimmterer Arbeitstheilung überzugehen. Nur erst der Mangel aller hinreichenden Selbstgefühle beim Affen konnte uns von

tiefern Gesichtspunkten aus diese Thatsache erklären. Jedoch ohne die nöthige Ausbildung des Selbstgefühls, vermöge dessen Verständniß erweckt wird für die Begriffe von Achtung, Ehrfurcht und Ehre, läßt sich auch das nicht entwickeln, was wir Sitte nennen, weil Sitte Achtung vor dem Althergebrachten und Achtung vor dem Vorgesetzten, als dem Tonangeber der Sitte, voraussetzt.

Wie groß ist in Bezug auf Selbstgefühl, Achtung und Ehre aber der ursprüngliche Unterschied zwischen dem Menschen und Affen! Während der Affe in weibischer Furcht und Scheu den großen Raubthieren durch Gelenkigkeit und Gewandtheit, indem er sich von Baum zu Baum schwingt, zu entgehen sucht, stellt sich von vornherein der Mensch mit kühner Brust dem Raubthiere entgegen. Tapferkeit und Muth sind daher die Eigenschaften, die er zugleich übt und zur Gewohnheit und Sitte entwickelt. Muth, Tapferkeit und Ausdauer wurden daher im wesentlichen auch zur Grundlage seiner ersten allgemeinen sittlichen Achtung, und Gegenstand seiner ursprünglichen staatlichen Bildung. Kein Wunder, daß unter dem Scepter dieser hervorragenden Gewohnheiten, die hauptsächlich von dem tiefern Bewußtsein der Selbstgefühle ausgehen, im Staate der Urzeit die übrigen entwickelten Leistungen des gesellschaftlichen Lebens zurücktreten, und diejenige Kaste, welche vorzugsweise die Eigenschaften des Muths, der ausdauernden Tapferkeit und der physischen Stärke ausbildete, an die Spitze der frühesten staatlichen Entwickelung tritt und die Herrschaft über die übrigen Klassen ausübt.

Was sich in der ganzen organischen Entwickelung spiegelt, und was innerhalb des erbitterten Kampfes, der gefochten wurde, die allgemeine Losung war, nämlich der Drang nach Uebergewicht, nach Macht und nach Herrschaft, das mußte sich in dem engern Kreise des organischen Thierstaates nun ebenso wie im frühesten menschlichen Staatsleben charakteristisch wiederholen und sich ursprünglich bereits in den Vordergrund drängen. Herrschaft und Gewalt, das war innerhalb der Differentiirungsweise der arbeitstheilenden Glieder

und Parteien das Streben, das raſch im Urſtaate zum Ausdruck gelangte. Während ſich die arbeitstheilenden Glieder des geſellſchaftlichen Ganzen im Grunde organiſch zu ergänzen hatten, um ſich gegenſeitig zu unterſtützen und ſich ſo hiermit gleichzeitig zu tragen, fällt bereits die urſtaatliche Entwickelung früh aus dem geforderten Gleichgewichte der ſich ergänzen ſollenden Kräfte, und eilt dem Uebergewicht einer einzigen beſtimmten Klaſſe zu, die nun ihre herrſchſüchtigen Arme über die andern ausſtreckt, um ſie auszubeuten und herabzudrücken. Was wir in einer ähnlichen Weiſe noch heute erleben, das war in rohern und ſtärkern Farben aufgetragen bereits der Grundzug des früheſten urzeitlichen Staatslebens. Es war die Ariſtokratie der Kraft, der phyſiſchen Stärke, der Ausdauer und Muskelkraft, die ihre Herrſchaft im ganzen wie im einzelnen anfänglich zur Geltung brachte. Aber neben dem Uebergewicht des herrſchenden, kriegeriſchen und jagdluſtigen Standes entſtand dem Laufe der Dinge gemäß gleichzeitig unter den einzelnen Gliedern eben dieſes herrſchenden Standes ſelbſt wiederum ein Wettſtreit nach Macht und Uebergewicht, der damit endete, daß ein einzelnes hervorragendes Individuum, das mit beſondern phyſiſchen Talenten ausgerüſtet war, die leitende und führende Spitze der ſtaatlich-geſelligen Gemeinſchaft behauptete. Allein nicht nur die Grundbedingungen der dem allgemeinen Wettſtreite und dem Kampfe anheimgegebenen Geſellſchaft führten nothwendig dahin, ein hervorragendes Haupt zu entwickeln, das am ſiegreichſten dieſen Kampf zu beſtehen weiß und dem Verhältniß der Dinge gemäß an die Spitze der ſtaatlichen Geſellſchaft trat, ſondern ebendahin führte auch die Arbeitstheilung in Rückſicht auf den Zweck des Staates überhaupt.

Schon im Heerdenleben bemerken wir, daß die Anfänge der geſellſchaftlichen Arbeitstheilung dahin führen, daß ſich einige Individuen in hervorragender Weiſe entwickeln, die ſich durch Wachſamkeit und Ueberſichtsfähigkeit auszeichnen, Individuen, welche in Rückſicht auf dieſe ſchätzenswerthen Eigenſchaften ganz von ſelbſt von der

trägen sich gehen lassenden Heerdengemeinschaft an die Spitze geschoben werden, um dieselbe zu leiten. Viel ausdrucksvoller aber führt die ins einzelne gehende speciellere Arbeitstheilung des staatlichen Zusammenhangs dahin, einen leitenden Führer der Gemeinschaft zu entwickeln, um einen solchen für ihre zweckmäßigen Bewegungen zum Krystallisationspunkt der Glieder zu machen. Es ist psychologisch nicht unwichtig, auch in diesem Punkte vorzugsweise die Affenheerde zum Gegenstande der Vergleichung zu machen, um zugleich die Unterschiede zu beachten, die sich bezüglich der Leitung und Führung im Heerdenleben gegenüber der vom Staatsleben herausstellen.

Auch die Affenheerde läßt ja bekanntlich deutlich einen Führer, einen Leitaffen erkennen, der mit großer Wachsamkeit voraufschleicht, sobald es sich etwa darum handelt einen Plünderungszug vorzunehmen. Wer eine solche diebische Affenheerde dahinschleichen sieht, von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, wer die Aufmerksamkeit aller einzelnen beobachtet, mit der dieselben ängstlich und besonnen den Bewegungen ihres Führers folgen, alle Sprünge ihm nachahmend, der erkennt deutlich den merkwürdig großen Einfluß, den auf solchen Raubzügen der wachsame Führer beansprucht, und der ihm unwillkürlich gewährt wird. Allein kaum hat die Heerde ihren Raub in Sicherheit gebracht, kaum ist sie beschäftigt, in der Stille das gestohlene Gut zu vertilgen, so sind alle Einflüsse dieses Führers merkwürdigerweise plötzlich wie aufgehoben, ein allgemeines Zanken, Schreien und Balgen beginnt, alle Fesseln der Ordnung zerreißen, und das Bild der Heerde gewährt den Anblick roher, feiger Gesellen, welche sich im Streite muthig aufraffen, um gegen viel schwächlicher aussehende Individuen diesen Muth wieder plötzlich zu verleugnen. So bildet die Affenheerde nur einen bunten Schwarm, in welchem sich die übel aussehendsten Scenen gegenseitiger Anfeindung, hinterlistiger Eifersucht und mannichfacher Zänkereien abspielen.

Unter der mit so reichlichen Selbstgefühlen ausgestatteten menschlichen Urgesellschaft kann es hingegen gerade in dieser Beziehung nicht

ebenso ausgesehen haben. Denn der einmal anerkannte und durch Talente hervorragende, an die Spitze geschobene *Führer*, als natürlicher und berechtigter Gewalthaber, duldete bei seinem Selbstgefühle keinen zweiten ebenbürtig neben sich, er übernahm dauernd und allein die Verantwortung, kraft eines Gefühls, das kein Affe in dieser charakteristischen Weise zu entwickeln im Stande ist, nämlich *des Ehrgeizes*. Gab es etwa in einer staatlichen Gemeinde zufälligerweise zwei sich nahe an Kraft gleichkommende Individuen, so mußte sich deren beiderseitiger Ehrgeiz psychologisch consequent gefährlich reiben. Dieses Verhältniß dauerte so lange, bis einer dem andern weichen mußte, um mit seinem Anhange einen eigenen neuen Staat zu begründen, oder der Verdrängte war genöthigt sich unterzuordnen, oder er wurde von dem Stärkern durch Tod aus dem Wege geräumt. Wir können daher rücksichtlich dieser natürlichen Consequenzen mit Recht annehmen, daß die staatlich sich organisirenden Gemeinden der Urzeit *keine zu große Ausdehnung besaßen*; denn da unter einer sehr großen Anzahl von Individuen hinsichtlich der hier in Frage kommenden Fähigkeiten sich mehrere gleichzeitig zu häufig Concurrenz machen und sich nahe einander gleichkommen werden, so hätte unter solchen Bedingungen entweder eine Arbeitstheilung der regierenden Gewalt eintreten müssen, oder, wenn durch die zu niedrig entwickelte Gesellschaft noch kein Boden für eine solche geschaffen war, mußte nothwendig statt einer solchen Arbeitstheilung Staatstheilung und also Auseinanderfall des bisherigen Verbandes eintreten.

In der That finden wir noch heute unter unsern tiefern Naturvölkern die gesellschaftlichen Verbände, in denen zugleich die staatliche Arbeitstheilung auf einer sehr primitiven Stufe stehen geblieben ist, verhältnißmäßig nicht groß, und nur unter allen denjenigen Völkern, wo die Arbeitstheilung complicirter wurde und an Ausdehnung gewann, weil sich größere Fähigkeiten und Anlagen hierzu vorfanden, konnte auch der natürliche Umfang des Staates wachsen, und nur hier finden wir daher die Herrschaft eines Häuptlings schon

so ausgedehnt wie die eines kleinen Fürsten. Es ist daher leicht zu übersehen, daß diejenigen Urvölkerstämme, welche eine höhere Befähigung zur normalen und mannichfaltigen Arbeitstheilung mitbrachten, nothwendig ihre Herrschaft rasch ausbreiteten; denn sie zogen gleichsam wie ein Magnet die losern Gruppen anderer Stämme, die auf primitivern Stufen staatlicher Arbeitstheilung stehen blieben, an sich, und zwangen sie, sich ihnen anzuschließen, um damit dieselben als neue Glieder dem wachsenden Körperbau ihres Staates einzuverleiben. Wo daher keine ganz besondere Rassenfeindschaft durch körperlich begründete Unterschiede einer solchen Einverleibung entgegenarbeitete, konnte ein engerer Anschluß der primitiven kleinen Hordenstaaten, die von einzelnen Häuptlingen geführt wurden, an einen größern herrschenden Staat erfolgen. So konnten Staaten ursprünglich anwachsen, sobald sich eine Reihe solcher Horden durch glückliche Umstände einer gleichmäßigen Arbeitstheilung verträglich zu einem imponirenden staatlichen Kerne zusammenschlossen, oder aber, sobald die hervorragende Gewalt eines ausgebreiteten Staates diese Einverleibung in den Stamm durch Unterdrückung erzwang. Wir werden in Rücksicht auf die urgeschichtlichen Verhältnisse wol zugestehen müssen, daß die letztere Thatsache die häufigere war, ja wenn wir den furchtbaren Kampf ums Dasein, der so häufig zwei gleichbegabte regierungsfähige Individuen, ebenso wie Staaten, als Rivalen durch Ehrgeiz gegeneinander zu unerbittlichen Feinden machte, in seiner vollen Schärfe betrachten, so dürfen wir in Bezug auf die Urzeit mit Recht behaupten, daß die Einverleibung hier selten ein Act freundschaftlichen, verträglichen Zusammenschlusses, sondern stets ein Act der Gewalt war. Sind noch heute in der Wechselwirkung der Staaten bestimmtere Unterschiede und Divergenzen höchst selten ohne Gewalt zu unterdrücken, so mußte das in der Urzeit, wo diese Unterschiede noch schärfer hervortraten, nur noch um so mehr der Fall sein. So sehen wir, daß sich unter den Staaten untereinander ganz dasselbe Gesetz von der Prävalenz der Macht vollzog, was im

innern Staate ſelbſt urſprünglich unter den Kaſten und Ständen zur Geltung kam und das ſich unter den einzelnen Individuen des hervorragenden herrſchenden Standes abermals zum Ausdruck brachte.

Wie nur diejenigen Staaten unter den vielfachen kleinen ſtaatlichen Verbänden der Urzeit Anhang oder Umfang durch Einverleibung gewinnen konnten, die in ſich ſelbſt lebenskräftig genug waren und nach außen ein kräftiges Selbſtgefühl ſpiegelten, das wiederum der herrſchende Stand innerhalb des Staates zur Schau trug: ſo auch im einzelnen unter den Gliedern des Staates und unter den Individuen des herrſchenden Standes; es konnte nur derjenige Stand und dasjenige Individuum Anſehen und Anhang gewinnen, deſſen Stärke und Talente ſo bedeutend waren, daß ſich das darauf ſtützende Selbſtgefühl des Individuums den übrigen gegenüber Achtung erwarb. Unter der Affenheerde kann ſich keine eigentlich ſtaatliche Arbeitstheilung vollziehen, und es kann ſich überhaupt hier kein herrſchender Stand ausbilden, noch viel weniger aber kann unter den Affen ein einzelner Führer durch ſeine hervorragenden Fähigkeiten denjenigen Anhang gewinnen, den ſeine Autorität nöthig hat, um herrſchen zu können; denn es herrſcht der Häuptling und der Heros des Stammes urſprünglich nicht allein durch ſein Altersvorrecht und ſeine hervorragenden Fähigkeiten, ſondern gleichzeitig auch durch ſeinen Anhang, den er ſich durch Anerkennung und Achtung unter den übrigen erwirbt. Von hier aus läßt ſich in pſychologiſcher Hinſicht begreifen, in welcher Weiſe unter den Menſchen die Autoritätsanerkennung Wurzel geſchlagen hat. Auch unter den ſtaatlich lebenden Inſektenarten ſehen wir die Führer äußerlich deutlich hervorragen. Wir wiſſen, daß bei den Bienen der herrſchende Führer ein Weibchen iſt, deſſen körperliche Eigenſchaften zugleich zur Erhaltung des ganzen Staates beitragen. Mit Recht iſt daher die Bienenkönigin als der eigentliche Schwerpunkt des Bienenſtaates anzuſehen; denn ohne den Theil der Aufgabe, welchen die allgemeine ſtaatliche Arbeitstheilung der Königin zuweiſt, könnte der Staat ſich nicht

erhalten und beſtehen. Bei den Ameiſen verhält ſich das anders, es ragt hier nicht ein beſonderer Führer äußerlich in der Weiſe körperlich hervor wie bei den Bienen, doch ſind die Führer deutlich zu erkennen. Alle dieſe Führer handeln indeſſen in merkwürdig zweckmäßiger Uebereinſtimmung, ſie entſchließen ſich alle gleichmäßig zum gemeinſchaftlichen Auszuge, ſodaß nicht zu zweifeln iſt, daß ſie einem beſtimmten Hauptführer mit ſeinem großen Anhange folgen, der ihnen den Anſtoß und das Signal zu dem vorgenommenen Raub- und Wanderzuge gibt. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ſchon deshalb, weil der Staat rückſichtlich ſeiner zuſammenhängenden Arbeitstheilung ein Syſtem darſtellt, auch nothwendig ſich innerhalb deſſelben wie in jedem Syſtem ein beſtimmter Mittelpunkt und Schwerpunkt bilden muß, dem zur Erhaltung des Ganzen eine eigenthümliche und beſtimmte Arbeitsleiſtung zukommt. Dieſer Mittelpunkt mag nun ein dauernd gebundener, ſtetiger ſein, wie bei den Bienen, oder ein vielleicht übertragener wechſelnder, wie bei den Ameiſen, immerhin iſt ein ſolcher Mittelpunkt vorhanden, und kein Staat, ja nicht einmal eine organiſirte Corporation überhaupt läßt ſich denken, möge man dabei an Monarchie-, Republik-, Oligarchie- oder Parlamentsregierung denken, ohne daß wir nicht ein durch ſeine bedeutenden Fähigkeiten beſtimmt hervorragendes Individuum unter den Parteien zu bezeichnen im Stande wären, das rückſichtlich der Staatsführung durch ſeine Ueberlegenheit über die übrigen auf natürliche Weiſe herrſcht und hiermit zugleich durch ſeinen Anhang auch die übrigen Parteien gewinnt, um ſo den ganzen Organismus zu regieren. Je glänzender die Gaben und die Befähigungen eines ſolchen Führers ſind, um ſo anhaltender und dauernder wird er ſich unter den Staatsfactoren dieſe Leitung zu bewahren wiſſen, und um ſo richtiger wird der Staat geleitet werden. Je geſünder überhaupt ein Staat angelegt und gebaut iſt, um ſo ſorgfältiger wird er die Einflüſſe von Wechſel und Conſtanz hinſichtlich ſeiner Regierungsrichtung im Gleichgewichte halten, und eine Staatsregierung wird um

ſo ſchlechter ſein, je mehr ſie einſeitig in die Extreme nach dieſer oder jener Richtung geht. Hieraus folgt, daß im geſunden Staate bezüglich der Regierungsrichtung kein zu raſcher Wechſel herrſchen darf, denn die Richtung muß Conſtanz und Beharrlichkeit mit Rückſicht auf die Erhaltung und den Zweck des Staates aufweiſen; es darf jedoch andererſeits die nothwendige Beharrlichkeit nicht ſo weit übertrieben werden, daß die mit der Zeit vorzunehmenden Veränderungen als Adaptionen an neue Verhältniſſe zu keiner Ausführung gelangen können. Wie ein einzelnes Individuum bei zu großem und fortwährendem Wechſel ſeiner Grundſätze und Richtung in Wankelmuth und Charakterloſigkeit ſinkt, umgekehrt aber eine zu große übertriebene Conſequenz zum Eigenſinn und zur Halsſtarrigkeit führt, die eine Reihe von Schädlichkeiten nach ſich ziehen, ganz ſo ergeht es dem Staate. Auch das Individuum iſt ja, wie nachgewieſen, nur ein Zellenſtaat, und der Staat im großen ein Bau, der ſich aus der Summe dieſer im kleinen geleiteten Staatskörper zuſammenſetzt, ſodaß ihm alſo gewiſſermaßen ganz ähnliche Bedingungen in Bezug auf ſeine ſittliche Verhaltungsweiſe vorgeſchrieben ſind.

In der Heerde iſt von einer Regierung keine Rede, die Führerſchaft iſt hier nur eine ſehr wenig hervorragende, ephemere Erſcheinung, und es liegt hier in derſelben noch nicht der volle Werth, den die ſtreng organiſirte ſtaatliche Arbeitstheilung dieſem wichtigen Geſchäfte zuſpricht. Wir begreifen daher, daß das noch unorganiſirte Heerdenleben nicht mit der geſchloſſenen, zweckmäßig ſich unterſtützenden ſtaatlichen Arbeitstheilung concurriren kann, es erſcheint deshalb in vieler Beziehung zweckloſer und zufälliger und ſtellt überhaupt nur ein Uebergangsſtadium dar, das zum Staatsleben hätte führen müſſen, hätten ſich hierzu in ihm die Bedingungen zur Verwirklichung vollkommen genug vorgefunden. Der Staat ſteht auf einer viel höhern Stufe, er kann die ſelbſtbewußte Leitung und Führerſchaft keinen Augenblick entbehren, dieſelbe iſt ihm vielmehr in jedem Moment nothwendig und ihm daher ein unentbehrliches, integrirendes

Glied der gemeinſchaftlich organiſirten Arbeitstheilung. Wie der Bienenſtaat auf den Schultern der Königin, und der mikroſkopiſche Zellenſtaat des Organismus auf den Centralorganen des Nervenſyſtems, ſo ruht die Staatsorganiſation, habe ſie eine Form welche ſie wolle, auf den Ueberzeugungen, Handlungen und Fähigkeiten der führenden und leitenden Gewalt. Geſtaltet ſich dieſe Führerſchaft zu wechſelnd, ſodaß die Parteien mit ihrem Anhange hinſichtlich der Durchführung beſtimmter Intentionen und Principien zu ſehr in verſchiedenen Richtungen fluctuiren, ſo leidet der Zweck des Staates ebenſo, als wenn ſich die Führerſchaft, unbeeinflußt durch die übrigen Staatsfactoren und Wünſche der Parteien, zu ſehr in einer Hand befindet, ſodaß die Richtung der leitenden Führerſchaft leicht in Abſolutismus und despotiſchen Eigenſinn übergehen kann.* Laſſen wir

* Werfen wir einen Blick in das moderne Staatsleben, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß bei der allmählich mehr und mehr vorſchreitenden Arbeitstheilung der regierenden Gewalt die Monarchen ganz ebenſo wie die jedesmaligen Präſidenten der Republik nur einen einzelnen Factor in der allgemeinen Staatsleitung ausmachen, und zwar ſind ſie im Staate derjenige Factor, der als Rückhalt und Richtſchnur der leitenden Gewalt des Ganzen zu dienen hat.

In einer Republik iſt mit dem häufigen Wechſel des Präſidenten dieſe Richtſchnur wechſelnder wie in der Monarchie, und ſie kann durch zu kurze Wahlperioden hier leicht ebenſo zu wechſelnd werden, wie ſie durch einen Monarchen unter andern Umſtänden zu conſtant werden kann. Alles kommt daher auf die Fähigkeiten der Individuen der übrigen leitenden Staatsfactoren an, um die ſich ergebenden Einſeitigkeiten zu beſeitigen. Vortheilhaft kann nach jedem Syſtem regiert werden, ſobald die Fähigkeiten der leitenden Glieder ſelbſt genug Talent und Anlagen mitbringen, um jede entſtehende Einſeitigkeit durch Ueberzeugung und Handlung auszugleichen. Da jedoch der raſche Wechſel einſeitiger Zeitſtrömungen, wie die Erfahrung lehrt, leicht die Conſtanz der Regierung beeinträchtigt, ſo wird ſich der Staat unter einer überwiegend conſtanten charakterfeſten Richtung im allgemeinen geſunder fühlen. Wir können es daher vom naturhiſtoriſchen Geſichtspunkte erklärlich finden, daß das geſunde Staatsleben im vollkommenen Einzelorganismus ein Syſtem repräſentirt, das entſchieden monarchiſtiſch angelegt iſt. Nur die tiefer ſtehenden, niedriger organiſirten Thierkörper bilden republikaniſche Staatsſyſteme, und das wahrſcheinlich auch nur, weil ihnen die ſchwierige Seite des Kampfes ums Daſein mehr erſpart iſt wie den höhern Organismen.

indeſſen dieſe Seitenblicke, und vermerken wir nur, daß das leitende Glied und die Führerſchaft ein durch die ſtaatliche Arbeitstheilung gebildetes wichtiges und hervorragend organiſirtes Staatsglied iſt, deſſen Nothwendigkeit von allen übrigen Gliedern deutlich erkannt und gefühlt wird. Findet ſich ſchon bei den Bienen eine merkwürdig ausgeſprochene Anhänglichkeit der Staatsglieder an die Königin, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß ſich auch im Staatsleben der Menſchen auf natürliche Weiſe ſehr früh in den Gemeindegliedern ein beſtimmtes Anhänglichkeitsgefühl für das Staatsoberhaupt ausgebildet hat. Daß dieſe Anhänglichkeit von den der leitenden Führerſchaft zunächſtſtehenden Ständen, und in faſt noch höherm Maße von denen gefühlt wird, die hinſichtlich ihrer Schwäche ſich ihrer Abhängigkeit ſowol wie der Wohlthaten mehr bewußt ſind, die ſie durch die Regierungsſtärke genießen, iſt erklärlich. Dennoch bildet ſich auch in allen übrigen durch rechtmäßige organiſche Arbeitstheilung entſtehenden Staatsgliedern dieſes Gefühl deutlich aus, und die gleichmäßige Ausbreitung des Pflichtgefühls für die leitende Gewalt überhaupt iſt ein weſentlicher Beſtandtheil zur Geſundheit des Staatsganzen.

Suchen wir uns in pſychologiſcher Beziehung Rechenſchaft über die weitere Ausbildung dieſer natürlich entſtandenen Anhänglichkeit und Achtung vor dem Staatsoberhaupte unter den Gliedern der Urgemeinde zu geben, ſo finden wir, daß der Boden hierzu ſchon vorbereitet wird durch die Anhänglichkeit der Familienglieder untereinander, welche letztere im Staate zu einer viel tiefern Innigkeit und Bedeutung gelangt wie im Heerdenleben. In dem ſich entwickelnden menſchlichen Staatsleben konnten die Gefühle des Familienlebens zu einer ebenſo großen Innigkeit gelangen, als ſich andererſeits der Haß ſteigern mußte gegen Angreifer und Feinde dieſes ſtaatlichen Familienverbandes. Und wie in Bezug hierauf ſich ein furchtbarer Kannibalismus, wenn auch getragen, wie wir in der Folge ſehen werden, zugleich von abergläubiſchen Ideenaſſociationen,

in der Urzeit entwickeln konnte, so gingen contrastirend hiermit zugleich hochgehende Gefühle der innigen Anhänglichkeit sowie der hingebenden Verehrung und Ehrfurcht für diejenigen Glieder der staatlichen Gemeinschaft nebenher, welche sich Anerkennung erzwangen durch hervorragende Verdienste, welche sie dem Staate in Rücksicht auf seine Erhaltung und sein Wohlergehen leisteten. Es verhält sich bezüglich dieser sich so scharf gegenüberstehenden Verhältnisse auf geistigem Gebiete wie mit den Erscheinungen der ganzen planetarischen Entwickelungsgeschichte. Wie wir zu zeiten auf dem Gebiete der Urwelt tropische Wälder neben großen sich ausdehnenden Gletscherstrecken vorfinden, so finden wir in der Urzeit neben den unsittlichsten Ausartungen des menschlichen Naturells sonderbarerweise andererseits eine Uebertriebenheit und Ueberschwenglichkeit aller derjenigen sittlichern Gefühle, die sich in Bezug auf Geselligkeit und Familienleben früh entwickeln konnten. Kein Wunder daher, daß die natürliche Anhänglichkeit an den Häuptling des staatlichen Stammes in der Urzeit den Charakter einer sklavischen Unterwürfigkeit und übertriebenen Verehrung annahm, die an Vergötterung grenzte und wahrscheinlich ursprünglich bei weitem das Maß dessen übertraf, was wir heute noch darunter verstehen.* Das aber eben ist das specifische Charakteristicum der Urzeit, daß sie die natürlichen Grundgefühle (die noch ursprünglich unter dem tiefsten Einflusse physiologischer Abhängigkeit, d. h. in der Form des Instincts auftraten) in den mächtigsten und, wenn wir so sagen dürfen, granitensten Formen zum Ausdrucke brachte; gleichzeitig aber damit die wunderbarsten Contraste nebeneinanderstellte, deren Nachbarschaft nur demjenigen einleuchtet, der die im großen wirkenden Bedingungen der Urzeit überhaupt klar ins Auge zu fassen im Stande ist. In der That, wie die Steinkohlenwälder neben die Gletscher, so tritt der

* Gibt es doch noch heute eine Reihe von Völkern, welche ihre Oberhäupter des Staates für „höhere Wesen" ansehen. (Vgl. Drittes Buch.)

wilde Kannibalismus der Urzeit neben die ſklaviſche Verehrung und Achtung, ja, wie wir ſehen werden, neben die tiefſte, furchtvollſte Hingabe der ganzen Stammgemeinſchaft an den Häuptling und ſtaatlichen Herrſcher. So war die Anhänglichkeit an den Mittelpunkt, oder, wenn wir wollen, an den *ſtaatlichen Kryſtalliſationspunkt*, welchen uns die Stammälteſten und die heroiſchen Führer der Urſtaaten repräſentiren, eine in der That urſprünglich ſehr innige, wenn ſich dieſelbe auch unter den verſchiedenen durch Arbeitstheilung entwickelten Staatskaſten verſchiedentlich abſtufte. Während bei den gedrückten Staatskaſten dieſe Anhänglichkeit an die Gefühle der ſklaviſchen Unterwürfigkeit gebunden war, ging ſie bei der dem Häuptlinge ebenbürtigen Kriegerkaſte mehr vom Gefühle der inſtinctiven *Anerkennung* aus; dennoch aber war die Art der Hingebung an das Beiſpiel des Häuptlings auch von dieſer Seite eine ſehr weit reichende, und ſo das Herrſcherthum, hatte es ſich einmal durch heroiſche Thaten befeſtigt, in der Urzeit ein völlig unumſchränktes und abſolut durchgreifendes. Wie hervorgehoben, war die in tiefſklaviſcher Weiſe bewieſene Anhänglichkeit an den Stammhäuptling in pſychologiſcher Beziehung noch geleitet von einem dumpfen Inſtinct, welcher zugleich durch die roheſten, halbthieriſchen Gewaltmittel beherrſcht wurde. Allein dieſe noch inſtinctive, halbthieriſche Art furchtvoller Abhängigkeit von der herrſchenden, natürlichen Gewalt macht uns allein den Grad von Aufmerkſamkeit erklärlich, mit dem die einzelnen dem Beiſpiele des Häuptlings durch ſtrenge *Nachahmung* zu folgen ſuchten, um ſich hiermit zugleich von ihm in träger Einfalt leiten zu laſſen. Nur die inſtinctive Vermittelung, die noch im Spiele war, erklärt uns den urſprünglich ſo großen Einfluß der herrſchenden willkürlichen Gewalt und den Antrieb zur Nachahmung, den der Häuptling, ähnlich wie in der Heerde, ſo noch mehr in einer urſtaatlichen Menſchengemeinde, auszuüben vermochte, ſodaß, wie wir in der Folge ſehen werden, ſelbſt die vom Führer der Gemeinſchaft aufgenommenen Gebräuche und Gewohnheiten, ja

sogar die sprachlichen Laute demselben und seinem Anhange unwillkürlich nachgeahmt und so auf die übrigen objectiv übertragen und verbreitet wurden. (Vgl. das folgende Kapitel.) So, sehen wir, mußte der herrschende Führer und Stammälteste der urstaatlichen Gemeinschaft in jeder Beziehung bedeutend hervorragen, denn er wurde, wie wir genauer sehen werden, zum Centrum der vielseitigsten Fortbildungen der Gewohnheiten und sittlichen Entwickelung. Er wurde gleichsam der individuelle Knoten- und Durchkreuzungspunkt der Stammgemeinde, der in der vielseitigsten Weise als Vermittler und Ausgleichungsfactor wirkte und sich so als natürlicher Krystallisationspunkt darstellte, um welchen sich die verschiedensten Processe sittlicher Fortbildung und geistiger Veredlung consolidirten.

Es wird nun in der Folge unsere Aufgabe werden, den eigentlichen Entwickelungen, welche sich in der urstaatlichen Gemeinde vollzogen, im einzelnen zu folgen, und wir werden bei dieser Gelegenheit sehen, wie sich eine Reihe von Processen an jene natürlichen Mittelpunkte der Staatsführer und Gemeindeführer anlehnte.

Wir haben im Vorstehenden die wesentlichsten Keime und Bedingungen hervorgehoben, die vorhanden sein mußten, um bestimmte Gewohnheiten, Sitten und sittliche Gefühle, die zugleich in der engern Familiengemeinschaft entstanden (innerhalb deren ja fast alle höhern Thiere bereits deutlich gewisse sittliche Gefühle der Dankbarkeit, des Beistandes, der Pflege und des gegenseitigen Wohlwollens entwickeln), auch in der größern Gemeinde und Staatsgemeinschaft zu objectiver durchgreifender Geltung zu bringen. Wir haben schon früher dargethan, daß die Entwickelung sittlicher Anlagen und die Fortbildung aller tiefern Gefühle, sie mögen einen Charakter haben welchen sie wollen, nur dann in höherm Maße statthaben, wenn in hinreichender Weise ein bestimmteres Gleichgewicht zwischen den tiefern Mitgefühlen und den edeln Selbstgefühlen ausgebildet erscheint. Innig geht ferner die Entwickelung von Sitte und Gewohnheit Hand in Hand mit der tiefern Entwickelung der Arbeitstheilung des Staates überhaupt. Der Schwerpunkt des Staates aber und zugleich der Krystallisationspunkt für die Fortbildung aller aufkeimenden Sitten fällt zusammen

mit dem durch die ſtaatliche Arbeitstheilung an die Spitze des Ganzen geſchobenen Führer und *Aelteſten des Stammes* oder Staates. Nicht nur, daß dieſer Führer als Heros die ganze engere Gemeinſchaft äußerlich feſt zuſammenhält, ſondern derſelbe übt zugleich durch ſeine Macht und Gewalt einen *bildenden erziehungsthätigen* Einfluß auf alle Glieder dadurch, daß er, geſtützt auf ſeine Achtung und ſeinen Reſpect, die Aufmerkſamkeit aller auf ſich concentrirt, und ſich ſo zum tonangebenden Machthaber vieler Gewohnheiten und Gebräuche macht. Alle Augen der Staatsglieder ſind gezwungen dem Haupte zu folgen, und alle einzelnen ſind in der Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt gefeſſelt. Da die eigenthümlichen Gebräuche des prädominirenden Individuums ſeinem beſtimmten Naturell und Charakter gemäß eine gewiſſe Conſtanz und Richtung haben, ſo gewöhnt ſich auch das Erinnerungsvermögen aller ihn Beobachtenden in eine ſtetige Richtung hinein. Es ſtärkt ſich ſomit das Gedächtniß, daſſelbe beginnt ſich lebhafter zu entwickeln und wird ſo ein Unterſtützungsmittel, um die geiſtig tiefern Fähigkeiten zu fördern und mehr in den Vordergrund zu ziehen, als das bei dem ſubjectiv wirren Durcheinander des wechſelſüchtigen Heerdenlebens möglich war. Nur erſt dadurch, daß das äußere Durcheinander des Thuns und Laſſens des Heerdenlebens völlig in der Weiſe gehemmt und eingeſchränkt wird, wie es im ſtaatlichen Leben der Fall iſt, treten die feinern und tiefern charakteriſtiſchen Züge der Handlungsweiſe aller einzelnen Glieder deutlicher in den Vordergrund, und gewinnen zugleich einen ähnlichen, und innerhalb einer engern Gemeinſchaft einen typiſchen übereinſtimmenden Ausdruck. Am meiſten typiſch indeſſen erſcheint uns dieſer Ausdruck in dem Betragen und in den Gewohnheiten der hervorragenden Führer, dieſe werden daher in der That zugleich in Bezug auf viele Uſancen, Gebräuche und Sitten die tonangebenden Häupter, ihnen folgt unwillkürlich die Aufmerkſamkeit und Nachahmung aller. Die Führer des Stammes ſind daher auch die Träger und Verbreiter der übereinſtimmenden Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche des Volkes, ohne ſie läßt ſich die objective Sitte innerhalb einer größern Gemeinſchaft nicht denken. Freilich müſſen wir beachten, daß auch dieſe hervorragenden *Träger der Sitte* nur die ſittlichen und gewohnheitsmäßigen Eigenſchaften, die ſie zur Schau tragen, gewinnen durch Wechſelwirkung mit den übrigen Gliedern der Gemeinde; dieſe Wechſelwirkung kommt indeſſen den einzelnen Gliedern eben nur in Rückſicht auf den hervorragenden typiſchen Mittelpunkt zum gemeinſamen Bewußtſein. Die Verbreitung und urſprüngliche Ausbildung der Sitten ſchließt ſomit einen Proceß ein, in dem *keine beſtimmte Abſicht* einzelner Glieder, auch nicht die des hervorragendſten

Gleich zuerst, wenn gleich letztere als Entwicklungsstufe in dieser Hinsicht zu bedeutende Rolle spielt. Wenn wir uns diese Bedingungen im Auge behalten, so wird es uns leicht werden, die verschiedenen Ansichten über den Ursprung der Sitten aufgestellt sind, richtig zu beurtheilen. Eine der neuesten Arbeiten, die uns über diesen Gegenstand vorliegt, ist die von Moriz Lazarus: „Ueber den Ursprung der Sitten", Vortrag, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern, abgedruckt in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie" (Bd. 1, S. 437 fg.). Der Verfasser sagt S. 446 in Bezug hierauf: „Weder eine Belehrung durch Götter, noch eine (absichtliche) Unterweisung durch Heroen, weder irgendeine Ueberlieferung überhaupt, noch auch eine freie Erfindung (der Sitten) stimmt mit den Thatsachen und den erkannten Gesetzen der psychischen Entwickelung überein." Die Ausbildung dessen, was wir Sitte nennen, fällt in eine Zeit, da alles Geschehene noch unter der Wirkung tief instinctiver Wechselwirkung stand und von einem freien Bewußtsein keine Rede sein konnte. Wir stimmen daher Lazarus mit vollster Ueberzeugung bei, wenn er weiterhin fortfährt: „Keine bestimmte Vorstellung, keine concrete Anschauung ist dem Menschen angeboren, keine bestimmte Idee, kein Willensact, überhaupt kein gegebener Inhalt. Vielmehr können wir ziemlich genau den Gang und die Stufen der Entwickelung aller derjenigen Ideen, welche man sonst für angeboren gehalten hat, nachweisen; wir kennen und beobachten die psychischen Elemente, aus denen die Ideen als Resultate allmählich hervorgehen." Unsere folgenden Entwickelungen werden uns mehr und mehr Gelegenheit geben, die Wahrheit dieses Satzes zu erweisen. Lazarus spricht ferner in seiner geistvollen Abhandlung den Satz aus (S. 450): „Man kann geradezu sagen: des Menschen Sitte fängt da an, wo sein Instinct aufhört." Die Wahrheit dieses Satzes läßt sich erweisen, sobald wir zugleich den Begriff des Instincts richtig definiren. In Bezug auf den Instinct hat Hering jüngst in einem Vortrage der Jahressitzung der wiener Akademie der Wissenschaften den Satz ausgesprochen, daß sich derselbe sammt dem ihm eigenthümlichen Erinnerungsvermögen durch das ganze Gebiet der organischen Schöpfung von den Urzellen an hindurchzieht. „Hunger und Generationstrieb (als Instincte) bewegten schon die ältesten und einfachsten Formen der organischen Welt, für sie und für die Mittel, sie zu stillen, hat darum auch die organische Substanz das stärkste Gedächtniß, und die hieraus entspringenden Triebe und Instincte erfassen noch heute selbst den Menschen mit der Macht einer Elementargewalt." Hering sucht den Instinct aus dem sich ver-

erbenden Reproductionsvermögen herzuleiten, und er ſagt an einer andern Stelle: „Man pflegt überraſchende Leiſtungen der Thiere als Aeußerungen des Inſtincts anzuſehen, und die naturphiloſophiſche Myſtik hat ſich mit Vorliebe mit dem Thema der Inſtincte befaßt. Betrachtet man aber den Inſtinct als Aeußerung des Gedächtniſſes und Reproductionsvermögens, ſo wird der Inſtinct ſogleich verſtändlich.“ Der Verfaſſer führt das an einer Reihe von Beiſpielen durch und zeigt, wie ſich durch Erblichkeit und vertauſendfachte Wiederholungen derſelben Sache von ſeiten der Voräldern die Inſtincte der Nachkommen befeſtigen können. Daß indeſſen mit dem Inſtinct, als Aeußerung gleichmäßiger geiſtiger Reproductionskraft, gleichzeitig auch die Ausbildung eines hervortretenden Vermögens erfinderiſcher Combination nebenhergeht, beweiſt uns eine große Reihe der verſchiedenſten Beiſpiele ſelbſt aus der niedern Thierwelt. Deshalb ſagt Huber mit Recht, „eine kleine Doſis freierer Seelenthätigkeit wirkt ſchon mit bei den Inſtincthandlungen“. Die Thiere ſind keine ausſchließlich und unabläßlich vom Inſtinct getriebenen Maſchinen. Auch ſie bedürfen bereits in vieler Hinſicht einer frei wählenden Intelligenz zur Ausführung ihrer Triebe. Die Bienen müſſen von gewiſſen Vorſtellungen geleitet ſein; denn ſie ſammeln den Honig mit großer Auswahl nur auf den dazu tauglichen Blumen. „Deshalb wechſeln die Thiere nicht ſelten mit einer vom Inſtinct freigelaſſenen Unterſcheidung in der Wahl der Mittel und in der freien Berückſichtigung der Umſtände. Ein amerikaniſcher Fliegenſchnapper hat ſich den Namen eines Politikers dadurch zugezogen, daß er zu ſeinem Neſtbau jetzt gern Papierſchnitzel von Zeitungen verbraucht, die er in der Vorzeit niemals beſaß. Eine Holzraupe, die ſonſt Rindenſtücke zu ihrem Geſpinſte verarbeitete, nahm, in eine Schachtel geſperrt, in praktiſcher Weiſe Spänchen von dieſer zum Bau. Wenn eine Spinne ein Gewebe über einen Weg zieht, an deſſen Seiten ihr Sträuche die nöthigen Anhaltepunkte für ihr Netz darbieten, ſo fehlt ihr bisweilen ein Haltpunkt in der Mitte des Netzes, ohne den das Netz vom Lufthauche hin- und hergetrieben wird. Die Spinne weiß ſich zu helfen. An einem Faden läßt ſie ſich aus der Mitte des Netzes zur Erde, umwickelt einen Stein und zieht nun zum Netze zurückkehrend den Faden ſtraff an. Durch Höherlegung des Steines ließ ſich dieſes wunderſame Schauſpiel des Netzſpannens leicht wiederholen.“ (Bona Meyer, „Ueber das Weſen des Inſtincts und ſein Verhältniß zur Intelligenz“; vergleiche ferner die Arbeiten von Wundt und den Artikel „Ueber Inſtinct“ von Hermann Lotze in Wagner's „Phyſiologiſchem Lexikon“.) Auch der Menſch wird offenbar nur durch die allgemeinſten Inſtincte, durch

Hunger und Generationstrieb dazu gedrängt, in den „staatlichen Instinct" zu verfallen, d. h. allmählich die staatliche Form der Lebensverhältnisse, da sie sich bewährt, instinctiv zu befestigen. Es liegt aber im Wesen des Staates, zugleich dem Individuum die Mittel zu gewähren, sich über die Stufe des engern unfreien Instincts zu einem neuen erweiterten Instinct zu erheben, durch welchen sich anfänglich noch eine Reihe von Gewohnheiten und Sitten verwirklicht, die sich später erst zur freien Sitte steigern. Die Reproduction, durch welche sich der Instinct kundgibt, wurde, wie wir sahen, gesteigert durch die Krystallisations- und Mittelpunkte der staatlichen Verbände, die über alle Häupter und Familienväter genügend und respectvoll hervorragten und so zum Gegenstande allgemeiner Achtung und zum Fixationspunkte der Erinnerung und Aufmerksamkeit gemacht werden, sodaß der hin- und herirrende Unterscheidungssinn hiermit feste Anhaltepunkte gewann, von denen aus er sich stets von neuem objectiv orientiren konnte. Mit dieser objectiven Orientirungsmöglichkeit und dem stets von neuem angezogenen Hinblick auf die stetige Thätigkeit des tonangebenden Führers erfolgt zugleich die Befestigung des Reproductionsvermögens auch bezüglich tieferer menschlicher Anlagen, und in keinem Punkte werden wir die hierdurch gewährte Stütze der stärkenden Erinnerungsthätigkeit mehr zu bewundern haben wie bei der Sprache. Auch die Sprache übt und lernt der Mensch, wie wir sogleich sehen werden, anfänglich noch instinctiv, allein gerade an der Hand der Stütze, die ihm dieselbe gewährt, erhebt und läutert sich der Geist beträchtlich, und mit ihr hebt sich der Instinct und die Reproductionsfähigkeit in eine höhere und freiere Sphäre, innerhalb deren die Gewohnheiten und Gebräuche allein zur freiern Sitte werden. Auch Lazarus erkennt die Nützlichkeit der Steigerung der Erinnerungsfähigkeit bezüglich der Ausbildung der Sitte in der bestimmtesten Weise an: „Mit Hülfe der Wiederholung, sowol der ursprünglichen Begehrung als der Ereignisse und deren Vorstellung nebst den daraus folgenden Gefühlen und Handlungen, hat sich die Sitte gebildet." Daß aber die strengere und gleichmäßigere Wiederholung besser möglich wurde im einheitlichen staatlichen Verbande als in der losen, sich äußerlich oft verwirrenden Heerde, ist einleuchtend, und so erklärt es sich, weshalb die staatliche Einigung die Instincte und Triebe vermehrt und erhöht und sie durch Läuterung in eine freiere Sphäre erhebt. So konnten Mitgefühle und Selbstgefühle, die anfänglich noch unter dem allertiefsten Einflusse des Instincts standen, sich allmählich zur freiern Liebe und zum Selbstbewußtsein steigern; allein bis zu dieser Steigerung hatte die Entwickelung des Geisteslebens noch eine große Reihe von Stufen zu

durchlaufen und zugleich äußere Stützpunkte und Hülfsmittel zu gewinnen, die wir in der Folge der Reihe nach aufzusuchen haben. Was die Geschichte der Sitten und die Ansichten der philosophischen Schriftsteller über das Wesen und die Bedeutung der Sitten anlangt, so verweisen wir auf das umfangreiche Werk von Lecky: „Die Sittengeschichte Europas." Schließlich bleibt uns noch mit Rücksicht auf die im Texte gegebenen Hinweisungen bezüglich der im Urstaate entstehenden regierenden Gewalt die Frage zu beantworten: Ob die Regierung in frühester Zeit ein monarchistisches oder republikanisches Gepräge trug. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir vorerst erwähnen, daß ursprünglich von einer Erblichkeit der regierenden Gewalt (wie noch heute die Verhältnisse unserer Naturvölker beweisen) nicht geredet werden konnte, da nur die Stärksten und Fähigsten (nicht ursprünglich die Stammältesten) sich an der Spitze des Staates zu behaupten wußten, und hinsichtlich dieser Talente keine strenge Erblichkeit existirte. Erst in einer viel spätern Zeit traten unter vielen Culturvölkern an Stelle der „Stärksten" die durch das Altersvorrecht der vornehmsten Staatsfamilien berechtigten Führer, und erst daran schloß sich mit der Zeit das Recht der Regierungserblichkeit innerhalb der vornehmsten Staatsfamilie, ein Recht, das durch das später entstehende Priesterthum, welches der herrschenden Gewalt zur Seite trat, sich hier und da auch mit ihr vermischte und verband, wesentlich gestützt und gefördert wurde. Aber auch von einer sogenannten Wahlmonarchie und einer Republik, nach welcher die oberste Gewalt durch Wahl vergeben wird, war im streng aristokratisch geordneten Urstaate nicht die Rede. Wie es ursprünglich noch keine freie Sitte gab, so gab es auch noch keine freie Wahl in Bezug auf das Staatsoberhaupt. Die Wahl ist wie die freie Sitte erst eine Erscheinung der spätern geschichtlichen Zeit. Das Recht um die Herrschaft war im Urstaate unter den Vornehmsten ursprünglich stets ein Kampf, der nur dann umgangen wurde, wenn das Uebergewicht eines einzelnen so hervorragend war unter den Vornehmsten, daß kein Streit um seine natürliche Herrschaftsberechtigung entbrennen konnte. Daß die Herrscherwahl dennoch älter ist als die Erbfolge, beweisen uns wiederum die tiefern Naturvölker.

4.

Die urſprüngliche Entwickelung der Sprache.

Läßt ſich die Frage nach der Sprache des Urmenſchen beantworten? — Die Annahme einer urſprünglichen Sprachvollkommenheit, der ſpäter eine allgemeine Sprachverwirrung folgte, iſt eine Dichtung. — Die Sprache unter den Thieren. — Die Vögel treten bezüglich der Sprachbegabung dem Menſchen am meiſten nahe. — Die Entwickelung der Urſachen dieſer merkwürdigen Erſcheinung. — Die höhere Ausbildung der Handgeſchicklichkeit, und das dadurch veranlaßte Aufrechtgehen, wird Stütze zur Verfeinerung des Ausathmens und der artikulirten Stimmgebung. — Der Unterſchied zwiſchen menſchlicher und thieriſcher Sprache. — Die menſchliche Sprache wird ein Mittel zur Verſchärfung der Unterſcheidung und dient dem Aufſchwunge der Intelligenz. — Die unvollkommenen Mittheilungsarten auf der unterſten Sprachſtufe und die anfängliche Verwirrung der Beziehungsweiſe auf der ſogenannten charakteriſirenden Stufe. — Der Werth der Nachahmung menſchlicher Laute und die Bedeutungsloſigkeit der Nachahmung von Naturklängen zur Fixirung übereinſtimmender Wurzeln. — Die pſychologiſchen und phyſiologiſchen Gründe, welche die urſprüngliche Bedeutungsloſigkeit der Nachahmung von Naturklängen und Thiertönen rechtfertigen. — Die Führer der Gemeinſchaft als hervorragende Stützen bezüglich übereinſtimmender Entwickelung menſchlicher Ton- und Lautnachahmung, und das ſich bildende Allgemeinverſtändniß. — Der Werth und die Vortheile des zur Uebereinſtimmung gezogenen objectiven Sprachproceſſes. — Die früheſte Bildung von übereinſtimmenden Wurzellauten bezog ſich auf Objecte und wahrgenommene Thätigkeiten der nächſten Umgebung im Familien- und Gemeindeleben. — Die erſten allgemeinverſtändlichen Sprachwurzeln auf der charakteriſirenden Stufe. — Das Weſen der Sprache und ſeine vorzugsweiſe Beziehung zur Stärkung der Erinnerungsanlagen im Geiſte.

Wenn wir uns in Rückſicht auf den heutigen Stand der Wiſſenſchaft die wichtige Frage vorlegen, ob der Urmenſch, über

deſſen Naturell wir geſprochen haben, und deſſen urſprüngliche Anlagen, wie wir ſahen, zugleich geſchickt genug waren, die Bahnen des Thierſtaates nicht nur zu betreten, ſondern dieſelben fortzubilden, ob dieſer immerhin noch wild geartete Urmenſch urſprünglich ſchon geſprochen habe, ſo könnte es auf den erſten Blick ſchwierig ſcheinen, dieſe Frage befriedigend zu beantworten. Allein es war im Grunde die gleiche Schwierigkeit, die uns entgegentrat, als wir uns bemühten nachzuforſchen, ob der Urmenſch urſprünglich ſchon Sitten beſaß. Wie war es möglich geweſen auszumachen, inwieweit, und aus welchem Grunde, die früheſte menſchliche Geſellſchaft ſich urſprünglich in die Verhältniſſe des ſtaatlichen familiären Zuſammenlebens hineinfand? Die vorhergehenden allgemeinen Erörterungen über den Kampf, die Entwickelung des organiſchen Lebens und die pſychologiſche Analyſe des allgemeinen Grundcharakters des Urmenſchen mit vergleichender Rückſicht auf das ſociale Leben der höhern Thierarten, welche dem Menſchen nahe ſtanden, gaben uns die Mittel an die Hand, dieſe Schwierigkeiten zu löſen. Wir erkannten, daß der Menſch durch Charakter und Naturell urſprüngliche Anlagen mitbrachte, die ihn im Kampfe ums Daſein dahin führten, der ſtärkern phyſiſchen Kraft der Raubthiere *nicht auszuweichen, ſondern ſich hiergegen durch Organiſation zu ſchützen und zu vertheidigen, indem er eben die in Rückſicht auf dieſen Zweck vollzogene Arbeitstheilung, d. h. den Staat verwirklichte.* So zweifellos ſich nun an der Hand der Thatſachen im Hinblick auf die gegebenen Bedingungen dieſe ſchwierigen Fragen löſen ließen, ſo zweifellos läßt ſich die oben geſtellte Frage nach der Sprache des Urmenſchen beantworten.

Die Zeiten liegen nun wol glücklich hinter uns, wo wir von einer Art von Urſprache träumten, die, *vollkommener* wie die ſpätern Sprachen, den Menſchen in ein ſprachliches Eden verſetzte, aus dem er vertrieben, plötzlich in die babyloniſche Sprachverwirrung und Sprachentartung gefallen ſei, eine Entartung, von der man

annahm, daß das Gemisch unserer heutigen Sprachen die letzten Ueberbleibsel derselben darstellte. Die vollkommene Sprache der Urzeit ist, wie das geträumte Paradies, im Hinblick auf die ganze planetarische Entwickelungsgeschichte nur eine liebenswürdige Fabel, die uns stets vielleicht daran erinnert, wie es hätte sein können, nicht aber wie es thatsächlich gewesen. Glücklich die Zeit, welche den Muth erwirbt, den nackten trostlosen Thatsachen ins Angesicht zu blicken, um aus ihnen eine treue Belehrung zu schöpfen! Sagen wir daher kurz allen denjenigen Philologen, die, durch ihre Studien eingesponnen in mythologische Träume, zu solchen sonderbaren Vorstellungen leichter angeleitet werden wie der auf Thatsachen fußende Naturhistoriker: daß die sprachliche Vollkommenheitsstufe der Urzeit nur eine Dichtung ist. Auch die Zeit aber ist rasch vorübergerauscht, in der man es versuchte den Thieren jede Sprachfähigkeit abzustreiten, um dem Menschen allein dieses Vorrecht zu vindiciren. Wissen wir zwar, daß nur der Mensch die Sprache im vollgültigen Sinne des Worts entwickelte, so wissen wir heute doch andererseits, daß die Sprachfähigkeit als solche bereits allen höhern Thieren bis zum gewissen Grade zugesprochen werden muß, und gehen wir bis zur Geberdensprache herab, so kommt dieselbe bereits in sehr hohem Grade entwickelt schon der staatlich lebenden Insektenwelt zu. Auch hier, sehen wir, hängt die Entwickelungsgeschichte des Menschen, wie in allen übrigen Processen, wie wir nachzuweisen haben, mit der Thierwelt innig zusammen, und an allen Punkten, wo eine höhere Entwickelung anhebt, wird es gelten, ihre Wurzeln und Verzweigungen bis in die Thierwelt hinein zu verfolgen, damit wir so von Ursprung an die Geschichte jedes speciellen Entwickelungszweiges genau übersehen können. Fassen wir den Begriff Sprache vorerst ganz allgemein als eine Mittheilung durch bestimmte äußere Merkzeichen und Bewegungen (seien diese Bewegungen Hand- oder Körperbewegungen der verschiedensten Art, oder Bewegungen des Brustkastens, um Laute und Töne durch die Luftröhre auszustoßen),

ſo leuchtet von vornherein ein, daß das Vermögen zu dieſer Mittheilungsform faſt allen höher entwickelten Thieren mehr oder weniger zugeſprochen werden muß. Alle höhern Thierarten kennen und üben die ſich auf beſtimmte Bewegungen ſtützende Geberdenſprache und ſtehen zugleich auf der Stufe, auf der ſie ſich durch unmittelbare Empfindungslaute, d. h. Interjectionen verſtändigen. Das ganze geſellige Zuſammenleben der Thiere, ſowol im Familien- wie im Heerdenleben, beruht ja eben nur auf der Wechſelwirkung von verſtändlichen Bewegungen, die auf übereinſtimmende Empfindungen zurückweiſen, und kein geſelliger Zuſammenhang kann überhaupt ohne die Grundlage dieſer Uebereinſtimmung und deren Innewerden durch Mittheilung irgendwelcher Art gedacht werden. Allein unter Sprache im engern Sinne verſtehen wir im Grunde doch nur die Mittheilungsfähigkeit durch Töne und Laute, d. h. die Mittheilung durch Bruſt- und Stimmbewegung, und es iſt ſonderbar, daß hinſichtlich eben dieſer Fähigkeit in der Thierwelt es gerade die Vögel ſind, die dem Menſchen am meiſten nahe treten. Auch der Affe in ſeinem geſelligen Heerdenkreiſe übt bei ſeiner Lebendigkeit und Beweglichkeit, beſonders des Mienenſpiels, in hohem Grade die Geberdenſprache ebenſo wie die Interjectionsſprache durch Laute ganz außerordentlich, allein er erwirbt dennoch nicht die Fähigkeit, welche ſo viele Vogelarten beſitzen, nämlich anhaltend eine Reihe von Lauten und Tönen in artikulirter, abgeſtufter Weiſe zu reproduciren und zu modificiren, ſodaß dieſelben in der verſchiedenſten Weiſe zum beſtimmtern Verſtändigungs- und Mittheilungsmittel verwendet werden können. Wer es einmal verſucht, die Vögel in ihren oft ſo anzüglichen Gewohnheiten zu belauſchen, dem wird nicht entgangen ſein, wie vielerlei verſchiedene Töne und Stimmklänge dieſe Thiere erzeugen, um beſtimmte Gefühle zum Ausdruck und zur Mittheilung zu bringen. Da finden wir ganz deutlich gekennzeichnete Laute der Freude und der Neigung neben beſtimmten Angſt- und Schreckenslauten, wir hören und erkennen den Ton, mit dem die Mutter ihre

Kinder um sich sammelt, sobald sie ihnen Nahrung zubringen kann, wir nehmen ferner den Lockton des Männchens wahr, sobald es sich zu paaren beabsichtigt, und bei den Singvögeln belauschen wir die Reihe schön modulirter Tongänge in der Zeit, wo der Frühling die Geschlechter zur Begattung treibt. Wie weit stehen hiergegen die viel höher organisirten Affen mit ihren undeutlichen, halb grunzenden Gurgeltönen zurück, und wie wenig können sich alle höhern Thiere in dieser Beziehung mit den fröhlichen Bewohnern und Sängern der Lüfte messen. Unter den Deciduatenarten ist es keine einzige Gattung, die auch nur annähernderweise hinsichtlich der Stimmbefähigung das leistete, was uns die so viel tiefer stehenden Vögel bieten. Es ist daher in der That auffallend, daß gerade in dieser Hinsicht der Mensch so bedeutend über die höhern thierischen Geschlechter hervorragt, um sich den Vögeln und ihrer hohen Tonbegabung so völlig anzuschließen. Worin liegt die Bedingung zu dieser äußern Aehnlichkeit?

Der Uebergang aus dem Heerdenleben in den Staatsverband forderte, wie wir sahen, innere Bedingungen des Naturells und des Charakters, hier indessen scheinen äußere physiologische Vehikel und bestimmte Unterstützungsmittel zu Grunde zu liegen, die als somatische Fähigkeiten den Umständen zu Hülfe kommen, um dem Menschen die Mittel zu gewähren, sich hinsichtlich dieser Anlagen emporzuschwingen. Allein wie konnte sich die höhere Anlage hierzu in körperlicher Beziehung erzeugen und vorbilden, wie konnte dem Menschen gerade diese äußere Stütze erwachsen, da doch allen übrigen Stammverwandten und Deciduaten gerade in dieser Hinsicht jede Befähigung abzugehen scheint?

Alle Deciduatenarten, sahen wir, zeichneten sich durch hohe Intelligenz aus, und betrachten wir den Urmenschen im Zusammenhange mit der höhern Thierwelt, so dürfte es scheinen, als sei ihm in der Sinnesbefähigung dieser oder jener Zweig seiner Mitbewerber sehr überlegen gewesen. Geruch, Gehör und Gesicht einzelner Raub-

thierarten scheinen in jeder Beziehung schärfer, und wir haben nur nöthig, uns der Spürfähigkeit der hundeartigen Raubthiere und der „luchsartigen" Augen der Katzenarten zu erinnern, um rasch zu erkennen, daß nach dieser Seite ein Uebergewicht des Menschen ursprünglich nicht vorhanden war. Am ehesten dürfen wir vielleicht unter den Sinnen das Gehör in Bezug auf den Menschen in Anschlag bringen, allein auch hier scheint das Uebergewicht, gegenüber den übrigen Deciduatenarten, nur erst eine Folge einer spätern feinern Durchbildung zu sein, nachdem von anderer Seite her dem Urmenschen Hülfsmittel zugewachsen waren, welche ihm eine freiere und feinere Ausbildung desselben ermöglichten. Aber auch das Gehör der Raubthiere ist nicht schlecht zu nennen, wenn es auch bei weitem nicht so scharf ist wie das einiger Nagethierarten, die in Bezug auf Feinhörigkeit ganz gewiß das selbst gebildete und entwickelte Ohr des Menschen übertreffen. Das ursprüngliche Uebergewicht des Menschen in somatischer Beziehung liegt also nicht auf seiten der höhern Sinne, wohl aber hinsichtlich einer eigenthümlichen Ausbildung des Tastsinnes in den Händen. Es ist die feinere Handgeschicklichkeit, d. h. die Feinfühligkeit der Extremitäten überhaupt, die der Mensch von vornherein mit den Affen theilt und die für ihn eine Entwickelungsanlage in sich schließt, auf die wir bei Gelegenheit der Sprachentwickelung unser ganzes Augenmerk zu richten haben. Welche Rolle im Entwickelungsleben des Menschen die Handgeschicklichkeit überhaupt spielt, das werden wir in der Folge noch genauer übersehen lernen, allein schon hier sind wir gezwungen, uns die Frage vorzulegen: wie es gekommen sein mag, daß die Affen die ebenso große angeborene Anlage ihrer Hand- und Fußentwickelung neben dem Menschen nicht in der gleichen oder ähnlichen Weise wie dieser fortgebildet haben?

Schon der Umstand, daß innerhalb des losen Heerdenlebens, in dem sich die meisten Affenarten herumtreiben, keine Fortbildung einzelner Organe in dem Grade statthaben kann wie im organi-

sirten, durch specifische Arbeitstheilung gestützten Staatsleben, würde uns der Beantwortung dieser Frage näher bringen. Allein dieser Erklärungsgrund genügt noch nicht, denn immerhin müssen wir zugestehen, daß die Affen in ihrer Art ihre Hände und Füße zur Genüge zu gebrauchen wissen, ja die Füße wissen sie sogar im ganzen genommen noch besser wie der Mensch zu handhaben. Aber dennoch, der Mensch, der ursprünglich in den engern, durch Arbeitstheilung gestützten Staatsverband tritt, bildet die Anlagen der Hand nicht nur gesammelter und nach bestimmterer Richtung hin constanter fort, sondern er bildet diese Anlagen in Bezug auf die den andern Thierarten und Mitbewerbern gegenüber eingenommene Position, wie wir später sehen werden, höher und eigenthümlicher aus. Die Affen flüchten vor den großen Raubthieren, oder lassen sich doch mit ihnen nicht offen und gern in einen Kampf ein, sie erklettern scheu die Bäume, und da sie sich zugleich gewöhnen mußten, hier auch ihre Nahrung zu sammeln, verwenden sie ihre Gliedmaßen ganz im Sinne ihrer Arterhaltung. Der Mensch dagegen stellt sich wie man sagt den Raubthieren, er fordert diese kühn heraus oder scheut doch mit ihnen keinen Kampf. Die Raubthiere suchen im Kampfe dem Menschen gegenüber ihr mächtiges Gebiß zur Geltung zu bringen, der Urmensch hingegen konnte ein ähnliches Gebiß ihnen bei seinem ursprünglichen Zahnbau nur bis zu gewissem Grade entgegenstellen. Daß der Urmensch die auch ihm bis zu gewissem Grade zukommende Waffe des Gebisses nicht gescheut hat, dürfen wir in jeder Beziehung annehmen, und der weit verbreitete Kannibalismus der Urzeit ist uns Beweis genug, daß ihm gewiß nicht jede Stärke des Gebisses ursprünglich gemangelt hat. Allein diese Stärke des Gebisses genügte in Bezug auf die stärkern Raubthiere keineswegs, sondern er mußte sich gleichzeitig noch mit andern Mitteln zu Hülfe kommen, wollte er der gefährlich andringenden Macht von dieser Seite genügend standhalten. So lag es nahe, daß der Urmensch ganz unwillkürlich auch die große Gelenkigkeit des Arms

und der Hände zu benutzen ſuchte, um ſich kräftig genug zu vertheidigen. Hiermit aber mußte er in ähnlicher Weiſe, wie das auch vom Gorilla von Reiſenden berichtet wird, zum Kampfe die Arme freimachen und ſich aufrichten. Von hier aus überſehen wir nun leicht, daß, wenn auch dem Urmenſchen ebenſo wenig wie unſern Kindern (die ſich auf allen vier Gliedmaßen urſprünglich fortzubewegen ſuchen, bevor ſie laufen lernen), der aufrechte Gang etwas Angeborenes geweſen zu ſein brauchte, dennoch die aufrechte Kampfſtellung durch den permanenten Kampf, in welchen er verwickelt war, ohnehin ſehr raſch von ihm zur andern Natur gemacht werden mußte. Bedenken wir ferner, daß der Urmenſch zur Zeit, da es ihm noch an jeder Waffe mangelte, nicht nur genöthigt war, ſich bei etwaigem Angriffe zu erheben, um die Arme und Hände zur Vertheidigung freizuerhalten, ſondern daß er nach erfochtenem Siege ſeine Beute und Nahrung zugleich mit den gelenkigen Armen in Sicherheit ſchleppen mußte, da ſein Gebiß ihm auch hierbei nicht ganz ſo wie den Raubthieren dieſen Dienſt leiſtete. So war er alſo auch von dieſer Seite genöthigt, ſich an das aufrechte Tragen und Schleppen von gewichtigen Maſſen zu gewöhnen. Damit wird es einleuchten, wie der Urmenſch von allen Seiten durch die Umſtände dazu gedrängt wurde, ſich dem aufrechten Gange in ſeinem kriegeriſchen Daſein allmählich anzupaſſen. Das Beſtreben, die Hände zu freiem Gebrauche in der Gewalt zu haben, war zu innig mit den Aufgaben verwachſen, die dem Menſchen durch den Zweck ſeines Daſeins geſtellt waren. Die ſtaatliche Organiſation zu gegenſeitigem Schutze und zu allſeitiger Hülfeleiſtung, und ein nothwendiger Krieg gegen alle feindlichen Gewalten, brachte durch die Art der Unterſtützung ſowol, wie durch die Art der Waffen, welche ſie forderten, von ſelbſt die allmähliche Gewohnheit mit ſich, die Arme und Hände zum Tragen, Schlagen, Werfen und Zerreißen, mit Einem Worte zum Arbeiten freizumachen, um ſo in der ſchnellſten

Weiſe den Hunger zu ſtillen und der Vertheidigung zu genügen. So dringend alſo war der Menſch auf die Benutzung der freien Arme und Hände hingewieſen, daß wir ſehen werden, wie die ſich ſpecificirende Arbeitstheilung an dieſes Bedürfniß ganz urſprünglich anknüpfte, um bei gewiſſen hierzu beſonders befähigten Individuen und Staatsgliedern die Anlagen der Arm- und Handgeſchicklichkeit fortzubilden und nach den verſchiedenſten Seiten ſo weit zu entwickeln, daß ſich an eben dieſe Entwickelungen die früheſte Erfindungsgabe anlehnen konnte, welche ſpäter, wie ſich zeigen wird, zu einer ſo gewichtigen Stütze der ſich emporſchwingenden Intelligenz werden ſollte.

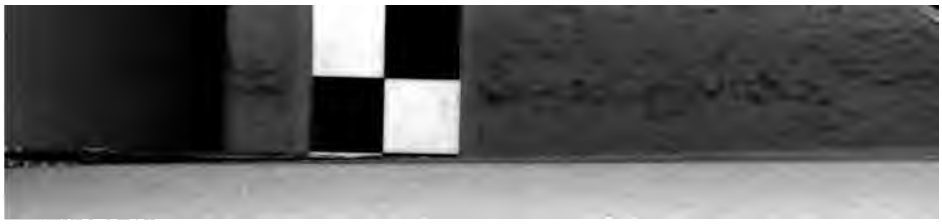
Aber ſo innig greifen die urſprünglichen Entwickelungsfactoren ineinander, daß die ſoeben beſprochene Ausbildung der menſchlichen Gewohnheit des Aufrechtgehens, und die ſich hieran knüpfende Fortbildung der Handgeſchicklichkeit, zugleich ein nothwendiges Hülfsmittel zur Sprachentwickelung des Menſchen werden konnte. Sehen wir zu wie das geſchah.

Daß zur Fähigkeit der Tonentwickelung und des Lautgebens überhaupt eine Reihe phyſiologiſcher Vorbedingungen erforderlich ſind, iſt an ſich ſelbſtverſtändlich, und die Anlage und Beſchaffenheit des Kehlkopfes hat man längſt als eine ſolche Vorbedingung anerkannt. In Bezug hierauf nun iſt es auffallend, daß die Säugethiere, die faſt alle einen mehr oder weniger gleichartig gebauten Kehlkopf beſitzen, niemals in einer nur annähernd ähnlichen Weiſe das Nachſprechen in der Weiſe erlernen, wie dieſes ſo vielen niedriger ſtehenden Vögeln gelingt. Ebenſo ſeltſam iſt es, daß, obwol die dem Menſchen nahe ſtehenden Hausthiere denſelben ſehr bald aufs Wort verſtehen und gehorchen lernen, ſodaß ſie deutlich erkennen laſſen, mit welchem Grade von Intelligenz ſie der Sprache des Menſchen folgen, dieſelben dennoch hierbei keine Anlagen und Fähigkeiten zur Nachahmung der menſchlichen Sprache verrathen. In neueſter Zeit war es bekanntlich Guſtav Jäger, der ſich alle dieſe

Fragen vorlegte, und bei Gelegenheit von Untersuchungen über das Längenwachsthum der Knochen*, sowie durch Forschungen über das Wachsthum des Gehirns, zugleich die große Bedeutung des aufrechten Ganges auch in Rücksicht auf die Ausbildung der Sprachfähigkeit erkannte. Er legte sich im Hinblick auf die so sprachbegabten Vögel die Frage vor: in welchem Zusammenhange steht die Sprache zur zweibeinigen Gangart? Die Beantwortung der Frage führte zuerst dahin, den Werth der Lunge beim Sprechen in Betracht zu ziehen. Die Lunge bietet aber, so stellt sich heraus, durch die Art der Ausathmung die erste unentbehrliche Unterlage, welche vorhanden sein muß, um in bestimmt nuancirter und fein modulirter Weise Sing- und Sprachtöne hervorzurufen. Zu diesem Zwecke ist erstens nämlich erforderlich, daß die Lunge das eingeathmete Luftquantum stets nur nach und nach ausgibt, und zweitens, daß sie bei jeder zu betonenden Silbe einen kleinen Druck und Stoß auszuführen im Stande ist. Nun ist leicht zu erkennen, daß diejenigen Thiere, welche ihre Vordergliedmaßen von der harten Last des Körpertragens freimachen lernen, sehr bald die Fähigkeiten erlangen, ihre Lunge zu diesem Behufe fein und geschickt zu verwenden, sodaß sie zu einer Art von Dudelsack ausgebildet wird, durch welchen sie die Tongebung verfeinern und in der geschicktesten Weise durchbilden lernen. Andererseits, sehen wir, kann allen denjenigen Thieren diese feinere Ausbildung der Brustkastenbewegung niemals gelingen, welche sich nicht dauernd vom Boden mit den Vordergliedmaßen erheben. Da bei der vierbeinigen Gangart nämlich die Brustkastenbewegung völlig abhängig von der Bewegung der Vordergliedmaßen ist, die alle Freiheit aufhebt und keine feinere Nuancirung solcher Bewegungen, wie sie die artikulirten Töne verlangen, zur Geltung kommen läßt, so werden die feinern Ausathmungsarten, welche die Stimm-

* „Jenaische Zeitschrift für Medicin und Naturwissenschaft" (Jahrg. 1869). Vgl. „Ausland" (Jahrg. 1870), S. 364.

bänder in fein abgeſtufte Schwingungen verſetzen, hier ſelten oder gar nicht geübt, und die vielleicht bei einigen Affenarten und andern Thieren aufkeimende Fähigkeit hierzu geht bei ihnen im Drange der Ereigniſſe wieder verloren. Zu ſehr auf die Stütze der Vordergliedmaßen angewieſen, gewinnt der Affe daher nicht genug die freiere dauernde Ruhe, die nothwendig wird, die Ausathmung zu beherrſchen und nach beſtimmter Richtung hin feiner zu bilden, und ſelbſt die in Bezug auf die Stimme am glücklichſten angelegten Brüllaffen bringen es über die erſten rohen Anfänge hierzu in ihren Mußeſtunden nicht hinaus, da ihnen ihre Lebensart keine Zeit läßt, die Ausathmung feiner zu reguliren und auszubilden. Daß die Ausathmung und die hiermit zuſammenhängende Lautgebung abhängig von der Ruhe der Vordergliedmaßen iſt, leuchtet nicht nur von ſelbſt ein, ſondern jedes Thier beweiſt uns, das, wenn es laut und dauernd brüllen will, unwillkürlich ſtehen bleibt, in ähnlicher Weiſe, wie ſich der ſingende Vogel ruhig auf einen Aſt ſetzt, um ſeiner Geſangsluſt freien Lauf zu laſſen. Daß jede Thierart, je nach ihrer verſchiedenen Lebensweiſe und verſchiedenen Gewohnheit von Ruhe und Bewegung, auch die verſchiedenſten Ausathmungsangewohnheiten ausbildet, die wieder in beſtimmter Weiſe die Stimmbildung beeinfluſſen, liegt auf der Hand. Daß es ferner diejenige Art unter den Säugethieren am weiteſten bringen mußte, die ähnlich wie die Vögel die Vordergliedmaßen durch Aufrechtgehen mehr und mehr dem Drucke entzogen, der bei der vierbeinigen Stellung auf ihnen laſtet, das leuchtet von ſelbſt ein. Unter den Säugethieren aber war es allein der Menſch, der ſich dauernd mit den Vordergliedmaßen vom Erdboden erhob, ihm allein war es daher beſchieden, den Sieg der Entwickelung nach dieſer Seite hin davonzutragen. Und in der That, dieſer Sieg war für den Menſchen von unabſehbaren Folgen. Werden wir doch in der Folge zu entwickeln haben und genauer einſehen lernen, daß die über alle übrigen Thierarten hinaus ſich ſo rapid fortentwickelnde menſchliche Intelligenz ſich auf zwei äußere Vehikel



ſtützt, deren eins die ſich ausbildende Handgeſchicklichkeit, deren anderes aber die ſich ausbildende Sprache bildet.

Wie ſehr der geſchickte Gebrauch der Hand und des Arms mit dem Aufrechtgehen zuſammenhing, darauf haben wir ſoeben hingewieſen, wir haben ferner eingeſehen, wie ſehr das Aufrechtgehen vermöge der feinern Ausathmungsfähigkeit zugleich mit der artikulirten Stimmbildung und Sprachfähigkeit zuſammenhing, und damit fällt ein Licht auf die urſprünglichen Wurzeln, deren Triebkraft äußerlich die Entwickelung des Menſchengeiſtes beleben und anſpornen ſollte. Zugleich erkennen wir, wie ſich urſprünglich eine Reihe von Entwickelungsfactoren einander bedingen und aufeinander zurückweiſen. Wir müſſen zugeſtehen, daß die freiere Uebung der Arm- und Handgeſchicklichkeit niemals in Gang gekommen wäre, ſich ſomit das Aufrechtgehen niemals erzeugt hätte, ſobald das Naturell des Menſchen ebenſo ſcheu und ſo furchtſam wie das der kletternden Affen geweſen wäre, die zwar auch ihre Arme und Füße gebrauchen, dennoch aber den ſelbſtbewußten, freien und aufrechten Gang ſich durch ihre Lebensart dauernd nicht aneignen. Wir müſſen daher anerkennen, daß die letzte Wurzel zur Ausbildung aller dieſer Entwickelungsfactoren doch nur in Anlagen geiſtiger und pſychiſcher Art geſucht werden muß, Anlagen, die, wie wir ſahen, urſprünglich den Menſchen zum Uebertritt in das Staatsleben veranlaßten, während ihn überhaupt beſtimmte innere Fähigkeiten des Charakters an die Spitze der Deciduaten ſtellten. Von dieſer innern Wurzel einer trefflichern Charakteranlage und eines bildungsfähigern Naturells ging, wie wir darſtellten, die ganze urſprüngliche Entwickelung überhaupt aus, und es ſchließt ſich hieran, wie wir weiter verfolgen werden, Schritt für Schritt ein höherer Aufſchwung des Geiſtes und aller pſychiſchen Anlagen. Unſere Aufgabe nun iſt es, der Reihe nach auch die äußern Stützpunkte und Vehikel aufzuſuchen und richtig zu würdigen, welche dieſer Entwickelung förderlich wurden und ihr zu Hülfe kamen.

4.

Die urſprüngliche Entwickelung der Sprache.

Läßt ſich die Frage nach der Sprache des Urmenſchen beantworten? — Die Annahme einer urſprünglichen Sprachvollkommenheit, der ſpäter eine allgemeine Sprachverwirrung folgte, iſt eine Dichtung. — Die Sprache unter den Thieren. — Die Vögel treten bezüglich der Sprachbegabung dem Menſchen am meiſten nahe. — Die Entwickelung der Urſachen dieſer merkwürdigen Erſcheinung. — Die höhere Ausbildung der Handgeſchicklichkeit, und das dadurch veranlaßte Aufrechtgehen, wird Stütze zur Verfeinerung des Ausathmens und der artikulirten Stimmgebung. — Der Unterſchied zwiſchen menſchlicher und thieriſcher Sprache. — Die menſchliche Sprache wird ein Mittel zur Verſchärfung der Unterſcheidung und dient dem Aufſchwunge der Intelligenz. — Die unvollkommenen Mittheilungsarten auf der unterſten Sprachſtufe und die anfängliche Verwirrung der Beziehungsweiſe auf der ſogenannten charakteriſirenden Stufe. — Der Werth der Nachahmung menſchlicher Laute und die Bedeutungsloſigkeit der Nachahmung von Naturklängen zur Fixirung übereinſtimmender Wurzeln. — Die pſychologiſchen und phyſiologiſchen Gründe, welche die urſprüngliche Bedeutungsloſigkeit der Nachahmung von Naturklängen und Thiertönen rechtfertigen. — Die Führer der Gemeinſchaft als hervorragende Stützen bezüglich übereinſtimmender Entwickelung menſchlicher Ton- und Lautnachahmung, und das ſich bildende Allgemeinverſtändniß. — Der Werth und die Vortheile des zur Uebereinſtimmung gezogenen objectiven Sprachproceſſes. — Die früheſte Bildung von übereinſtimmenden Wurzellauten bezog ſich auf Objecte und wahrgenommene Thätigkeiten der nächſten Umgebung im Familien- und Gemeindeleben. — Die erſten allgemeinverſtändlichen Sprachwurzeln auf der charakteriſirenden Stufe. — Das Weſen der Sprache und ſeine vorzugsweiſe Beziehung zur Stärkung der Erinnerungsanlagen im Geiſte.

Wenn wir uns in Rückſicht auf den heutigen Stand der Wiſſenſchaft die wichtige Frage vorlegen, ob der Urmenſch, über

deſſen Naturell wir geſprochen haben, und deſſen urſprüngliche Anlagen, wie wir ſahen, zugleich geſchickt genug waren, die Bahnen des Thierſtaates nicht nur zu betreten, ſondern dieſelben fortzubilden, ob dieſer immerhin noch wild geartete Urmenſch urſprünglich ſchon geſprochen habe, ſo könnte es auf den erſten Blick ſchwierig ſcheinen, dieſe Frage befriedigend zu beantworten. Allein es war im Grunde die gleiche Schwierigkeit, die uns entgegentrat, als wir uns bemühten nachzuforſchen, ob der Urmenſch urſprünglich ſchon Sitten beſaß. Wie war es möglich geweſen auszumachen, inwieweit, und aus welchem Grunde, die früheſte menſchliche Geſellſchaft ſich urſprünglich in die Verhältniſſe des ſtaatlichen familiären Zuſammenlebens hineinfand? Die vorhergehenden allgemeinen Erörterungen über den Kampf, die Entwickelung des organiſchen Lebens und die pſychologiſche Analyſe des allgemeinen Grundcharakters des Urmenſchen mit vergleichender Rückſicht auf das ſociale Leben der höhern Thierarten, welche dem Menſchen nahe ſtanden, gaben uns die Mittel an die Hand, dieſe Schwierigkeiten zu löſen. Wir erkannten, daß der Menſch durch Charakter und Naturell urſprüngliche Anlagen mitbrachte, die ihn im Kampfe ums Daſein dahin führten, der ſtärkern phyſiſchen Kraft der Raubthiere *nicht auszuweichen, ſondern ſich hiergegen durch Organiſation zu ſchützen und zu vertheidigen, indem er eben die in Rückſicht auf dieſen Zweck vollzogene Arbeitstheilung, d. h. den Staat verwirklichte.* So zweifellos ſich nun an der Hand der Thatſachen im Hinblick auf die gegebenen Bedingungen dieſe ſchwierigen Fragen löſen ließen, ſo zweifellos läßt ſich die oben geſtellte Frage nach der Sprache des Urmenſchen beantworten.

Die Zeiten liegen nun wol glücklich hinter uns, wo wir von einer Art von Urſprache träumten, die, *vollkommener* wie die ſpätern Sprachen, den Menſchen in ein ſprachliches Eden verſetzte, aus dem er vertrieben, plötzlich in die babyloniſche Sprachverwirrung und Sprachentartung gefallen ſei, eine Entartung, von der man

annahm, daß das Gemiſch unſerer heutigen Sprachen die letzten Ueberbleibſel derſelben darſtellte. Die vollkommene Sprache der Urzeit iſt, wie das geträumte Paradies, im Hinblick auf die ganze planetariſche Entwickelungsgeſchichte nur eine liebenswürdige Fabel, die uns ſtets vielleicht daran erinnert, wie es hätte ſein können, nicht aber wie es thatſächlich geweſen. Glücklich die Zeit, welche den Muth erwirbt, den nackten troſtloſen Thatſachen ins Angeſicht zu blicken, um aus ihnen eine treue Belehrung zu ſchöpfen! Sagen wir daher kurz allen denjenigen Philologen, die, durch ihre Studien eingeſponnen in mythologiſche Träume, zu ſolchen ſonderbaren Vorſtellungen leichter angeleitet werden wie der auf Thatſachen fußende Naturhiſtoriker: daß die ſprachliche Vollkommenheitsſtufe der Urzeit nur eine Dichtung iſt. Auch die Zeit aber iſt raſch vorübergerauſcht, in der man es verſuchte den Thieren jede Sprachfähigkeit abzuſtreiten, um dem Menſchen allein dieſes Vorrecht zu vindiciren. Wiſſen wir zwar, daß nur der Menſch die Sprache im vollgültigen Sinne des Worts entwickelte, ſo wiſſen wir heute doch andererſeits, daß die Sprachfähigkeit als ſolche bereits allen höhern Thieren bis zum gewiſſen Grade zugeſprochen werden muß, und gehen wir bis zur Geberdenſprache herab, ſo kommt dieſelbe bereits in ſehr hohem Grade entwickelt ſchon der ſtaatlich lebenden Inſektenwelt zu. Auch hier, ſehen wir, hängt die Entwickelungsgeſchichte des Menſchen, wie in allen übrigen Proceſſen, wie wir nachzuweiſen haben, mit der Thierwelt innig zuſammen, und an allen Punkten, wo eine höhere Entwickelung anhebt, wird es gelten, ihre Wurzeln und Verzweigungen bis in die Thierwelt hinein zu verfolgen, damit wir ſo von Urſprung an die Geſchichte jedes ſpeciellen Entwickelungszweiges genau überſehen können. Faſſen wir den Begriff Sprache vorerſt ganz allgemein als eine Mittheilung durch beſtimmte äußere Merkzeichen und Bewegungen (ſeien dieſe Bewegungen Hand- oder Körperbewegungen der verſchiedenſten Art, oder Bewegungen des Bruſtkaſtens, um Laute und Töne durch die Luftröhre auszuſtoßen),

ſo leuchtet von vornherein ein, daß das Vermögen zu dieſer Mittheilungsform faſt allen höher entwickelten Thieren mehr oder weniger zugeſprochen werden muß. Alle höhern Thierarten kennen und üben die ſich auf beſtimmte Bewegungen ſtützende *Geberdenſprache* und ſtehen zugleich auf der Stufe, auf der ſie ſich durch unmittelbare Empfindungslaute, d. h. Interjectionen verſtändigen. Das ganze geſellige Zuſammenleben der Thiere, ſowol im Familien- wie im Heerdenleben, beruht ja eben nur auf der Wechſelwirkung von verſtändlichen Bewegungen, die auf übereinſtimmende Empfindungen zurückweiſen, und kein geſelliger Zuſammenhang kann überhaupt ohne die Grundlage dieſer Uebereinſtimmung und deren Innewerden durch Mittheilung irgendwelcher Art gedacht werden. Allein unter Sprache im engern Sinne verſtehen wir im Grunde doch nur *die Mittheilungsfähigkeit durch Töne und Laute*, d. h. die Mittheilung durch Bruſt- und Stimmbewegung, und es iſt ſonderbar, daß hinſichtlich eben dieſer Fähigkeit in der Thierwelt es gerade die Vögel ſind, die dem Menſchen am meiſten nahe treten. Auch der Affe in ſeinem geſelligen Heerdenkreiſe übt bei ſeiner Lebendigkeit und Beweglichkeit, beſonders des Mienenſpiels, in hohem Grade die Geberdenſprache ebenſo wie die Interjectionsſprache durch Laute ganz außerordentlich, allein er erwirbt dennoch nicht die Fähigkeit, welche ſo viele Vogelarten beſitzen, nämlich anhaltend eine Reihe von Lauten und Tönen in artikulirter, abgeſtufter Weiſe zu reproduciren und zu modificiren, ſodaß dieſelben in der verſchiedenſten Weiſe zum beſtimmtern Verſtändigungs- und Mittheilungsmittel verwendet werden können. Wer es einmal verſucht, die Vögel in ihren oft ſo anzüglichen Gewohnheiten zu belauſchen, dem wird nicht entgangen ſein, wie vielerlei verſchiedene Töne und Stimmklänge dieſe Thiere erzeugen, um beſtimmte Gefühle zum Ausdruck und zur Mittheilung zu bringen. Da finden wir ganz deutlich gekennzeichnete Laute der Freude und der Neigung neben beſtimmten Angſt- und Schreckenslauten, wir hören und erkennen den Ton, mit dem die Mutter ihre

Kinder um sich sammelt, sobald sie ihnen Nahrung zubringen kann, wir nehmen ferner den Lockton des Männchens wahr, sobald es sich zu paaren beabsichtigt, und bei den Singvögeln belauschen wir die Reihe schön modulirter Tongänge in der Zeit, wo der Frühling die Geschlechter zur Begattung treibt. Wie weit stehen hiergegen die viel höher organisirten Affen mit ihren undeutlichen, halb grunzenden Gurgeltönen zurück, und wie wenig können sich alle höhern Thiere in dieser Beziehung mit den fröhlichen Bewohnern und Sängern der Lüfte messen. Unter den Deciduatenarten ist es keine einzige Gattung, die auch nur annäherndermeise hinsichtlich der Stimmbefähigung das leistete, was uns die so viel tiefer stehenden Vögel bieten. Es ist daher in der That auffallend, daß gerade in dieser Hinsicht der Mensch so bedeutend über die höhern thierischen Geschlechter hervorragt, um sich den Vögeln und ihrer hohen Tonbegabung so völlig anzuschließen. Worin liegt die Bedingung zu dieser äußern Aehnlichkeit?

Der Uebergang aus dem Heerdenleben in den Staatsverband forderte, wie wir sahen, innere Bedingungen des Naturells und des Charakters, hier indessen scheinen äußere physiologische Vehikel und bestimmte Unterstützungsmittel zu Grunde zu liegen, die als somatische Fähigkeiten den Umständen zu Hülfe kommen, um dem Menschen die Mittel zu gewähren, sich hinsichtlich dieser Anlagen emporzuschwingen. Allein wie konnte sich die höhere Anlage hierzu in körperlicher Beziehung erzeugen und vorbilden, wie konnte dem Menschen gerade diese äußere Stütze erwachsen, da doch allen übrigen Stammverwandten und Deciduaten gerade in dieser Hinsicht jede Befähigung abzugehen scheint?

Alle Deciduatenarten, sahen wir, zeichneten sich durch hohe Intelligenz aus, und betrachten wir den Urmenschen im Zusammenhange mit der höhern Thierwelt, so dürfte es scheinen, als sei ihm in der Sinnesbefähigung dieser oder jener Zweig seiner Mitbewerber sehr überlegen gewesen. Geruch, Gehör und Gesicht einzelner Raub-

thierarten ſcheinen in jeder Beziehung ſchärfer, und wir haben nur nöthig, uns der Spürfähigkeit der hundeartigen Raubthiere und der „luchsartigen" Augen der Katzenarten zu erinnern, um raſch zu erkennen, daß nach dieſer Seite ein Uebergewicht des Menſchen urſprünglich nicht vorhanden war. Am eheſten dürfen wir vielleicht unter den Sinnen das Gehör in Bezug auf den Menſchen in Anſchlag bringen, allein auch hier ſcheint das Uebergewicht, gegenüber den übrigen Deciduatenarten, nur erſt eine Folge einer ſpätern feinern Durchbildung zu ſein, nachdem von anderer Seite her dem Urmenſchen Hülfsmittel zugewachſen waren, welche ihm eine freiere und feinere Ausbildung deſſelben ermöglichten. Aber auch das Gehör der Raubthiere iſt nicht ſchlecht zu nennen, wenn es auch bei weitem nicht ſo ſcharf iſt wie das einiger Nagethierarten, die in Bezug auf Feinhörigkeit ganz gewiß das ſelbſt gebildete und entwickelte Ohr des Menſchen übertreffen. Das urſprüngliche Uebergewicht des Menſchen in ſomatiſcher Beziehung liegt alſo nicht auf ſeiten der höhern Sinne, wohl aber hinſichtlich einer eigenthümlichen Ausbildung des Taſtſinnes in den Händen. Es iſt die feinere Handgeſchicklichkeit, d. h. die Feinfühligkeit der Extremitäten überhaupt, die der Menſch von vornherein mit den Affen theilt und die für ihn eine Entwickelungsanlage in ſich ſchließt, auf die wir bei Gelegenheit der Sprachentwickelung unſer ganzes Augenmerk zu richten haben. Welche Rolle im Entwickelungsleben des Menſchen die Handgeſchicklichkeit überhaupt ſpielt, das werden wir in der Folge noch genauer überſehen lernen, allein ſchon hier ſind wir gezwungen, uns die Frage vorzulegen: wie es gekommen ſein mag, daß die Affen die ebenſo große angeborene Anlage ihrer Hand- und Fußentwickelung neben dem Menſchen nicht in der gleichen oder ähnlichen Weiſe wie dieſer fortgebildet haben?

Schon der Umſtand, daß innerhalb des loſen Heerdenlebens, in dem ſich die meiſten Affenarten herumtreiben, keine Fortbildung einzelner Organe in dem Grade ſtatthaben kann wie im organi-

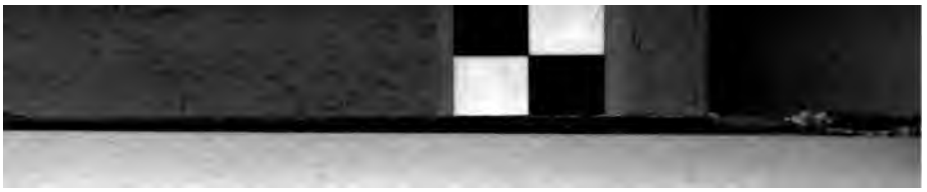
sirten, durch [illegible] gestützten Staatsleben, würde uns der Beantwortung dieser Frage näher bringen. Allein dieser Erklärungsgrund genügt noch nicht, denn immerhin müssen wir zugestehen, daß die Affen in ihrer Art ihre Hände und Füße zur Genüge zu gebrauchen wissen, ja die Füße wissen sie sogar im ganzen genommen noch besser wie der Mensch zu handhaben. Aber dennoch, der Mensch, der ursprünglich in den engern, durch Arbeitstheilung gestützten Staatsverband trat, bildet die Anlagen der Hand nicht nur gesammelter und nach bestimmterer Richtung hin constanter fort, sondern er bildet diese Anlagen in Bezug auf die den andern Thierarten und Mitbewerbern gegenüber eingenommene Position, wie wir später sehen werden, höher und eigenthümlicher aus. Die Affen flüchten vor den großen Raubthieren, oder lassen sich doch mit ihnen nicht offen und gern in einen Kampf ein, sie erklettern scheu die Bäume, und da sie sich zugleich gewöhnen mußten, hier auch ihre Nahrung zu sammeln, verwenden sie ihre Gliedmaßen ganz im Sinne ihrer Arterhaltung. Der Mensch dagegen stellt sich wie man sagt den Raubthieren, er fordert diese kühn heraus oder scheut doch mit ihnen keinen Kampf. Die Raubthiere suchen im Kampfe dem Menschen gegenüber ihr mächtiges Gebiß zur Geltung zu bringen, der Urmensch hingegen konnte ein ähnliches Gebiß ihnen bei seinem ursprünglichen Zahnbau nur bis zu gewissem Grade entgegenstellen. Daß der Urmensch die auch ihm bis zu gewissem Grade zukommende Waffe des Gebisses nicht gescheut hat, dürfen wir in jeder Beziehung annehmen, und der weit verbreitete Kannibalismus der Urzeit ist uns Beweis genug, daß ihm gewiß nicht jede Stärke des Gebisses ursprünglich gemangelt hat. Allein diese Stärke des Gebisses genügte in Bezug auf die stärkern Raubthiere keineswegs, sondern er mußte sich gleichzeitig noch mit andern Mitteln zu Hülfe kommen, wollte er der gefährlich andringenden Macht von dieser Seite genügend standhalten. So lag es nahe, daß der Urmensch ganz unwillkürlich auch die große Gelenkigkeit des Arms

und der Hände zu benutzen ſuchte, um ſich kräftig genug zu vertheidigen. Hiermit aber mußte er in ähnlicher Weiſe, wie das auch vom Gorilla von Reiſenden berichtet wird, zum Kampfe die Arme freimachen und ſich aufrichten. Von hier aus überſehen wir nun leicht, daß, wenn auch dem Urmenſchen ebenſo wenig wie unſern Kindern (die ſich auf allen vier Gliedmaßen urſprünglich fortzubewegen ſuchen, bevor ſie laufen lernen), der aufrechte Gang etwas Angeborenes geweſen zu ſein brauchte, dennoch die aufrechte Kampfſtellung durch den permanenten Kampf, in welchen er verwickelt war, ohnehin ſehr raſch von ihm zur andern Natur gemacht werden mußte. Bedenken wir ferner, daß der Urmenſch zur Zeit, da es ihm noch an jeder Waffe mangelte, nicht nur genöthigt war, ſich bei etwaigem Angriffe zu erheben, um die Arme und Hände zur Vertheidigung freizuerhalten, ſondern daß er nach erfochtenem Siege ſeine Beute und Nahrung zugleich mit den gelenkigen Armen in Sicherheit ſchleppen mußte, da ſein Gebiß ihm auch hierbei nicht ganz ſo wie den Raubthieren dieſen Dienſt leiſtete. So war er alſo auch von dieſer Seite genöthigt, ſich an das aufrechte Tragen und Schleppen von gewichtigen Maſſen zu gewöhnen. Damit wird es einleuchten, wie der Urmenſch von allen Seiten durch die Umſtände dazu gedrängt wurde, ſich dem aufrechten Gange in ſeinem kriegeriſchen Daſein allmählich anzupaſſen. Das Beſtreben, die Hände zu freiem Gebrauche in der Gewalt zu haben, war zu innig mit den Aufgaben verwachſen, die dem Menſchen durch den Zweck ſeines Daſeins geſtellt waren. Die ſtaatliche Organiſation zu gegenſeitigem Schutze und zu allſeitiger Hülfeleiſtung, und ein nothwendiger Krieg gegen alle feindlichen Gewalten, brachte durch die Art der Unterſtützung ſowol, wie durch die Art der Waffen, welche ſie forderten, von ſelbſt die allmähliche Gewohnheit mit ſich, die Arme und Hände zum Tragen, Schlagen, Werfen und Zerreißen, mit Einem Worte zum Arbeiten freizumachen, um ſo in der ſchnellſten

stände in ihm sogleich Bänderungen erregen, hier selten oder gar nicht gübt, und da entsteht bei einigen Affenarten und andern Thieren aufsteigende Wärme auch bei ihnen im Drange der Leidenschaft wilden Geschreis. Zu sehr auf die Stütze der Vordergliedmaßen angewiesen, gewinnt der Arm daher nicht genug die freiere dauernde Ruhe, die nothwendig wird, die Ausathmung zu beherrschen und nach bestimmter Richtung hin feiner zu bilden, und selbst die in Bezug auf die Stimme am glücklichsten angelegten Brüllaffen bringen es über die ersten rohen Anfänge hierzu in ihren Mußestunden nicht hinaus, da ihnen ihre Lebensart keine Zeit läßt, die Ausathmung feiner zu reguliren und auszubilden. Daß die Ausathmung und die hiermit zusammenhängende Lautgebung abhängig von der Ruhe der Vordergliedmaßen ist, leuchtet nicht nur von selbst ein, sondern jedes Thier beweist uns, das, wenn es laut und dauernd brüllen will, unwillkürlich stehen bleibt, in ähnlicher Weise, wie sich der singende Vogel ruhig auf einen Ast setzt, um seiner Gesangslust freien Lauf zu lassen. Daß jede Thierart, je nach ihrer verschiedenen Lebensweise und verschiedenen Gewohnheit von Ruhe und Bewegung, auch die verschiedensten Ausathmungsangewohnheiten ausbildet, die wieder in bestimmter Weise die Stimmbildung beeinflussen, liegt auf der Hand. Daß es ferner diejenige Art unter den Säugethieren am weitesten bringen mußte, die ähnlich wie die Vögel die Vordergliedmaßen durch Aufrechtgehen mehr und mehr dem Drucke entzogen, der bei der vierbeinigen Stellung auf ihnen lastet, das leuchtet von selbst ein. Unter den Säugethieren aber war es allein der Mensch, der sich dauernd mit den Vordergliedmaßen vom Erdboden erhob, ihm allein war es daher beschieden, den Sieg der Entwickelung nach dieser Seite hin davonzutragen. Und in der That, dieser Sieg war für den Menschen von unabsehbaren Folgen. Werden wir doch in der Folge zu entwickeln haben und genauer einsehen lernen, daß die über alle übrigen Thierarten hinaus sich so rapid fortentwickelnde menschliche Intelligenz sich auf zwei äußere Vehikel

ſtützt, deren eins die ſich ausbildende Handgeſchicklichkeit, deren anderes aber die ſich ausbildende Sprache bildet.

Wie ſehr der geſchickte Gebrauch der Hand und des Arms mit dem Aufrechtgehen zuſammenhing, darauf haben wir ſoeben hingewieſen, wir haben ferner eingeſehen, wie ſehr das Aufrechtgehen vermöge der feinern Ausathmungsfähigkeit zugleich mit der artikulirten Stimmbildung und Sprachfähigkeit zuſammenhing, und damit fällt ein Licht auf die urſprünglichen Wurzeln, deren Triebkraft äußerlich die Entwickelung des Menſchengeiſtes beleben und anſpornen ſollte. Zugleich erkennen wir, wie ſich urſprünglich eine Reihe von Entwickelungsfactoren einander bedingen und aufeinander zurückweiſen. Wir müſſen zugeſtehen, daß die freiere Uebung der Arm- und Handgeſchicklichkeit niemals in Gang gekommen wäre, ſich ſomit das Aufrechtgehen niemals erzeugt hätte, ſobald das Naturell des Menſchen ebenſo ſcheu und ſo furchtſam wie das der kletternden Affen geweſen wäre, die zwar auch ihre Arme und Füße gebrauchen, dennoch aber den ſelbſtbewußten, freien und aufrechten Gang ſich durch ihre Lebensart dauernd nicht aneignen. Wir müſſen daher anerkennen, daß die letzte Wurzel zur Ausbildung aller dieſer Entwickelungsfactoren doch nur in Anlagen geiſtiger und pſychiſcher Art geſucht werden muß, Anlagen, die, wie wir ſahen, urſprünglich den Menſchen zum Uebertritt in das Staatsleben veranlaßten, während ihn überhaupt beſtimmte innere Fähigkeiten des Charakters an die Spitze der Deciduaten ſtellten. Von dieſer innern Wurzel einer trefflichern Charakteranlage und eines bildungsfähigern Naturells ging, wie wir darſtellten, die ganze urſprüngliche Entwickelung überhaupt aus, und es ſchließt ſich hieran, wie wir weiter verfolgen werden, Schritt für Schritt ein höherer Aufſchwung des Geiſtes und aller pſychiſchen Anlagen. Unſere Aufgabe nun iſt es, der Reihe nach auch die äußern Stützpunkte und Vehikel aufzuſuchen und richtig zu würdigen, welche dieſer Entwickelung förderlich wurden und ihr zu Hülfe kamen.



Die ganze Urgeschichte des Geistes wird uns in der Folge lehren, daß dem Aufschwunge des menschlichen Wesens durch den Drang der Ereignisse mancherlei Hindernisse bereitet wurden, aber der Mensch bezwang alle diese Hindernisse, und indem er sie siegreich überwand, eröffnete er sich neue Wege zu einer geistigen Fortentwickelung. Was uns noch heute die Fortschritte im Culturleben im kleinen deutlich aufweisen, das vollzog sich in der Urgeschichte auf das allergroßartigste. War der vom sittlichen Gesichtspunkte nicht zu vertheidigende permanente Kampf einmal ursprünglich die allgemeine Losung der Geschöpfe auf Erden geworden, und forderten die bösartigen Raubthiere, welche den Menschen umlauerten, sein ganzes Selbstgefühl zu einer systematischen Vertheidigung heraus, so war der hiermit bedingte Kampf zwar ein furchtbares Hinderniß für die freie menschlich-sittliche Entwickelung, aber indem dieses Hinderniß durch Ausdauer vom Menschen bezwungen wurde, gestaltete es sich dennoch zugleich zu einem unberechenbaren Mittel der Entwickelung; denn eben dieser Kampf zwang den Menschen nicht nur in den systematischen Vertheidigungszustand staatlicher Organisation, sondern nöthigte ihn zu allerlei Verrichtungen und Arbeiten, die als äußere Anregungsmittel tieferer Ausbildung dienen mußten. Zog daher das Leben der Arbeitstheilung im Staatsverbande die Anwendung und Ausbildung der Arm- und Handkräfte in bestimmter Richtung nach sich, so schloß sich sogleich, wie wir sahen, hieran die Gewohnheit des Aufrechtgehens, und hieran wiederum also die Laut- und Stimmbefähigung. Nachdem wir hiermit die wichtigsten Vorbedingungen zur Ausbildung der Sprache erörtert haben, liegt es uns nun ob, die weitere Entwickelung des eigentlichen Sprachprocesses genauer zu verfolgen.

Was ist nun Sprache? Wir haben uns bisher nur im allgemeinen diese Frage vorgelegt und schon darauf hingedeutet, daß bis zur Geberdenstufe und bis zu den Lautinterjectionen, durch welche an sich selbstverständliche und direct auf den Inhalt hindeutende

Bewegungen des Körpers und Laute zu Mittheilungs- und Verſtändigungsmitteln gebraucht werden, auch die Thiere im Heerdenleben, ja ſelbſt die Inſekten in ihrer Weiſe vordringen. Doch auch auf die Frage, was iſt menſchliche Sprache im Unterſchiede von der thieriſchen, können wir nach dem Vorhergehenden bereits eine vorläufige Antwort ertheilen. Wir ſahen, daß die ſich auf ihren vier Gliedmaßen bewegenden Säugethiere nicht die freiere und feinere Fähigkeit der Ausathmungsqualität erlangten, die zur artikulirten Erregung der Stimmbänder nöthig war, und ſo dürfen wir in Rückſicht darauf ſagen: die menſchliche Sprache iſt eine durch die feinere Athmung regulirte und artikulirte Lautgebung. Allein auch hiermit wird die Sprache als Mittheilungs- und Verſtändigungsmittel noch nicht ſpecifiſch menſchlich; denn die ſoeben erwähnte Fähigkeit, durch fein modulirte Athmung vielfach abgeſtufte Töne als unmittelbares Mittheilungsmittel für beſtimmte Gefühle zu gebrauchen, beſitzen, wie wir ſahen, auch die aufrecht gehenden Vögel. Die menſchliche Sprache iſt nun offenbar ihrem Charakter nach bei weitem mehr als jene thieriſche, interjectionale und unmittelbare Gefühlsſprache durch die Stimmittel. Um es kurz zu ſagen: die Sprache wird als Verſtändigungsmittel nur erſt dadurch ſpecifiſch menſchlich, daß Laute beſtimmte Bezeichnungen einſchließen, auf die nicht, wie durch die Interjectionen, direct und unmittelbar in der Gegenwart hingewieſen wird, ſondern die zugleich an Abweſendes oder Zukünftiges, und alſo nicht momentan Vorhandenes, erſt mittelbar erinnern, d. h. alſo eine verſtändnißvolle Erinnerung indirect hervorrufen wollen. Iſt alſo die Interjectionsſprache der Thiere, und zwar auch die hochentwickelte der Vögel, nur eine Unmittelbarmittheilung durch geäußerte Zeichen (ſeien dieſe Zeichen Geberden, Laute oder Mienenwinke u. ſ. w.), ſo wird die menſchliche Sprache nur erſt dadurch charakteriſtiſch menſchlich, daß ſie über dieſe Stufe ſich hinausbildet, um Laute zu erzeugen, die durch gewiſſe mittelbare Beziehungen (Steinthal's innere Sprachformen) zu reinen Erinnerungsbildern

ſich ausbilden, die dem Hörer beſtimmte Vorſtellungen indirect vor die Seele rufen, die nicht immer in Beziehung zur Gegenwart zu ſtehen brauchen. Es iſt daher leicht zu ſehen, daß von der interjectionalen Stufe bis zu jener Höhe, wo die Laute nicht mehr unmittelbar auf ihren Beziehungsgrund hinweiſen und doch verſtanden wurden, noch ein ſehr weiter Weg lag, ein Weg, den der ſprachliche Proceß in der menſchlichen Geſellſchaft erſt noch zu durchlaufen hatte.

Während nämlich, wie wir ſahen, auf der thieriſchen Interjectionsſtufe der Sprache jeder Laut und jede Geberde, und zwar ebenſowol die des Schmerzes wie die der Freude, unmittelbar das ausdrücken, was ſie bedeuten, hört bei ſolchen Lauten, die ſich mit beſtimmten Erinnerungsbildern in der Seele des Sprechenden verbunden haben, und welche daher unbeſtimmter und individuell eigenthümlicher lautlich wiedergegeben werden wie Interjectionslaute, jeder unmittelbare Hinweis und folglich auch jedes unmittelbare Verſtändniß hierfür für den Hörer auf. Unter dieſen Umſtänden tritt in der ſprachlichen Gemeinſchaft ein Zuſtand ein, bei dem die in lautlicher Wechſelwirkung ſtehenden Glieder auf das Errathen deſſen angewieſen ſind, was von ſeiten des Sprechenden und Mittheilenden gemeint wird. Wir müſſen uns deshalb im Entwickelungsgange der Sprache das Stadium eines unbeſtimmt ſprachlichen Zuſtandes unter den ſprachfähigen Menſchengemeinden in einer gewiſſen Zeit verwirklicht denken. Auf dieſer Stufe ſteht die ſprechende Gemeinſchaft nicht über der willkürlich durcheinanderſchreienden Affenheerde, und obwol in dieſem babyloniſchen Lautgewirre die von allen Seiten beigebrachten feinern Tonmodulationen dem Hörer und Kenner verrathen, daß alle Individuen ſehr große Mittel beſitzen, die Töne ſeiner voneinander zu ſcheiden und die Laute zu biegen, um ſomit die vorhandenen Lautwurzeln oder Urlaute der Interjectionen zu nuanciren und zu charakteriſiren, ſo bemerkt man doch, daß in dieſem Lautgewirre von keiner beſtimmten Mittheilungsfähigkeit die Rede

ſein kann. Und wie ſollten auch die von allen Seiten durcheinandergeſchrienen und geſprochenen Lautbiegungen und einzelnen Lautcharakteriſirungen aufgefaßt und verſtanden werden? Wie ſollten ſich überhaupt dieſe raſch mit den innern Vorſtellungen ſubjectiv wechſelnden und flüchtigen Modulationen des Tons oder des Lautes übereinſtimmend kryſtalliſiren und conſolidiren, wenn dieſer ſubjectiv flüchtige Wechſel nicht äußerlich gehemmt und der durcheinanderfließende Strom von verſchiedenen Tönen nicht in das wohlgefügte Bett einer beſtimmten objectiv übereinſtimmenden Ausdrucksrichtung geleitet worden wäre, die allein der Mittheilung zur Stütze dienen konnte? Gewiß konnten gewiſſe nationale Eigenthümlichkeiten und Raſſeneigenheiten mancherlei übereinſtimmende einheitliche Tonfärbungen und Lautbedingungen an ſich tragen, allein bei jeder einzelnen Horde eines nationalen Stammes, ja bei jeder Familie einer ſolchen Horde, mußten ſich dieſe Tonfärbungen bereits wieder individuell verſchieden geſtalten, und es würden ſich hieraus nur ſolche übereinſtimmende Gemeinſamkeiten etwa ableiten laſſen, wie ſie bei verſchiedenen Affenarten in dieſer Weiſe gleichfalls nachweisbar ſind. Trotzdem reicht die Mittheilungsfähigkeit der Affen untereinander nicht über die interjectionale Stufe hinaus; denn die Affenſprache bleibt ſtets eine Sprache durch unmittelbar verſtändliche Geberden und Laute. Erſt der Urmenſch erhebt ſich über dieſe Unmittelbarſtufe der Mittheilung, und geht über zur Mittheilung durch mittelbare Beziehungen, die er an gewiſſe Laute anknüpft. Aber die Frage iſt eben die, inwieweit dieſe Anknüpfungen übereinſtimmend und gemeinſam vorgenommen werden konnten, um allgemein verſtändlich ſein zu können, und ſoll nun der Menſch nicht urſprünglich ſogleich höher geſtellt werden wie das Thier, ſo kann von einer ſogenannten übereinſtimmenden Prädispoſition der Sprachgemeinſchaft für die Aufnahme gemeinſamer äußerer und innerer Sprachformen auf der charakteriſirenden Stufe in beſtimmter Hinſicht nicht geſprochen werden, und ohne daß wir in der Folge die Gründe zu einer

objectiven Uebereinſtimmung der mittelbar in Curs gebrachten Urlaute genauer aufſuchen, wird auch eine ſolche nicht angenommen werden können. Konnte doch nur durch eine Uebereinſtimmung der ſprachlichen Entwickelung das Geiſtesleben des Menſchen einen ſolchen Aufſchwung nehmen, daß wir heute über die Höhe deſſelben ſtaunen. Die neuere vergleichende Sprachwiſſenſchaft hat gelehrt, daß ſich alle Sprachen, ſobald wir ſie analyſiren, bis auf verhältnißmäßig nicht zu viele Urlaute und dem entſprechende Wurzeln zurückführen laſſen, ſodaß alſo eine beſtimmte Wurzelfaſer urſprünglich hinreichte, eine ganze Reihe von Nebenbedeutungen davon abzubiegen, zu differentiiren oder durch Zuſammenſetzung zu erzeugen. Was wir von der Arbeitstheilung und Differentiirung vorher auf phyſiologiſchem Felde wahrnahmen, das begegnet uns hier ſonderbarerweiſe in ähnlicher Art auf einer bereits höhern, ſchon mehr geiſtigern Stufe. Laut und Bedeutung, ſehen wir, ſpecificiren, differentiiren und verbinden ſich, und beginnen durch Entwickelung ähnlich der Arbeitstheilung ſich organiſch zu entfalten. Daß dieſe lautliche und ſich daran anſchließende begriffliche Nuancirung und Differentiirung zugleich ein unberechenbares Vehikel werden mußte, das Unterſcheidungsvermögen zu ſchärfen und ſomit die urſprüngliche menſchliche Intelligenz zu erhöhen, liegt zu ſehr in der Natur der Sache, als daß wir lange bei dieſem Punkte zu verweilen haben.

Als ich vor mehrern Jahren in ebendieſer Beziehung darauf hinwies, daß die Sprache das äußere Vehikel ſei, das die thieriſch-menſchliche Inſtinctbegabung* zur freiern und beweglichern Verſtandesſchärfe und endlich zur Vernunft fortbildete, da erhoben ſich hiergegen alle diejenigen Stimmen, welche dem Menſchen dieſe Vernunft von vornherein zuerkannten, indem ſie ihm einen angeborenen, über die höchſten Thiere hinausragenden Unterſcheidungs-

* Vgl. Caspari, „Die Sprache als pſychiſcher Entwickelungsgrund“ (Berlin 1864).

horizont zuſprachen, der, urſprünglich feiner und freier angelegt, auch deshalb die menſchliche Intelligenz über die der Thiere weit hinausheben mußte. Die vergleichende Pſychologie widerſpricht dem; denn eine hervorragende angeborene Intelligenz theilen, wie die frühern thierpſychologiſchen Betrachtungen dargethan haben, alle Deciduatenarten mit dem Menſchen. Die Sinnesſchärfe der meiſten Deciduatenarten ragt aber in vieler Beziehung über die des Menſchen hervor, und gerade Auge und Ohr, die ſo innig in Wechſelwirkung mit einer hohen Intelligenz ſtehen, waren bei weitem nicht ſo fein und ſcharf im Menſchen urſprünglich angelegt wie bei vielen ſeiner Stammverwandten. Wohl haben wir die natürlichen beſſern Anlagen des Menſchen genauer hervorgehoben und geſehen, wie früh ihn die Befähigung ſeines Charakters, namentlich hinſichtlich ſeines taktvollen Selbſtgefühls und des damit im Gleichgewichte befindlichen Verträglichkeitsſinnes und hohen Mitgefühls, über die Thierwelt hinaustreiben mußte, aber trotz dieſer hervorragenden innern Charaktereigenthümlichkeiten verlangt es die exacte pſychologiſche Analyſe, gleichzeitig feſtzuſtellen, daß die Intelligenz, und hiermit der ſich im menſchlichen Naturell emporbildende Intellect, welcher ſich in ſeiner Entwickelung an die Sinnesbegabung anlehnt, urſprünglich in keiner Weiſe über die Anlagen der Deciduaten hinausragte. Wir haben genauer erwähnt, daß ſich bezüglich der Sinnesſchärfe die einzelnen Deciduatenarten vielfach ſpecificirten, und während den Nagern ein höchſt feines Ohr und Gehör zukommt, entwickeln die Raubthiere ebenſowol ein ſcharfes Auge ſowie einen ſcharfen Geruchsſinn. Nur hinſichtlich eines feiner angelegten Taſtſinnes, und in dieſer Beziehung in der beſtimmtern feinern Handentwickelung, darf ſich der Menſch nebſt dem Affen auf eine beſondere Eigenthümlichkeit unter den Deciduaten berufen, eine Eigenthümlichkeit, die der Affe durch Kletterfertigkeit zur Genüge ausbeutet, während, wie wir entwickelten, der Menſch, der in den ſtaatlichen Familienverband übertrat, damit ſeine Arm- und

Fingergeſchicklichkeit zur Geltung brachte, das Aufrechtgehen übte, und ſo durch die befreite Lunge die feinere Ausathmung zur Sprachfähigkeit benutzte.

Jetzt, nachdem wir den Zuſammenhang der ganzen Entwickelung der Factoren überſehen, wird es einleuchten, wie wenig Sinnesſchärfe und Intelligenz im allgemeinen höher beim Urmenſchen angelegt waren wie bei allen Deciduaten; und nun wird es leicht ſein, einzuſehen, wie und wodurch ſich die Sinneskraft und Intelligenz des Menſchen ſpäter ſo mächtig über die der übrigen Thiere hinausbewegen konnte; denn daß der äußere Hebel für dieſen unabſehbaren Aufſchwung allein die Sprache war, erleidet gar keinen Zweifel. Immer mehr noch werden wir in Zukunft in pſychologiſcher Beziehung erkennen, wie ſehr die ſich entwickelnde Lautdifferentiirung als Vehikel betont werden muß, die Sinnesunterſcheidung für beſtimmte Einzelheiten zu ſchärfen, zuzuſpitzen und die Anſchauungsfähigkeit der Objecte zu vervollſtändigen, ſodaß der Intellect an Schärfe durch die Sprache unabſehbar wachſen konnte. Geht unſere Aufgabe dahin, die einzelnen Entwickelungsfactoren exact zu zergliedern, welche die höhere Begabung des Menſchen erzeugten und ihm den Sieg im Kampfe ums Daſein verſchafften, ſo würde daher dieſe Zergliederung neben den bereits betonten Factoren des innern höhern Charakters die bedeutendſte Lücke aufzuweiſen haben, ſobald wir die Macht der Lautdifferentiirung für die Bildungsfähigkeit des Intellects überſähen.

Nachdem wir ſo auf die Wichtigkeit der Sprachfähigkeit in Rückſicht auf den geiſtigen Aufſchwung des Menſchen hingewieſen haben, begreifen wir, wie genau wir beſonders die Ausbildung der Sprache unſerer Aufgabe gemäß zu verfolgen haben.

Gehen wir nun zu dieſem Behufe noch einmal der Ueberſicht halber auf die unterſte Stufe aller Sprachfähigkeit, auf die Interjectionsſtufe zurück. Es war das, wie wir erkannten, die auch von den höhern Thieren, ſowie beſonders auch die von den Vögeln in

hohem Grade erſtiegene Sprachſtufe. Man hat verſucht (Jäger), auf dieſer Sprachſtufe zwei Arten von Mittheilungsweiſen zu unterſcheiden. Die erſte Art bezieht ſich auf die Mittheilung von unmittelbaren Empfindungslauten, alſo auf Ausrufe, welche getragen werden von Luſt- oder Unluſtgefühlen. Es gehören vorzugsweiſe hierher der eigenthümliche Paarungsruf, die Warnrufe, Fütterungsrufe und ähnliche Locktöne der Vögel und Thiere überhaupt, wie ſie in der vielfältigſten Weiſe unter den verſchiedenen Arten vorkommen. Auf einer zweiten Stufe, auf welche auch die Affen treten, werden zu der Reihe dieſer mitgetheilten Töne zugleich die Geberden zu Hülfe genommen, um durch beſtimmte lebhafte Bewegungszeichen den Laut zu begleiten und ihm mehr Eindringlichkeit und Nachdruck zu verleihen. Hier indeſſen bleiben nun die lebhaften Affen ſtehen, erſt der aufrecht gehende Menſch ſucht weiter vorzudringen, er iſt es, der die Interjectionslaute zugleich klarer artikulirt. Durch feinere Ausathmung und eine ſich daran anſchließende feinere Schwingungsfähigkeit der Stimmbänder und beſſere Zungenbeweglichkeit gelingt es dem Menſchen, die Töne eigenthümlich zu färben und ſprachlich zu charakteriſiren, und ſo, ſehen wir, hebt ſich nur der Menſch auf die von Lazarus und Steinthal hervorgehobene ſogenannte „charakteriſirende Sprachſtufe". Allein hier nun liegt das eigentliche Räthſel der Sprachentwickelung; denn wie bereits oben genauer angedeutet, beſaß der Menſch zwar die Mittel, vielerlei gefärbte Töne von ſich zu geben und Vielfaches zu charakteriſiren, ſomit viele Dinge zu bezeichnen, allein die Vortheile dieſer von allen Seiten individuell beigebrachten Bezeichnungsarten kamen der Verſtändlichkeit in der Mittheilung keineswegs zugute, da die Lautbiegungen im einzelnen zu ſehr ſubjectiv wechſelten und, von allen Seiten individuell herbeigezogen, zu ſehr durcheinanderfuhren, ſodaß die ſprachfähige, vielleicht eben nur zu ſehr auf dieſer Stufe redſelige Geſellſchaft ſich hier in Bezug auf das Verſtändniß auf dem weiten Gebiete des unbeſtimmten Errathens befand, ein Zu-

[illegible] der auf die Dauer bei so großen Anlagen unerträglich wer-
[illegible] [illegible] [illegible] [

bar für Abweſendes oder Zukünftiges in einer größern Gemeinſchaft gelten zu können, und von der Menge mit dem vollen Werthe beſtimmter, allgemeiner Verſtändlichkeit unter allen Umſtänden bezahlt zu werden. Die Interjectionen, ſahen wir, waren Laute, die ſogleich von allen und zwar unmittelbar verſtanden wurden; aber woher entſtanden diejenigen Laute, die ſich gleichfalls allgemeines Verſtändniß errangen, ohne daß ſogleich ihre Beziehungsfähigkeit von jedem deutlich und direct erkannt wurde? Daß nun der erſte und früheſte Anſtoß für den Uebergang von der unmittelbar verſtändlichen Sprachſtufe durch directe Zeichen und Reflexbewegungen ſowie durch Interjectionslaute, zur charakteriſirenden Sprachſtufe (auf der durch individuell herbeigezogene Laute, die ſich ſubjectiv für jeden verſchieden geſtalteten, erſt indirect Verſtändniß erzielt werden ſollte), die „Tonnachahmung“ war, das nachzuweiſen ſoll im Folgenden unſere Aufgabe ſein. Wie ſich zeigen wird, iſt es der dem Menſchen ebenſo wie dem Affen angeborene hohe Nachahmungstrieb (der in der menſchlich-ſtaatlichen Gemeinſchaft indeſſen einen ganz beſondern bei den Affen nicht mehr nachweisbaren hohen Aufſchwung nach einer Richtung hin nahm), welcher der Sprachentwickelung auf der charakteriſirenden Stufe zur Stütze diente. Die objectiven „Ahmlaute“ erhalten daher in der Sprachentwickelung eine hohe Bedeutung.

Bevor wir jedoch hierauf genauer eingehen, wird es von Wichtigkeit ſein, einige Worte über die ſogenannte Onomatopöie oder Schallnachahmung überhaupt vorauszuſchicken.

Daß ſich in der früheſten Zeit bereits neben der Stimmfähigkeit auch das Tongedächtniß beim Menſchen ſehr raſch ſtärken mußte, iſt bei der großen Beziehungsfähigkeit des Ohrs zu den Sprachwerkzeugen an ſich ſelbſtverſtändlich, und ſeit langer Zeit haben daher die Forſcher, die ſich mit dem Räthſel der Sprache beſchäftigt haben, auf dieſen Umſtand hingewieſen und auf diejenigen vielfachen Laute in allen Sprachen aufmerkſam gemacht, die ſcheinbar den in

der Laute verschiedener Klangart verschieden schienen. Allein die genauere Betrachtung hat mich und mich machen, daß diese Art der Lautklassifikation für die Entwicklung der Sprachlaute von gar keiner Bedeutung ist und im Grunde verworfen werden muß."

---

* Es ist verständlich, in welchem Sinn Steinthal davon spricht, daß Lautklassifikation für die Sprachlaute vollständig zu verwerfen sei, wie es für uns die Schleicher'schen Urlaute in Sprachwurzeln waren. Er sagt S. 147 seiner Schrift über „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft": „Die Jugend und Lebendigkeit [illegible] der Sprache [illegible] macht, dem Sprachgefühle zum Theil noch so unbewusst [illegible] [illegible] [illegible]

Wenn wir oben nun dennoch darauf hindeuteten, daß die Schallnachahmung, oder beſſer die Tonnachahmung und die nachahmende Toncharakteriſtik, als der eigentliche Stamm und urſprünglich objective Halt angeſehen werden muß, an welchem ſich die Reihe von nur mittelbar verſtändlichen und charakteriſirten Urlauten allgemein verſtändlich emporranken konnte, um ſo auch das Abweſende (abweſende Perſönlichkeiten oder Gegenſtände) in der beſtimmteſten Weiſe bezeichnen zu können, ſo iſt es in pſychologiſcher Hinſicht höchſt wichtig, zu unterſuchen, welche Objecte im Unterſcheidungshorizonte des Menſchen die früheſten und ſicherſten äußern Anknüpfungs- und Bezeichnungspunkte hierzu geboten haben.

Hier ſind nun in erſter Hinſicht allerdings die der Natur nachgeahmten Laute zurückzuweiſen, d. h. ſolche, die ihre Charakteriſtik etwa tönenden kosmiſchen Wahrnehmungen verdanken.

ſation und vieler anderer Bedenken (wie auch oben aus dem Texte hervorgehen wird), anerkennen, daß die nachahmende Artikulirung ſich nicht inſtinctiv an die unbeſtimmten Naturlaute, ſeien es ſolche von Natureindrücken oder thieriſche Laute, anlehnen konnte, ſo dürfen wir trotzdem aber den onomatopöietiſchen Werth unſerer menſchlich artikulirten Laute hier, wo es ſich um die Unterſuchung der Fortbildung der Urlaute zu feſten Wurzeln handelt, nicht ganz überſehen. Zwar iſt es richtig, wie Geiger (S. 26) bemerkt, „daß kein einziges Beiſpiel wirklicher Schallnachahmung bisjetzt aufzubringen geweſen und manches ſehr ſcheinbare bei näherer Betrachtung (wie z. B. rollen) in eine beſchämende Enttäuſchung umſchlägt"; aber es iſt etwas ganz anderes, hierbei an eine inſtinctiv nachahmende und nachmalende Tonbewegung im Hinblick auf die Außenwelt im weitern Sinne zu denken, als vielmehr in Rückſicht auf eine nachahmende Toncharakteriſtik nur an die inſtinctive Nöthigung, die in der Wechſelwirkung ſprechender Individuen bei artikulirter Lautgebung ſelbſt liegt. Hier werden die Laute in einer ähnlichen Weiſe ſympathetiſch zu folgen gezwungen, wie unſere Füße beim Marſchiren anderer durch etwaige Muſikbegleitung nach einer beſtimmten Richtung mit fortgeriſſen werden. Dieſe Nachahmung könnte man zunächſt derjenigen an die Seite ſtellen, die Wilhelm von Humboldt die ſymboliſche nennt, und der er namentlich mit Bezug auf die Alliteration eine große Herrſchaft rückſichtlich der primitiven Bezeichnungsweiſe zugeſteht; dennoch iſt eine inſtinctiv nachahmende Tonfixirung und Wurzelbildung, welche, wie wir im Texte zeigen werden, gezwungen dem hervorragenden „Tonangeber" folgt, noch von höherer Bedeutung wie dieſe.

Die allgemeinen Gründe, die wir hiergegen neben dem, was wir unten in der Anmerkung hervorhoben, nothwendig geltend zu machen haben, kommen zwar erst im genauern im folgenden Abschnitte (wo von der natürlichen Entwickelung der menschlichen Religion gehandelt wird) zur Sprache, doch müssen wir dieselben andeutungsweise schon hier erwähnen, um die Thatsache zu erklären, daß bisher dem Sprachforscher kaum ein einziges Beispiel *geglückt* ist, Worte, die sich eng an tönende Naturereignisse anknüpfen (wie Donner, Blitz u. s. w.), thatsächlich aus einer *schallnachahmenden Wurzel* zu erklären, sondern daß vielmehr umgekehrt alle Erklärungsversuche in Bezug hierauf nach einer ganz andern Richtung geführt haben.

Hier begegnet uns nun zunächst wiederum der mehrfach hervorgehobene Einwand, nach welchem der Mensch im Unterschiede vom Thiere ursprünglich eine ganz bestimmte und eigenthümliche Sinnesanlage besitzen sollte, die ihn für die Einflüsse der Naturereignisse empfindlicher gestimmt habe. Nach dieser Ansicht sollte der Mensch unter allen Geschöpfen ganz besonders geartete Nerven und Sinne mit auf die Welt gebracht haben, die ihm ein größeres Verständniß und ein eigenes Interesse für die Begebenheiten im Naturleben, besonders aber für die Ereignisse des Himmels, wie etwa Sturm, Regen und Gewitter u. s. w., verliehen. Nur erst im Folgenden werden wir Gelegenheit finden, das Falsche und Unhaltbare dieser Ansicht vom Gesichtspunkte der vergleichenden Psychologie, sowie vom Standpunkte der vergleichenden Ethnologie zu zeigen, an dieser Stelle liegt es uns vorerst nur ob, nachzuweisen, daß ebenso wenig wie vom psychologischen Gesichtspunkte auch durch die Thatsachen aus dem Gebiete der menschlichen Sinnesphysiologie uns für diese so viel vertretene Ansicht irgendwelche haltbaren Anhaltepunkte geboten werden.

Keiner von den höhern und in die Ferne wirkenden Sinne des Menschen gibt uns die Berechtigung, eine besondere nervöse Erschüt-

terungsfähigkeit durch die Ereigniſſe und Objecte des Naturlebens am Himmel angeborenerweiſe für ihn anzunehmen und den übrigen Thieren gegenüber zu begründen. Denn gerade Auge und Ohr des Urmenſchen, ſahen wir, thun es in keiner Beziehung den gleichen Sinnen der ihm nahe ſtehenden Thiere zuvor, im Gegentheil zeigen uns beim Menſchen die urſprünglichen Grundverhältniſſe des Entwickelungslebens, daß, um Auge und Ohr *nachträglich* ſchärfer zu bilden, von ganz anderer Seite der menſchlichen Sinnesfertigkeit (nämlich vom Taſtſinn und von der Handentwickelung aus) bildende Rückwirkungen ſtattfanden. Die *angeborenen* phyſiologiſchen Vortheile lagen nur auf ſeiten eines beſſer und feiner entwickelten Taſtgefühls für den Urmenſchen, dieſes Talent mußte, wenn auch auf Umwegen, wie wir ſahen, zur Sprachentwickelung führen, und durch dieſe wurde im Hinblick auf die Lautdifferentiirung und die mit ihr wachſende ſinnliche Unterſcheidungsſchärfe auch *allmählich* Auge und Ohr nachträglich beim Menſchen beſſer gebildet. Eine *urſprüngliche Begabung* nach ſeiten dieſer Sinne anzunehmen erſcheint daher phyſiologiſch unmöglich.

Wir haben uns im Verlaufe unſerer Unterſuchungen auf das ſtrengſte *gegen jede Angeborenheit* zu wahren, gegen keine ſolche aber in der Folge mehr als gegen die urſprüngliche Angeborenheit beſtimmter, nur dem Menſchen eigenthümlicher Gefühle für die äußere Natur, oder Beziehungen der höhern Sinne zu den übermächtigen Naturerſcheinungen. Der weitere Verlauf unſerer Unterſuchungen wird uns genauer lehren, daß dieſe beſondern Gefühle und Beziehungen der Sinne erſt auf Grund beſtimmter ſpäterer und näherer Erfahrungen ins Leben treten konnten, nicht aber urſprünglich angeboren vorhanden waren. Der Kreis des angeborenen, dem Urmenſchen zukommenden Intereſſes, und ſein mit dauernder Aufmerkſamkeit beleuchteter Apperceptionskreis, *war urſprünglich viel enger gezogen*, und wären es nicht eine große Reihe beſtimmter Thatſachen, die uns dringend darauf verwieſen, dieſe An-

machen zu müssen. Es möge an dieser Stelle (wo wir noch nicht zum Verständnisse der Religionsentwickelung, sondern nur vom Standpunkte der empirischen Psychologie überhaupt zu urtheilen haben) genug das bekannte Factum genügen, daß Auge und Ohr des Menschen in vielem Falle genügend zu thun hatten, die mannigfache Umgebung genau zu beobachten, denn sie waren getrieben durch den harten Kampf ums Dasein sich in einem engern, nahe liegenden Kreise auf das nächste zu beschäftigen. Aus diesem Grunde mußten in der allerfrühesten Urzeit diese beiden Sinne den Kampf und siegbringend bleiben für das alltägliche und für wiederkehrende Gehen und Kommen aller entfernteren Erscheinungswelt. Hierzu ist das Gewitter nicht ausgeschlossen, da es für jedermann bei einem intelligenten Thiere so leicht gewesen. Die aufgespeicherte Macht der Gewohnheit war es eben, die Auge und Ohr in dieser Hinsicht ursprünglich abstumpfte oder die es vielmehr machte, daß nicht früher ein bestimmteres Interesse [illegible] auch Religion hierfür erwachsen und aufkommen konnte als es den Reizen der Erfahrung ein geschichtlich gegebener Anlaß sich darüber in bestimmtester Weise entwickelte. Alles dieses wird zu dem Abschnitt über die Religion, und wir dies haben wir hier festzustellen, resp. zu erklären, daß die Entwickelung der Urlaute zu Wurzeln sich frühestens überhaupt nicht anknüpfen konnte an hervorragende tönende Naturerscheinungen, da der Urmensch dieselben ebenso wenig wie die Deciduatenaffen ursprünglich eines besonderen Interesses würdigte. Kein Wunder daher, daß auch die Schallnachahmung solcher Naturereignisse zur Feststellung der Wurzeln keine wirklichen Ergebnisse geliefert hat.*

* Zu Beweis der indogermanischen Benennung des Donners lesen wir in Max Müller's „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache": „Wer bildet sich nicht ein, im Worte Donner oder im englischen thunder eine Nachahmung jenes dröhnenden, rollenden Geräusches zu vernehmen, das die alten Germanen ihrem Gotte Thor zuschrieben, wenn er Kegel schob? Dennoch ist

Verbietet uns ſo, wie wir ſehen, die pſychologiſche Analyſe, die Schall- und Tonnachahmung an derartige Naturereigniſſe anzulehnen, ſo nöthigt uns die Rückſicht auf andere, im Folgenden hervorzuhebende Bedenken gleichfalls, dieſe Nachahmungsweiſe an die vom Urmenſchen gehörten rohen, unartikulirten Thiertöne anzuknüpfen. Ohne Zweifel ſtand der noch halb thieriſche Trieb des Urmenſchen zu den Thieren in einer viel nähern und engern Beziehung wie zu den ihm viel entfernter liegenden Ereigniſſen des Himmels und der todten Materie, und recht wohl wird es uns erklärlich, wie die noch umflorte Phantaſie des Urmenſchen, die alle Außengegenſtände, und zwar ſelbſt die todten Objecte beſeelte, d. h. als lebende Weſen vorſtellte, raſch dahin gelangen konnte, in dieſen todten, aber lebendig geglaubten Objecten etwas Thierartiges zu ſehen, um ſie ſo in noch undeutlicher Weiſe der Unterſcheidung thatſächlich mit Thieren zu verwechſeln, obwol uns freilich dieſe ſehr

---

Donner offenbar von dem lateiniſchen tonitru nicht verſchieden. Die Wurzel iſt tan, ſtrecken, ſpannen. Von dieſer Wurzel haben wir im Griechiſchen tonos, Ton, indem der Ton durch das Spannen und Vibriren der Saiten hervorgebracht wird. Im Sanskrit wird der Klang des Donners durch dieſelbe Wurzel tan ausgedrückt, aber in den abgeleiteten Formen tangu, tangatu und tangitnu bemerken wir keine Spur von jenem dumpfen Rollen, das wir aus dem lateiniſchen tonitru und dem engliſchen thunder herauszuhören glaubten. Dieſelbe Wurzel tan, ſtrecken, bietet einige Ableitungen dar, die von jeder Rauheit und jedem Lärm weit abliegen. Das lateiniſche tenar, franzöſiſch tendre, engliſch tender iſt von ihm abzuleiten u. ſ. w." (Vgl. übrigens die geiſtvollen Erörterungen hierüber bei Geiger, „Urſprung und Entwickelung der menſchlichen Sprache und Vernunft", S. 308 fg.)

Es iſt daher in Rückſicht auf die exacte pſychologiſche Analyſe anzunehmen, daß alle diejenigen Verbalworte, die wir als Wurzeln anſehen und die ſich an andere kosmiſche Beziehungen knüpfen, keine urſprünglichen Wurzeln ſind, ſondern ſich erſt in der Zeit gebildet haben, als der primitivſte Uebergangsproceß von den Urlauten zu den Urwurzeln vollzogen war, ſodaß die letztern bereits gangbares Verſtändniß erlangt hatten, ſich überhaupt, wie wir ſehen werden, bereits Kryſtalliſationspunkte gebildet hatten, von denen aus die weiter ſchreitende Wortbildung in eine nachahmungsfähige, natürliche und gemeinſame Richtung geleitet wurde.

weitgehende Art der Verwechslung die unterscheidende Sinnesschärfe, soweit sie bereits dem Urmenschen seiner Selbsterhaltung halber im Kampfe ums Dasein zuerkannt werden muß, verbietet. Allein alles das sei hier dahingestellt, anerkennen müssen wir immerhin, daß die Thiere und deren Laute dem Menschen ein höheres Interesse abnöthigten wie die todten Außendinge oder die entferntern Naturerscheinungen; denn mit den Thieren lebte und webte der Mensch, viele von ihnen waren ihm sympathisch, viele ihm antipathisch, jene flößten ihm Zuneigung ein, diese dagegen reizten ihn zum Haß, zum Abscheu und zur Verfolgung. Im fortdauernden freundlichen oder feindlichen Umgange mit den Thieren konnten sich daher leicht die Töne der Thiere dem Ohre des Menschen einprägen, und er konnte sich dieselben recht wohl leicht merken und appercipirend aufnehmen. Allein so unzweifelhaft wir den Umständen gemäß die nachahmende Aufnahme von Thierlauten beim Urmenschen vorauszusetzen haben, so wenig waren auch diese Töne geeignet, bei etwaiger Nachahmung einen genügenden Stamm von objectiv deutlichen Wurzeln abzugeben, vermöge deren der Urmensch aus der interjectionalen verständnißvollen Unmittelbarsprache in das Sprachbereich „der übereinstimmend mittelbaren Beziehungen" hätte übertreten können. Wir müssen auch hier zuerst das Bedenken berücksichtigen, daß die ursprünglich jedenfalls noch sehr unvocalische Sprachweise des Urmenschen keineswegs dazu geeignet war, die vorwiegend ins Ohr fallenden Thierlaute übereinstimmend wiederzugeben, und mehr noch, wir müssen uns bezüglich der Aufnahme solcher dem Menschen fremden Laute überhaupt verwahren. Es handelt sich ja um die Frage, wie und in welcher Weise sich übereinstimmende Wurzeln und Urlaute auf der „Sprachstufe der mittelbaren Beziehungen" bilden konnten. Ohne Zweifel hat der Urmensch viele Töne aus dem Naturreiche unwillkürlich nachgeahmt, aber zu Sprachwurzeln haben sich diese Töne dennoch nicht ausbilden können; denn alle diese Nachahmungen, sollten sie klar

verſtanden werden, paßten in das vorwiegend unvocaliſche Idiom des Urmenſchen nicht hinein, und hätten ſie ſelbſt klar und allgemein verſtändlich hineingepaßt, ſo hätten gerade ſie in der Bezeichnungsweiſe einer ſehr ſubjectiven Vieldeutigkeit Raum gegeben. Denn die verſchiedenſten Erinnerungsbilder hätten ſich für jeden andern daran knüpfen können, und ein übereinſtimmendes Verſtändniß hätte ſich vielleicht nur äußerſt gezwungen und durch die größte Abſicht herbeiführen laſſen. Und auch das wäre noch zu beſtreiten, ſobald wir überhaupt bedenken, wieviel tauſendfache Thierlaute und Naturlaute ſich dem Menſchen zur Aufnahme darboten, um ſich ihm je nach Individualität zu irgendeiner Bezeichnungsweiſe aufzudrängen. Individuelle Auffaſſung und Subjectivität, ſehen wir, würden aber ſelbſt unter den geeignetſten Umſtänden jede objective Uebereinſtimmung bezüglich einer verſtändlichen Mittheilungsweiſe in Bezug hierauf vernichtet haben. Und wahrlich, wir wären genöthigt, uns die ſprachſchöpferiſche Urgemeinde der Menſchheit als höchſt geiſtvoll und erfinderiſch vorzuſtellen, was ſie doch jedenfalls noch nicht war, wollten wir zugeben, daß man auf der früheſten Sprachſtufe ſich durch Interjectionen, Geberden und endlich hierbei durch eine beliebige Auswahl daran geknüpfter, halb unverſtändlich wiedergegebener Thier- und Naturtöne habe mit ſeinen Genoſſen verſtändlich machen wollen. Dieſe Art von rein ſubjectiver und zufälliger Zuſammenſetzungsweiſe verſchiedener Sprachbruchſtücke haben wir gänzlich aus dem Bereiche unſerer Unterſuchung auszuſchließen, denn wir müſſen als erſte Regel in pſychologiſcher Hinſicht feſthalten, daß unter dem noch vorwiegend herrſchenden Einfluſſe des Inſtincts die ſubjective Willkür, ſowie die unberechenbare Zufälligkeit, ebenſo wenig wie die wohlberechnete Abſichtlichkeit, in irgendwelcher Beziehung, am wenigſten aber in ſprachlicher Beziehung in der menſchlichen Urgemeinde einen größern und freiern Spielraum hatten. Alle dieſe Rückſichten verbieten uns alſo, in Bezug auf die Feſtſtellung von Wurzeln, d. h. in Bezug auf die Fixirung ſolcher beſtimmten Urlaute, die

zugleich durch daran geknüpfte objectiv übereinstimmende innere Vorstellungen und Begriffe allgemeine Cursfähigkeit des Verständnisses erlangen sollten, auf die Thierlaute und Naturlaute überhaupt einen größern Werth zu legen. Aber selbst angenommen, solche Laute wären in der frühesten sprachbildenden Zeit zufällig aufgetaucht, so wären sie dennoch durch sprachlich rasch vorschreitenden Umschmelzungsprocess entweder wieder sehr bald in ihrer Verständlichkeit verloren gegangen, oder sie wären als fremde Laute dem bildungsfähigen artikulirten Sprachflusse des Menschen hinderliche Elemente gewesen, die sich rasch wieder ausgeschieden hätten und also dennoch bald unverständlich verflossen wären.

Wir sehen also, daß weder tönende Naturereignisse noch Töne thierischer Wesen die geeigneten äußern Anknüpfungspunkte zur Feststellung von objectiven Sprachwurzeln boten, die auf der sogenannten charakterisirenden Sprachstufe (wo es sich um die allgemeine Uebereinstimmung von innerlich und äußerlich herbeigezogenen und oft auseinandergehenden Bezeichnungsweisen für das allgemeine Verständniß handelt), gefordert wurden. Wir sind daher gezwungen, uns nach andern Anknüpfepunkten für die Tonnachahmung umzusehen und zwar nach solchen, bei denen der Laut und die durch ihn zu erzielende verständliche Bezeichnung eine innige und dauernde Vermählung eingingen, welche ferner durch das ursprüngliche Idiom des Menschen leicht reproducirt werden konnten, und die sich zugleich an solche äußere Stützen anlehnten, von welchen getragen sie allgemeine Anerkennung und Verbreitung gewannen; denn nur durch die beiden letzten Bedingungen konnte sich für mittelbare Beziehungen durch Laute auch eine Uebereinstimmung in Bezug auf Verständniß unter verschieden vorstellenden und abweichend auffassenden Menschen herstellen. Wir sehen, um übereinstimmendes Verständniß hinsichtlich mittelbar herbeigezogener Erinnerungsbilder durch Laute zu erzielen, muß nicht nur die Tonerinnerung in der Weise geweckt werden, daß bei äußerer Reproduction gewisser Laute gleichzeitig innerlich eine

beſtimmte Vorſtellung wieder auftaucht, die ſich mit dem Laute verſchmolzen hatte, ſondern der reproducirte Laut muß auch eine äußere beſtimmte Stütze beſitzen, die ihm nebſt ſeiner Bedeutung im Kreiſe einer großen Anzahl Sprechender allgemeine Anerkennung, Allgemeinverſtändniß und Verbreitung erwirbt. Während wir eine Reihe von Grundbedingungen, die zur Aufnahme von Sprachlauten auf der charakteriſirenden Stufe und zur Feſtſtellung von „innern Sprachformen" dienten, durch die trefflichen Arbeiten von Steinthal ſeit längerer Zeit pſychologiſch einſehen lernten, hat man es bisher nicht verſucht, auch diejenige Bedingung eingehender hervorzuheben, welche ſich auf die objective Stütze und den Anknüpfepunkt bezieht, die allein dem aufgenommenen Laute ſeine dauernde Anerkennung und Verbreitung, und ſomit ſein allgemeines Verſtändniß ſicherten.

Unſere Aufgabe alſo wird es jetzt ſein, diejenigen äußern Stützen, und ebenſo diejenigen hervorragenden Laute als Grundbeziehungen nachzuweiſen, an welche der ſprachliche Bildungsproceß ſich anlehnte, ſodaß hieraus eine Reihe von Wurzeln emporwuchſen, die für einen geſchloſſenen Sprachkreis gangbare Münze objectiven Verſtändniſſes werden mußten. Man wähne nicht, durch Sprachvergleichung und durch ſprachliche Analyſe die urſprünglichſten allgemeinverſtändlichen Wurzeln beſtimmter Sprachſtämme noch heute nachweiſen zu können, dieſe Aufgabe iſt vielmehr rein pſychologiſcher Natur und liegt weit über das Gebiet unſerer heutigen Sprachforſchung hinaus; denn dieſe geht nur auf den hiſtoriſchen Wurzelſchatz zurück, um hier zu enden und zu beginnen. Der Sprachforſcher aber, der ſich bemüht, genauer in die pſychologiſche Analyſe einzudringen, wird bald erkennen, daß hinter dem hiſtoriſchen Wurzelgebiete der Sprachen bis zu der Interjectionsſtufe rückwärts noch ein uns völlig dunkles und verhülltes Zwiſchengebiet der Sprachentwickelung liegt, das aufzuhellen wir allein der Pſychologie zu überlaſſen haben.

Innerhalb der Zwiſchenzeit, in der ſich die ſprachliche Ent-

wickelung von der Lautgeberverſtändigung durch Interjectionen und Reflexlaute bis zur Stufe der verſuchten Verſtändigung durch mittelbare Bezeichnungen und charakteriſirte Laute bewegte, war der Sprachproceß noch äußerſt flüſſig und flexibel, ſodaß von beſtimmten feſten und conſolidirten Wurzeln noch keine Rede ſein konnte. Denn innerhalb dieſer Zeit vollzog ſich eben erſt nach und nach die Kryſtalliſation der urſprünglichen Wurzeln, und es begannen ſich allmählich in Verbindung hiermit dieſelben als Fixationspunkte gleichſam erſt wie feſte Inſeln aus dem Strome des flüſſigen ſprachlichen Schmelzproceſſes hervorzuheben, um ſo die erſten feſten Anſatzpunkte allgemeinverſtändlicher Bezeichnungsweiſe darzubieten. Aber wo waren in dem allgemeinen Gewirre, das die Phaſe kennzeichnete, in welcher ſich der Sprachproceß in jenem angedeuteten Uebergangsſtadium befand, dieſe Anſatzpunkte zu ſuchen? Wie konnte dieſes Gewirre ſich klären und gewiſſermaßen kryſtalliſirend niederſchlagen? Dieſe Kryſtalliſationspunkte ſind nun im Grunde gar nicht ſchwierig zu bezeichnen: denn unſer Sprachſchatz hat uns ein Wort bewahrt, das direct auf dieſe Anſatzpunkte hinweiſt und dieſelben uns deutlich genug bezeichnet. Sind doch die tiefſten Grundgeſetze des ſprachlichen Proceſſes noch immer thätig, und wenn wir noch heute bei urſprünglicher Bildung von Sitten, Gebräuchen, Redensarten und Schlagwörtern unwillkürlich den ſogenannten „Tonangebern“ folgen, ſo klärt uns dieſes Wort gewiſſermaßen auch über die Natur jener früheſten Anſatzpunkte auf. Denn wie ſich im Folgenden zeigen wird, waren im wahren Sinne des Wortes die früheſten Bildner der Sprache, die das Sprachgewirre durchbrachen und den Knoten durchhieben, die ſogenannten „Tonangeber“. Und wie hätte ſich auch das babyloniſche Durcheinander jener Phaſe des Sprachproceſſes beſiegen laſſen, hätte es nicht eben hervorragende Punkte gegeben, an denen ſich die Wellen dieſes Chaos brachen? Dieſe Punkte mußten, wie uns die Bedingungen zeigen werden, zugleich hervorragende Perſonen ſein; denn ſollten ſie als Bildner der

Sprache nicht in jenem obenerwähnten Strome des ſubjectiven Durcheinanderredens untergehen, ſollten es wahre Angeber des ſprachlichen Tones werden, ſo war die erſte Bedingung hierzu dieſe, daß ſie innerhalb eines ſprachbildenden Kreiſes allen Mitgliedern gemeinſam ſichtbar waren, um von allen gekannt und mit einem hohen Grade von Aufmerkſamkeit bezüglich der Nachahmung in ihren Tonangaben verfolgt und beachtet zu werden. Mit Einem Worte, es mußten dieſe früheſten Ton- und Sprachangeber urſprünglich bedeutende und hervorragende Perſönlichkeiten ſein, damit ſie die Menge beachtete. Eine Reihe an dieſen wahrgenommener charakteriſtiſcher Laute, die ſich in Rückſicht auf Thun und Handeln jener Perſönlichkeiten mit der Anſchauung gewiſſer Thätigkeiten derſelben aſſociirt hatten, konnten alsdann, ſobald ſolche von andern wiederholt und nachgeahmt wurden, unwillkürlich und unzweideutig nicht ſowol an die betreffenden Perſönlichkeiten ſelbſt, ſondern auch zugleich an die damit verſchmolzenen Handlungen derſelben erinnern. Und eben dieſe Unzweideutigkeit, mit der der reproducirte Laut von der Menge der Hörer aufgefaßt, bezogen, nachgeahmt und verſtanden wird, iſt es, auf die es hier beſonders ankommt, denn gerade in dieſer liegt ja das Weſen der Uebereinſtimmung, beziehungsweiſe das allgemeine Verſtändniß, um das es ſich weſentlich hier handelt. Verſtändniß und Uebereinſtimmung haben wir eben feſtzuſtellen und zu erklären, ſobald wir aus jener unerträglichen Sphäre einer ſubjectiven Alldeutigkeit* der Urlaute herauskommen

* Ich erwähne bei dieſer Gelegenheit, daß es ſich hier vorerſt nur um die Erklärung gemeinſchaftlich und übereinſtimmend aufgenommener verſtändlicher Wurzelworte, reſp. Urlaute handelt. Die Erklärung dieſer Thatſache hat nichts zu thun mit der Frage nach dem Verſtändniß innerhalb der bereits übereinſtimmend geſprochenen Sprache. Denn auch innerhalb einer bereits übereinſtimmenden Bezeichnungsweiſe kann das genauere Verſtändniß noch immer divergiren, und Lazarus ſagt richtig: „Die vorhandene Individualität der Empfindungen und die fehlende Individualität ihrer Bezeichnung bewirken gemeinſchaftlich einen Abſtand und Unterſchied in den Gedanken, die mitgetheilt

wollen, um beſtimmte Sprachkryſtalle als feſte Anſatzpunkte und übereinſtimmende Wurzeln zu gewinnen, deren verſtändlicher Werth jetzt ein für allemal für eine längere beſtimmte Dauer geſichert ſchien, damit ſich an der ſo gewonnenen objectiven Wurzel neue Anſätze und Umbildungen von gleichem Werthe des Verſtändniſſes vollziehen konnten.

Wenn wir nun in Rückſicht auf unſere frühern Ausführungen anzunehmen haben, daß die früheſten kleinern ſprachſchöpferiſchen Kreiſe im weſentlichen zuſammenfielen mit den erſten ſtaatlichen Urgemeinſchaften, ſo iſt es leicht, dieſe hervorragenden Kryſtalliſationspunkte bezüglich der erſten allgemeinverſtändlichen mittelbaren Sprachbeziehungen als Perſönlichkeiten näher zu bezeichnen. In keiner ſprachfähigen Urgemeinſchaft gab es, wie wir im vorigen Kapitel ſahen, einen allgemeiner beachteten Punkt bezüglich der Nachahmung beſtimmter Gebräuche und hervorragender Gewohnheiten, die zugleich bei den übrigen Verbreitung fanden, als das Haupt des Stammes, den Stammälteſten und den Führer der Gemeinſchaft. Wir haben im letzten Kapitel geſehen, wie tief inſtinctiv und in vieler Hinſicht ſozuſagen noch phyſiologiſch der Beobachtungsſinn, die Nachahmung und die Anhänglichkeit in der ſtaatlichen Urgemeinſchaft mit der Perſönlichkeit des leitenden Oberhauptes verwachſen waren. Die charakteriſtiſche Tonfärbung ſeiner Stimme übte daher, wie wir mit Recht anzunehmen haben, ganz unwillkürlich auf alle Glieder der Gemeinde eine geiſtige Gewalt, alle behielten ſie, verſchmolzen mit

---

und empfangen werden." In einem bei weitem höhern Grade machten ſich aber die ſich hieraus ergebenden Schwierigkeiten urſprünglich dort geltend, wo es ſich um die erſte Feſtſtellung von Wurzeln für den emporwachſenden Sprachſtamm handelte. Die von Lazarus bei dieſer Gelegenheit gegebenen Ausführungen („Leben der Seele", Buch 2, Kap. 5: „Die Congruenz von Geiſt und Sprache und das Verſtändniß") beziehen ſich großentheils nur auf die Schwierigkeiten, die innerhalb der geſprochenen und verſtandenen Sprache für die genauer übereinſtimmende Mittheilung entſtehen. (Vgl. die Anmerkungen am Schluſſe des Kapitels.)

ſeinen Thätigkeiten und Handlungen, treu im Gedächtniß, und dem unter den Urmenſchen hochentwickelten Nachahmungstriebe mußte es daher unwillkürlich gelingen, eine Reihe ſeiner charakteriſtiſchen Laute, die man mit Handlungen und Gebräuchen wiederholentliche Verbindungen eingehen ſah, übereinſtimmend und verſtändnißvoll für alle zu wiederholen und wiederzugeben. Wurden dieſe Charakteriſtica und Laute während der Abweſenheit der mit ihnen verknüpften und feſt aſſociirten Perſönlichkeit bei Gelegenheit der damit verſchmolzenen Handlungen wiederholt, ſo war es unausbleiblich, daß ſich zugleich auch die Beziehung derſelben in dem ganzen Sprachkreiſe allgemeinverſtändlich, d. h. in dieſem Falle ganz unzweideutig, und ohne daß ſie eine Mehrdeutigkeit und ein Errathen nöthig gemacht hätte, vor die Seele der Hörer ſtellte. So, ſehen wir, hatte ſich ein Mittel- und Kryſtalliſationspunkt für die erſten allgemeinverſtändlichen, innern Sprachformen gebildet, und es konnten nun damit Wurzeln entſtehen von wahrhaft objectivem und allgemeinverſtändlichem und mittheilbarem Charakter. Es iſt leicht zu ſehen, daß dieſe urſprünglichen Urlaute als Wurzeln ſich dadurch von den einfachen Interjectionslauten unterſchieden, da ſie an Erinnerungsbildern hafteten, die nun in andern übereinſtimmend wiedererweckt und ſomit verſtanden wurden, weil ſie ihre Beziehung der allgemein anerkannten Autorität in der Gemeinde, auf welche die Blicke aller in gleichem Grade gerichtet waren, zu verdanken hatten. Während der Interjectionslaut nur momentan mit Rückſicht und Beziehung auf die Gegenwart verſtanden und aufgefaßt werden kann, hatte der durch Erinnerung mittelbar bezogene charakteriſirte Urlaut erſt durch ſeine umfaſſende autoritäre Objectivität die Fähigkeit erworben, als bildungsfähige Wurzel zu dienen, an die allein innerhalb eines größern Kreiſes der übereinſtimmend vorſchreitende Sprachproceß anknüpfen konnte. Die umfaſſend übereinſtimmende Erinnerungsfähigkeit ginge ihm aber, wie leicht zu erkennen iſt, unter andern Umſtänden und bei mangelnder Autorität völlig ab. Jeder

Laut, der durch ſeine innere Sprachform verſtändnißvoll und mittheilſam erinnern ſoll, muß daher, wie wir ſehen, übereinſtimmende, autoritäre Objectivität erworben haben, ohne dieſe iſt er werthlos und nicht cursfähig. Es kann uns in Rückſicht auf die pſychologiſche Analyſe hierbei gleichgültig ſein, wie und in welcher Art dieſe Urlaute ſich äußerlich urſprünglich geſtaltet haben mögen, ob ſie in ihrer Ausdrucksweiſe ſchon etwas Vocaliſches an ſich trugen, oder ob ſie, wie zu vermuthen, noch vorherrſchend conſonantiſch waren.* Leicht zu erſehen iſt, daß die erſten Wurzeln je nach dem Idiom der Raſſe etwas anklingend Aehnliches im allgemeinen unter den verſchiedenen einzelnen Sprachkreiſen beſaßen, und wiederum für jeden ſprachſchaffenden Kreis (als Gemeinde) doch auch wiederum neben dem etwas abweichend Beſonderes an ſich tragen mußten; denn das bemerken wir leicht, daß die Charakteriſtik aller emporwachſenden Urlaute von objectivem Verſtändniß zugleich innig verwachſen war mit den Anlagen der einzelnen ſprachſchaffen-

* Die Frage nach dem Ausdrucke der Urlaute hat wiederholentlich die Sprachforſcher zu Unterſuchungen veranlaßt, und um den Punkt aufzufinden, an dem die lautlichen Aeußerungen des Thieres mit den erſten Anfängen der menſchlichen Sprache ſich berühren, hat man ganz beſonders ſeine Blicke auf die Sprachen derjenigen Völker gewandt, die in der Entwickelung am tiefſten ſtehen geblieben ſind. „Bekanntlich ſind die Völkerſchaften Südafrikas, die Hottentotten, Buſchmänner, Kaffern und andere gewöhnlich als Negerſtämme betrachtete Zweige der wollhaarigen, langköpfigen Völkerfamilie bis auf den heutigen Tag auf der tiefſten Stufe menſchlicher Entwickelung ſtehen geblieben und haben ſich am wenigſten vom Affen entfernt. Wie von ihren geſammten phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften, ſo gilt dies auch von ihrer Sprache.“ Mit Rückſicht auf dieſen Satz hat man die Wurzeln der Hottentottenſprache unterſucht, und hier ergab ſich, daß die Hottentotten eine Reihe von ſogenannten „Schnalzlauten“ beſitzen, die in ihrer Art Tongebilde ſind, die in der That wie Trümmer ausſehen aus jener früheſten Zeit der Wurzelbildung, in der das Idiom noch halb thieriſch war (man findet auch bei den Affen ähnliche Schnalzlaute), zugleich aber ſchon gewiſſe charakteriſtiſche Laute darſtellen, die ihrer Eigenthümlichkeit halber die Aufmerkſamkeit zur Tonnachahmung anregen mußten. (Vgl. „Ausland“, Jahrg. 1871, S. 337 fg.: „Die Sprache der Hottentotten.“)

den Kreiſe und ihren lautlichen Mitteln. Nicht zu überſehen haben wir bezüglich der äußern und innern Geſtaltung aller nunmehr ſich hieran anſchließenden Wurzeln und objectiven Urlaute, daß ſie eben ihrer Objectivität halber ſich eine übereinſtimmende Erinnerung an ihre bezüglichen Objecte erzwangen, und indem ſie ſo unwillkürlich und inſtinctiv den Drang nach Mittheilung anregten, auch ebenſo unwillkürlich ſich mit Geberden, Bewegungen und charakteriſtiſchen Handlungen unmittelbar verbanden. Ja noch mehr, da die Geberdenſprache auf der Interjectionsſtufe bereits bei Affen und Menſchen eine ſehr hohe Ausdrucksweiſe erreicht hatte, ſo konnte die Charakteriſtik mittelbar und durch Erinnerung bezogener Wurzeln kaum ohne eine begleitende und verdeutlichende charakteriſtiſche Geberde und Handlung vor ſich gehen, und ſo geſchah es, daß der betreffende Wurzellaut *vorwiegend* eine beſtimmte und häufig vollzogene charakteriſtiſche Geberde, *Handlungsweiſe* und allgemeine Thätigkeit zum erinnernden Ausdruck brachte. Erſt hierdurch wird es pſychologiſch erklärlich, daß in der urſprünglichen Sprache der ganze Gedankenkreis der Mittheilung nur von Thätigkeitsvorſtellungen erfüllt war, und anfänglich *nur Verbalformen* zum Austauſch der Gedanken benutzt wurden, eine Thatſache, die ſich noch heute in dem Schatze unſerer Sprachwurzeln deutlich widerſpiegelt.

Haben wir nun feſtgeſtellt, wie die Wurzeln und mittelbar durch Erinnerung bezogene Urlaute Objectivität und Allgemeinverſtändniß gewinnen konnten, ſodaß ſie als mittheilſame unzweideutige Erinnerungsmünze innerhalb eines ſprachſchaffenden Kreiſes ſichern Curs erhielten, ſo kommen wir nun noch einmal darauf zurück, welche Vortheile der ſich entwickelnde Sprachproceß hieraus zog, und welche Kreiſe es vorzugsweiſe zuerſt waren, aus denen der früheſte Stamm objectiver Erinnerungsbilder emporwachſen konnte, um die Individuen übereinſtimmend zu beleben und der früheſten Begriffsbildung eine allgemeine übereinſtimmende Richtung zu ertheilen.

[illegible]

[illegible] dadurch zu- [illegible] Arbeitstheilung fester [illegible] vollzog, inner- [illegible] befanden, welche die Auf- [illegible] aller Kreise und einzelnen [illegible] eine Aristokratie [illegible] die übrigen Staatsglieder [illegible] diese glücklich [illegible] übereinstimmende [illegible] entstanden, [illegible] die thierische [illegible] kein objec- [illegible] Gedankenverständigung [illegible] Erinnerungsbilder gewor- [illegible] in Rücksicht auf den [illegible] des Menschlichen [illegible] menschliche Sprache [illegible] und der Intelligenz wer- [illegible] unserer Auffassungs- [illegible] zum Bewußtsein brachte, [illegible] gemeinsamer nothwendiger Zu- [illegible] Wurzel erzeugen konnte, die [illegible] das Bereich des philosophischen Gedankenkreises [illegible] Was wäre auch aus dem noch halb thierischen Gedankenkreise des Urmenschen geworden, hätte sich keine gemeinsame und völlig übereinstimmende Bildung innerer und äußerer Sprachformen innerhalb größerer Sprachkreise erzeugen können? Offenbar würde sich unter diesen Umständen die aufkeimende Intelligenz trotz der bessern und höhern menschlichen Anlagen ohne jedes bildende Vehikel befunden haben, der Geist hätte sich so in einem öden Cirkel bewegt, dessen kreisende Wellen alle Fortbildung der Glieder aufgehoben hätten. Trotz aller höhern Charakteranlagen,

trotz aller feinern Begabung des Taſtſinnes wäre der Menſch über die Thierwelt, was ſeine Intelligenz anlangt, nicht hinausgedrungen. Wir erkennen hiermit, welche Vortheile dem Menſchen durch die ſprachlichen Vehikel geboten wurden, obwol wir im Auge zu behalten haben, daß ſich urſprünglich alle zuſammentreffenden Factoren einander bedingen und für die Entwickelung unterſtützen, ſodaß die höhere innere Charakteranlage des Menſchen, die ihn zur ſtaatlichen Organiſation befähigte, auch die Entwickelung der Arbeit und der Handthätigkeit, ſomit das Aufrechtgehen nach ſich zog. Durch die glücklichen Verhältniſſe einer nicht nur gemeinſamen Sprachentwickelung, ſondern einer durch Autorität geſtützten Lautnachahmung und Lautverbreitung war es alſo dem Menſchen allein möglich, die Stufe des vielſeitigen Errathens und der durcheinanderfließenden Lauterzeugung bei der mittelbaren Charakteriſirung und Aufnahme innerer Sprachformen zu überſchreiten. Denn es konnte keine zufällig auftauchende Lautfeſtſtellung wirklich feſten und allgemeinen Beſtand gewinnen, es ſei denn ſie war durch Autorität geſtützt, und ſo allgemeiner Beachtung und Verbreitung unterworfen. Tauſenden von auftauchenden und durcheinanderwirbelnden Lauten und Sprachformen wurde hiermit der Lebensnerv abgeſchnitten, ſie wurden unterdrückt zu Gunſten derjenigen Formen, die durch objective Autorität getragen alle übrigen Laute überragten, indem ſie ſo die Sprachbildung in eine einheitliche Richtung der Entwickelung drängten. Wir unterlaſſen es, die weitern Vortheile der hervorgerufenen Uebereinſtimmung zu ſchildern, ſie liegen zu nahe, als daß ſie hervorgehoben zu werden verdienten.

Legen wir uns nun die Frage vor, welche Begriffe es vorzugsweiſe waren, welche urſprünglich die erſte Veranlaſſung bieten konnten, als urſprünglich indirect bezogene Sprachformen aufgenommen zu werden, ſo haben unſere frühern Ausführungen bereits die Beantwortung dieſer vielleicht nicht unſchwierig ſcheinenden Frage erleichtert.

ſich gezogen haben, als die der hier charakteriſtiſch hervorragenden Perſonen überhaupt? Die Bedeutungen Vater, Mutter, Bruder, Schweſter, Kind, Häuptling, Großvater, Stammälteſter u. ſ. w. waren es daher, welche der Menſch verhältnißmäßig ſehr früh allgemeinverſtändlich durch charakteriſtiſche Laute und Geberden mit darangeknüpften charakteriſtiſchen Handlungen für die Erinnerung wiedergeben lernte. In der That konnten Objecte wie Mann, Greis (alter Mann), Weib, Mädchen, Knabe u. ſ. w., ſich der Tonerinnerung und allgemeinverſtändlichen Lautnachahmung um ſo eher einprägen, als alle dieſe Weſen ſich in ihrer natürlichen Stimmbegabung ſelbſt gegeneinander ſcharf charakteriſirten. An ſolche natürlichen Tonunterſchiede knüpfte die Lautnachahmung daher unwillkürlich an, und da die Nachahmung in der Gemeinde ſelbſt durch die Autorität regulirt und zur Uebereinſtimmung gezogen wurde, bildeten ſich ſehr bald beſtimmte allgemeinverſtändliche Sprachwurzeln, an denen die gegenſeitige Verſtändigung und Uebereinſtimmung offenbar wurde. Bedenken wir nun, wie wenig urſprüngliche Wurzeln im allgemeinen genügten, um durch die verſchiedenſten Biegungen und Differentiirungen den übrigen Wurzelſchatz einer Sprache raſch aus ſich hervorgehen zu laſſen, ſo ſehen wir, daß die hier hervorgehobenen erſten objectiven Anſatzpunkte (die allein im engern Staats- und Familienkreiſe entſtanden waren) eine genügende Anzahl von Grundbeziehungen boten, den früheſten Sprachproceß übereinſtimmend fortzubilden, ohne das Verſtändniß ſinken zu machen. Daß ſich neben dem ſo ausgebildeten früheſten Schatze von allgemeinverſtändlichen Wurzeln auch eine Reihe von andern Worten und Bezeichnungen erzeugte, die nicht überall in der Gemeinde verſtanden, ſondern die nur einem kleinern Kreiſe angehörig blieben, und die daher auch im allgemeinen niemals beachtet wurden, ſondern nur in dem Cirkel ſich Verſtändniß erringen konnten, woſelbſt ſie die Aufmerkſamkeit um ſich geſammelt hatten, das iſt leicht einzuſehen. Etwas Aehnliches ſehen wir ja noch heute. In mancher Einzelfamilie werden

gewiſſe ſpecifiſche Sprach-Charakteriſtica gebildet, welche im häuslichen Kreiſe cursfähiges Verſtändniß haben, ohne daß ſie der Uneingeweihte ſogleich aufzufaſſen und zu verſtehen im Stande iſt. Allein es iſt wohl zu bemerken, daß dieſe ſubjective Einzelcharakteriſtik kleinerer Kreiſe bezüglich des objectiven und allgemeinen Fortbildungsproceſſes der Sprache völlig bedeutungslos war, da ſie nur nebenherlief und alſo nichts zur Sammlung und Objectivität des für einen Sprachkreis ſich feſtſtellenden Wurzelſchatzes beizutragen im Stande war, indem alles ſo Gebildete eben nur ephemerer Natur blieb.

Haben wir ſo den früheſten Kryſtalliſationsproceß der Sprache beleuchtet und eingeſehen, aus welchem Kreiſe und in welcher Art ſich durch Lautnachahmung die früheſten objectiven und ganz allgemeinverſtändlichen Wurzelanſätze als Sprachwurzeln innerhalb einer ſprachſchöpferiſchen Gemeinde bilden konnten, ſo werfen wir nun ſchließlich noch einen kurzen Blick auf den Fortbildungsproceß dieſer erſten Anſätze.

Der Boden, in dem allein die allgemeinverſtändliche und beſtimmt erinnernde Mittheilung und Lautnachahmung aufkeimte, war urſprünglich, wie wir ſahen, eng gezogen, doch waren die einmal fixirten Sprachwurzeln gerade deshalb um ſo feſter und charakteriſirter. In dieſer allgemeinen Befeſtigung bildeten die Urwurzeln einen allgemeinen Stamm, von dem ſich raſch andere Verzweigungen nach verſchiedenen Seiten abbiegen ließen. Anfänglich freilich mußte ſich der vorwärts ſtrebende Drang nach Mittheilung für eine große Reihe verſchiedener erinnerungsfähiger, charakteriſtiſcher Bezeichnungen ſtets beſtimmter, gleichlautender Urwurzeln bedienen. Es zogen indeſſen die urſprünglich gebildeten und feſtſtehenden Wurzeln neben ihrer Bezeichnungsweiſe gleichzeitig eine Reihe anderer beſonderer Nebenbedeutungen an ſich, die, wenn auch nicht ſogleich klar und beſtimmt hiermit ausgedrückt, dennoch annähernd und ungefähr von hier aus verſtanden wurden. Doch trotz dieſer anfänglichen mannich-

fachen Deutigkeit und Vieldeutigkeit der allgemein verſtandenen Urwurzeln, d. h. trotz des Gebrauchs gleichlautender Worte für viele verſchiedene Dinge mußte ſich die Mittheilungsfähigkeit damit ſtärken und erhalten; denn war einmal für einen beſtimmten, wenn auch noch kleinen Wurzelſchatz Uebereinſtimmung und Verſtändniß erzielt, ſo konnte nun ein Differentiirungsproceß der beſtehenden Wurzeln beginnen, indem Zuſammenſetzungen oder Flexionen derſelben gebildet wurden, und die allgemeinverſtändliche Beziehungsfähigkeit konnte ſich erhöhen, ohne der Mittheilungsfähigkeit zu ſchaden.

Wie vollzog ſich jedoch nun dieſer Proceß an den Wurzeln? Offenbar nicht ſo, daß er vorſchritt, ohne ſich an das eigenthümliche Idiom und an die Begabung der Stimm- und Lautmittel einer beſtimmten ſprachſchöpferiſchen Gemeinſchaft anzulehnen, andererſeits zugleich aber ſtets ſo, daß nur ſolche Abbiegungen des Wurzellauts zum Allgemeinverſtändniß kamen, die von ſolchen Perſönlichkeiten herrührten, die durch ihre autoritariſche Stellung im Sprachkreiſe und durch ihren hervorragenden Einfluß die allgemeine Aufmerkſamkeit feſſelten. Dieſe Perſönlichkeiten gewannen in ſprachlicher Beziehung unwillkürlich einen größern Anhängerkreis, durch deſſen Uebergewicht die neuerzeugte Abbiegung den übrigen als adoptirte und allgemein befeſtigte Bezeichnung octroyirt wurde.

Wir ſehen, es wiederholt ſich für den Fortbildungsproceß der Sprache, nur in ausgedehnterm Maße, daſſelbe Geſetz, was wir vorher bei Ausbildung und Feſtſtellung der Wurzeln ſich in einer engern Weiſe vollziehen ſahen, und das auch bei der Sittenverbreitung zur Geltung kam. Es ſind immer wieder die durch Autorität hervorragenden Kryſtalliſationspunkte, von welchen in concentriſchen Kreiſen die Höhe, Tiefe und Richtung der objectiven Sprachbildung und Sitte ſich auszubreiten und zu geſtalten beginnt. Alle Keime, Sproſſen und Schößlinge, die nebenhergehend auftauchen, um durch eigene, zufällige Bewegungen den objectiven Proceß zu zerſtören,

deſſen die Sprache bereits durch die Buchſtabenſchrift von neuem feſter gegliedert und fixirt, ſo tritt bei etwaiger Einverleibung eines ſo begründeten Sprachkreiſes in einen ſehr mächtigen ausgedehnten andern dieſe Zerſetzung nicht mehr in dem Grade ein. Im Gegentheil kann es hier unter Umſtänden geſchehen, daß eine ſolche Sprache völlig unbezwinglich iſt, und nur mit Vornahme der größten Gewaltmaßregeln in einem großen Zeitraume und nach vielen Generationen eine Vernichtung derſelben angebahnt werden kann. Daß bei ſehr ausgeprägter Eigenthümlichkeit einer Sprache ſich dieſelbe in jeder Weiſe zu erhalten ſucht, und beſtimmt geſtaltete Sprachen, die innerhalb eines mächtigen Staates zuſammengewürfelt angetroffen werden, weder verſchmelzen noch ſich zerſetzen laſſen, ſondern anhaltend nebeneinander fortdauern, wenngleich ſie ſich nicht weiter ausbreiten, das iſt uns im allgemeinen aus einzelnen Beiſpielen zu wohlbekannt, als daß es mehr als der Erwähnung bedarf. Macht und Ausbreitung einer Sprache bleiben indeſſen ſtets getragen von dem Anſehen, der Autorität und der Macht des Stammes, dem ſie angehört, in ganz der nämlichen Weiſe, wie die Feſtſtellung aller Objectivität und objectiven Ausbreitung ſich gleichfalls nur an der Hand der Einzelautorität vollzog. Wir ſehen, daß es im Grunde ein Geſetz iſt, das ſich im Laufe des ganzen geſchichtlichen Sprachproceſſes zur Geltung bringt.

So haben uns unſere Unterſuchungen gelehrt, wie innig und unmittelbar der ganze Sprachproceß in ſeiner Ausbildung und Durchbildung ebenſowol verwachſen wie abhängig iſt von der Staatenbildung und der im Staate geregelten Nachahmung von Sitte und Gebrauch.

Mit der Ausbildung der Sprache nun begann, wie bereits angedeutet, ein unberechenbarer Aufſchwung aller geiſtigen Fähigkeiten, vorzugsweiſe aber war es die Erinnerungsfähigkeit, welche ſich durch den zur Uebereinſtimmung geleiteten Nachahmungstrieb ungemein zu ſtärken begann, und die gehobene Erinnerung ſelbſt trug

den culturhistorischen Gesichtspunkt, der die Annahme nahe legt, daß bei einer nach Mittheilung hinstrebenden (wenn auch noch halbthierischen) Gesellschaft der Urmenschen ein gewisser Grad von absichtlicher Hinleitung zum Zwecke einer erleichterten Mittheilung ins Spiel gekommen sein könne. An Beispielen der heutigen Entwickelung der in sich stets lebendigen Sprache sucht der Autor das zu zeigen, und sein ganzes Bestreben ist es, ohne Kluft den Weg von den heute noch herrschenden Sprachgesetzen bis zu den Uranfängen zu reconstruiren. Hinsichtlich dieses Strebens können wir Whitney nur beipflichten. Der ganze uns vorliegende Stoff der Urgeschichte erheischt eine ganz ähnliche Art von Bearbeitung. Auch wir haben ohne Kluft von den heutigen Erscheinungen aus, vermöge einer folgerichtigen Reconstruction, die Verhältnisse der Urzeit culturhistorisch darzulegen. Die Analogie, auf die Whitney bezüglich des Sprachursprungs hinweist, indem er an die Entstehung der Kunst Werkzeuge zu handhaben, an die früheste Ausbildung von Sitte und Cultur überhaupt erinnert, sind freilich nicht absolut zutreffend; aber es liegt in diesen Hinweisungen doch etwas Wahres, das zu erkennen nur dem möglich ist, der nicht nur ein Bruchstück der Urzeit (wie den Sprachursprung u. s. w.), sondern die ganze Urentwickelung der Menschheit culturhistorisch und anthropologisch überblickt. Da erkennt man denn sehr bald, daß die Sprache allerdings bis zu einer Stufe ein unmittelbares nothwendiges Naturproduct ist; aber man übersieht auch, daß ein objectiver Sprachproceß, d. h. ein solcher, der Allgemeinverständniß und weitverbreitete Verständigung mit sich führen sollte, nur in der Art vor sich gehen konnte, wie das bei der Entstehung von Allgemeinsitte, Kunst und Culturerhebung überhaupt geschah. Wir sahen, daß trotz aller Naturanlagen hierzu leitende Führer, d. h. gleichsam objectiv erhöhte Krystallisationspunkte, nöthig waren. Griffen diese Factoren anfangs zwar auch absichtslos und ganz naturgemäß in den Sprachentwickelungsproceß ein, so lehnte sich an dieselben doch mit der Zeit eben jener Proceß im weitern an, der schon deutlich die Einwirkungen von Absicht und von willkürlichen Gestaltungen hervortreten läßt. Von diesen hervorgehobenen Gesichtspunkten ist daher die Vermittelung anzubahnen zwischen den genannten Theorien, die einerseits von Steinthal, andererseits von Whitney hervorragend vertreten wird. Nennt man die an den erstgenannten Forscher sich anlehnende sprachphilosophische Schule (wie neuerdings geschehen ist) die psychologische (ihr gehören vornehmlich an Steinthal, Lazarus, L. Geiger und andere), so tritt dieser die historisch empirische gegenüber, zu ihr zählen alle jene Forscher, die wie neuerdings Oskar Peschel, Edward Tyler, Lubbock, Dar-

win und andere nur einzelne Thatſachen beibringen, aus denen ſie mehr oder weniger folgerichtige Schlüſſe ziehen; hierher gehören auch die Anſichten der Naturforſcher, ſo z. B. die von Haeckel, G. Jäger u. ſ. w. Wie zwiſchen beiden Schulen zu vermitteln iſt, kann nur vom pſychohiſtoriſchen und culturgeſchichtlichen Standpunkte aus gezeigt werden. Von dieſem Geſichtspunkte aus haben wir im Texte die gegebenen Fragen behandelt. — Zu erwähnen iſt noch der literariſchen Vollſtändigkeit halber, daß das Thema über den „Urſprung der Sprache" in neueſter Zeit von A. Marty behandelt wurde. (Vgl. „Ueber den Urſprung der Sprache" von Dr. Anton Marty, Würzburg, A. Stuber, 1876.) In genanntem Werke finden wir eine überſichtliche Zuſammenſtellung der hierher gehörigen Streitfragen, ohne daß indeſſen neben dieſer Einſicht in den Stand der Parteien ein Verſuch gemacht wird, das geſtellte Grundproblem von einem neuen Geſichtspunkte aus zu löſen. Auch vermiſſen wir in demſelben die gehörige Rückſichtnahme auf die Beiträge von G. Jäger und andern bedeutenden Naturforſchern.

schrift zu bedienen, und Kunst und Wissenschaft bereits in hohem Ansehen standen, begreifen wir, wie hinfällig und kindlich derartige Ansichten sind. War zu einer so frühen Zeit das geistige Wachsthum der Menschen schon so weit vorgeschritten, wie viele Jahrhunderte mußten alsdann vorausgegangen sein, um diese Culturstufe den Menschen allmählich ersteigen zu lassen? Es kann sich in Bezug auf unsere rein psychologische Aufgabe hier nicht darum handeln, streng und exact ausmachen zu wollen, wie viele Jahrtausende anzunehmen sind, bevor die Sonne der Cultur so hoch emporsteigen konnte. Sicher ist nur für den, der alle Thatsachen auch von psychologischer Seite ins Auge faßt, daß unsere bisherigen Annahmen bezüglich des Auftretens des Menschen auf der Erde überhaupt fast alle viel zu gering angenommen erscheinen, und sicher ist ferner, daß die Periode menschlicher Thierheit einen verhältnißmäßig sehr langen Zeitraum der Geschichte unsers Planeten eingenommen habe. Wenn uns die Thatsache vorliegt, daß man bei Heliopolis im obern Nildelta Knochen und Töpferscherben in einer Tiefe von 60—70 Fuß vorfand, so mag man den Durchschnittsansatz des Schlammabsatzes so niedrig anschlagen, wie wir das im Verhältniß zur heutigen Beobachtung dieses Absatzes anzunehmen im Stande sind, immerhin wird es sehr gering veranschlagt sein, wenn wir annehmen, daß mindestens 10000 Jahre verstrichen sind seit der Zeit, wo diese Kunstproducte schon im Gebrauch waren, um hier in dieser Tiefe begraben zu werden. Allein angenommen, es seien Zufälle gewesen, welche diese Rudera hinweggeschwemmt hätten, um sie durch vulkanische Katastrophen tief zu verschütten, so würden für ein sehr hohes Alter, ja unberechenbar hohes Alter sehr viele andere Funde sprechen, welche bei ihrer Zahl die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zufalls erheblich herabsetzen. Sofern auch die heutige Geologie den Einbruch von Katastrophen vielleicht zu weit zurückweist, so hat uns diese Wissenschaft doch bezüglich der Diluvialablagerungen darüber aufgeklärt, daß die Steingeräthe, welche zusammt den Knochen des

Mammuth, des Höhlenbären und des Rennthiers sogar in hochtertiären Schichten angetroffen werden, ein muthmaßliches Alter von Hunderten von Jahrtausenden besitzen müssen. Mögen diese Zahlen zu hoch gegriffen sein oder nicht, und mögen es immerhin einige Jahrtausende weniger sein, die hier durch etwaige größere Flutkatastrophen, welche die muthmaßliche Schichtenberechnung beeinträchtigen, abzuziehen sind, immerhin bleibt die Wahrheit bestehen, daß das Zeitmaß für das Auftreten des Menschen nicht nach Jahrtausenden, sondern nach Hunderttausenden von Jahren zu berechnen ist.

Wichtiger für unsere Aufgabe als die unbeantwortbare Frage nach dem genauern Alter des Menschengeschlechts, ist die nach der Urheimat seiner Geburt und Entstehung auf dem Festlande.

Besitzt das Menschengeschlecht trotz seiner vielfachen Arten und Rassen eine gemeinschaftliche Abstammung, und ist es ein *zusammenhängender Bezirk* in geographischer Hinsicht gewesen, den wir als die Urheimat und als die Wiege des Menschengeschlechts anzunehmen haben?

Daß die Menschen von einem einzigen Paare abstammen, an welchem sich die Umbildung der urweltlichen Halbaffennatur zur Menschennatur zuerst vollzogen habe, wird niemand behaupten wollen; denn wie auch jene Umbildung vor sich gegangen sein mag, immerhin mußte eine große Reihe von ähnlichen Wesen durch die Transmutationsfactoren in der nämlichen Weise beeinflußt werden, um zur Umformung veranlaßt zu werden. Daß indessen die bei der Zeugung und Bildung des Urmenschen mitwirkenden Factoren nicht überall die gleich günstigen Bedingungen auf der Erde vorfanden, ist an sich selbstverständlich. Wie sich nicht, um ein vergleichendes Beispiel zu gebrauchen, in jedem Uterus, auch nicht an jedem beliebigen Orte der weiblichen Zeugungsorgane überhaupt der Entwickelungsproceß des befruchteten Eichens vollzieht, so konnte auch nicht an allen Orten und Klimaten der Erde zugleich der Umbildungsproceß unter derjenigen Deciduatenart stattfinden, innerhalb

deren ſich die Transmutation zum Menſchen vorbewegte. Es liegt eben im Weſen der Zeugung und der organiſchen Fortbewegung ſelbſt, daß ſie Anſprüche erheben an beſtimmt geſammelte Bedingungen, die ſich nicht überall gleichmäßig vertheilt vorfinden, ſondern nur an beſtimmten Orten innerhalb eines begrenzten Umfangs zuſammentreffen, wie der Funke auf einen ausgebreiteten Zunder, um hier in den Grenzen dieſes Bezirks zeugende und fortbildende Exploſionen zu bewirken. Innerhalb der Grenzen dieſes Bezirks entſteht dann gleichſam eine Reihe von Kryſtalliſationspunkten, welche dadurch zur Fortentwickelung kommen, daß ſie in ihrer Umgebung das günſtige Klima und die in dieſem Bezirke zugleich liegenden Beſtandtheile der Ernährung vorfinden, welche ſie zur weitern Ausbildung nöthig haben. So iſt der Embryo an den Uterus gebunden, wie die Eier und die noch federloſen nackten jungen Vögel an das warme Neſt und Blut der brütenden und ſchützenden Mutter. Erſt nachdem ſich die jungen Organismen geſtärkt haben und ſelbſtändiger geworden ſind, nehmen ſie mit der fernern und weitern Umgebung und mit alledem, was die weitere Welt Feindliches für ſie in ſich birgt, den Kampf auf, und nur erſt nach einem beſtimmten Grade des Wachsthums ſuchen ſie ſich eigene Stätten weiterer Verbreitung. Ein Gleiches zeigen alle Thierarten, überall ſtählen ſie innerhalb desjenigen Bezirks, in dem ſie durch die Gunſt der Umſtände gezeugt wurden, anfänglich ihre Kräfte, und nur dann, wenn ſie ſich gereift fühlen, unternehmen ſie es, andere Gegenden, die ihnen bisher fremd ſchienen und Feindliches zu bergen ſcheinen, ganz vorſichtig aufzuſuchen. Weniger vorſichtig geſchieht dieſes aber, ſobald ſie durch den Zwieſpalt, der im eigenen Lager ausbrach, oder durch Kampf mit andern Arten hierzu gezwungen wurden, oder wenn ſich plötzlich die äußern Bedingungen ihres Daſeins verändert oder verſchoben haben. So folgen die Raubthiere den Arten, welche den Jagdgrund ihrer Urheimat urſprünglich bevölkerten, und die Pflanzenfreſſer den Gewächſen, die

ſie vorzugsweiſe lieben und die ſie am früheſten und leichteſten in der Umgebung ihrer Geburtsſtätte zu erreichen vermochten, während die Pflanzen mit dem ſich verändernden Feſtlande und dem hiermit ſich gleichzeitig verwandelnden Klima flüchten und auswandern. — Ein umfaſſender Blick in das Leben der organiſchen Welt der Urzeit zeigt uns einen langſamen oder zuweilen auch raſcher vorſchreitenden Fluß der Bewegung und Aenderung, in welchem alle beſtehenden Verhältniſſe begriffen ſind. Nirgends aber iſt eigentlicher Stillſtand, überall treibt die Hitze des Kampfes ums Daſein Thiere und Pflanzen zum Wechſel, zur Auswanderung und zur Fortbewegung. Und das gleiche Bild bieten die urſprünglichen Verhältniſſe der unorganiſchen Maſſen unſers Planeten, da ſind es vulkaniſche Verhältniſſe und ungleiche Temperaturen des Meerwaſſers, die Strömungen erzeugen, die gleichſam nagend hier dem Feſtlande abreißen, was ſie ihm drüben als Auswurf wieder ſchenken, und ſo die Feſtlandsmaſſe, je mehr rückwärts in die Urzeit hinein, je fließender und veränderlicher geſtalteten und umformten. Da ſind es andererſeits die ſich gleichzeitig hiermit verſchiebenden Iſothermen, da an einem Orte das Klima durch die warmen Strömungen geheizt wird, während anderwärts die größere Abkühlung die Gletſcherbildung befördert, und ſo durch dieſen vorſchreitenden Wechſel der Temperatur die ganze Pflanzenwelt hierhin oder dorthin zu flüchten genöthigt iſt. Mit den Pflanzen ziehen die Thiere, und nehmen wir hierzu die Anfeindungen, welche ſich in der allgemeinen Bedrängniß die Thierarten unter ſich bereiteten, ſo ſehen wir das bewegteſte Bild vor uns, deſſen Wechſel vielleicht, umfaſſend betrachtet, großartig erſcheinen könnte, ſteckte nicht hinter dieſem merkwürdigen Gemälde der furchtbare Jammer erbarmungsloſer allgemeiner Bedrängniß.

Mitten in dieſem wilden Leben taucht der Menſch auf. Nicht zerſtreut über die ganze Erde, konnten ſeine erſten Keime urſprünglich wie Spreu umhergetrieben werden. Auch konnte der Menſch

nicht wie die frühesten Urzellen (welche nur die einfachsten Anforderungen an Nahrung und Bedingungen erhoben, um sich sogleich an mancherlei schwierige Umstände anzupassen und so in verhältnißmäßig umfangreichen Bezirken ein gleichmäßiges Gedeihen zu finden) gleiche Ansprüche auf Ausbreitung erheben, sondern wie ein zart organisirtes Gewächs erhob er als Säugling sein Haupt, nicht um sogleich abenteuerlich nach allen Weltgegenden des Festlandes zu eilen, sondern vielmehr um streng an dem ersten Bezirke seines Gedeihens haften zu bleiben und hier seine Kraft zu stärken und zu sammeln durch Organisation und Ausbildung. Denn nur so konnte er gegen die Feinde seiner nächsten Umgebung einen festen und sichern Schutz suchen. Wie könnte daher im Hinblick auf die thatsächlichen Verhältnisse der Urzeit und hinsichtlich des bedrängten Daseins der Geschöpfe und Arten eine Theorie recht behalten, welche es für möglich hält, daß die frühesten Zeugungsbezirke als Schöpfungscentra einer und derselben Art an zwei oder mehrern weit auseinanderliegenden Orten der Erde gelegen sein konnten! Wie sehr spricht eine solche Art der Vereinzelung gegen das Wesen jeder zusammenwachsenden Organisation und Krystallisation überhaupt, um wieviel mehr aber gegen die Bildung und Organisation des Menschengeschlechts, von dem wir im einzelnen nachgewiesen haben, daß es auf den raschen und engen Zusammenschluß aller seiner einzelnen Glieder und Familien ursprünglich nicht nur angewiesen, sondern eben angelegt war. Wie rasch hätten die zerstreuten Familien der ersten vereinzelt gelegenen autochthonen Schöpfungsbezirke von Feinden umzingelt, zerstört und aufgerieben werden müssen, noch bevor sie so weit erstarkt waren, daß sie sich gegen ihre Unterdrücker dauernd erhalten konnten. Und umgekehrt, wie sehr besaßen einzig und allein nur diejenigen ersten menschlichen Familien die Möglichkeit, emporzuwachsen, sich auszubreiten und auszudauern, welche ursprünglich in so geringer Entfernung einander lebten, daß sie sich unterstützen und früh zusammen-

wachsen konnten, wie die Wurzeln eines Stammes, um so eine gemeinschaftliche Kette sich schneller fortpflanzender, ausbreitender und sich gemeinsam vertheidigender Aeste und Zweige zu bilden, aus denen sich allmählich verschiedene Rassen gestalteten. Die so im gemeinsamen Schöpfungsbezirke entstandenen Urrassen, von welchen wir daher nicht ohne Begründung annehmen dürfen, daß sie ursprünglich noch dicht aneinander wohnten, mußten sich allmählich bei weiterer Verbreitung mehr und mehr differentiiren, es bildeten sich allmählich zugleich Rassenfeindschaften aus, und so geriethen die Urvölker in Zwiespalt und Feindschaft und wanderten, getrieben zugleich durch den allgemeinen Fluß der Umgestaltungsverhältnisse des urzeitlichen Festlandes, allmählich auseinander. Dennoch haben wir Gründe, anzunehmen, daß noch lange Zeit hindurch Verbindungen unter den verschiedenen Völkern und Rassen bestanden haben, durch welche sie ursprünglich miteinander gemeinsame Fühlung behielten, von welcher sie sich aus Vortheilssucht, namentlich in Rücksicht auf die Pflege mannichfachen Güteraustausches, niemals gutwillig loslösten, sondern sich nur erst dann absolut trennten, sobald sie ein umfassender Durchbruch des Festlandes hierzu nöthigte.

Damit hätten wir die allgemeinen Gründe erörtert, die uns im Hinblick auf eine klare Anschauung aller ursprünglichen Organisation im Kampfe ums Dasein, d. h. im Hinblick auf Entstehung sowie Fortpflanzung und Ausdauer jeder Art zu der Annahme zwingen, daß die Schöpfungscentra der ersten Menschenfamilien nothwendig innerhalb eines bestimmten Bezirks und also ursprünglich eng und begrenzt zusammenlagen. Hiermit wird die sogenannte Autochthonentheorie, welche von der ursprünglichen Zerstreuung der ersten Menschenfamilien über die Erde ausgeht, bereits widerlegt. Allein es sind außerdem noch eine Reihe von bestimmten Thatsachen, die wir zusammenzufassen haben, um in ihnen weitere Anhaltepunkte

für den ursprünglichen Zusammenhang der ersten Menschenfamilien zu gewinnen.

Will nämlich die Autochthonentheorie consequent sein, so muß sie allenthalben und auf allen selbst vereinzelten Inselpunkten, auf der die Thierwelt gedeiht, auch die Zeugungsmöglichkeit des Menschen zugeben und annehmen. Allein dieser Annahme widerspricht die gewichtige Thatsache, daß bestimmte vom Schauplatze und vom Haupttheater der großen organischen Entwickelungsgeschichte weit entlegene oceanische Inseln von Menschen unbewohnt angetroffen wurden. So sagt Peschel: „Alle oceanischen Inseln, d. h. solche, die in beträchtlichem Abstande vom Festlande liegen, sind mit wenigen Ausnahmen von europäischen Seefahrern unbewohnt angetroffen worden."

So fanden sich im Atlantischen Ocean die von Korallen erbaute Bermudasgruppe, die vulkanischen Azoren, die vulkanischen Inseln der Madeiragruppe, des Grünen Vorgebirges und des Meerbusens von Guinea, die Inselvulkane Fernando Noronha, Trinidad, Sanct-Helena, Ascension, Tristan d'Acunha, sowie die Inseln des Falklands-Archipels völlig unbewohnt. Blicken wir weiter, so waren auch die Vulkaninseln der Marion-Crozet- und Kerguelengruppe, sowie die Mascarenen, die Inseln Saint-Paul und Amsterdam u. s. w., ja selbst, wie es scheint, das mächtige Neuseeland ursprünglich unbewohnt, und blicken wir umher, so waren hier nur die Canarischen Inseln von den jetzt ausgestorbenen Guanchen bewohnt, Völker, welche Sprachresten zufolge als Bruchstücke der Berberfamilie anzusehen sind.* Ebenso verhält es sich mit vielen Inseln des Großen Oceans. Eine allerdings bedeutende Ausnahme von dieser Regel scheint die malaiische Völkerfamilie zu machen, zu der auch die braunen schlichthaarigen Polynesier gehören, welche sich sonderbarerweise über die tropischen und subtropischen Südseeinseln

* Vgl. „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1106.

zerstreut und verbreitet finden. Selbst die von hier aus weit westlich liegende Insel Madagascar läßt unter dem Gemisch ihrer vielfachen Einwohner deutlich in den Sprachformen erkennen, daß sich auch nach dieser Seite hin ein polynesischer Zweig abgesondert hatte. So bietet uns der malaiische Menschenschlag allerdings das Bild einer ganz außerordentlichen Inselzerstreuung und Zersplitterung, und Peschel sagt hierüber: „Es hat sich dieser Menschenschlag von den Comoren, denn auch auf ihnen ist die Sprache malaiisch, bis zur Osterinsel vom 61. bis zum 268. Längengrade, als auf fünf Neuntel eines Breitenkreises ausgedehnt.“ Doch fügt er sogleich Folgendes hinzu: „Trotzdem ist es von vornherein nicht sehr glaubhaft, daß der Mutterstamm der malaiischen Völkerfamilie zuerst auf Inseln aufgetreten sei. Die Gemeinsamkeit ihrer Sprache beweist uns, daß die weit entfernten Glieder dieser Familie vor ihrer Ausstreuung eine gemeinsame Heimat bewohnt haben müssen. Diese darf aber nur dort gesucht werden, wo die malaiischen Völker jetzt noch am dichtesten auftreten. Der Ausstrahlungspunkt jener Horden lag daher irgendwo zwischen Sumatra, Java und der Halbinsel Malakka. Wir dürfen sogar noch weiter gehen und ihn auf dem südasiatischen Festlande suchen, denn nach ihren körperlichen Merkmalen gewürdigt, zählen die Malaien zur großen mongolischen Rasse. Ihre äußerliche Aehnlichkeit mit den Chinesen ist sogar so vollständig, daß der englische Zoolog Wallace, der sechs Jahre in Niederländisch-Indien reiste, chinesische Einwanderer auf der Insel Bali, welche ihre Volkstracht abgelegt hatten, von den malaiischen Eingeborenen nicht zu unterscheiden vermochte.“ („The Malay Archipelago“, I, 235; vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1106.)

Die Malaien, die sich also von gemeinsamen Punkten aus über die halbe Länge des Erdumfangs verbreiten konnten, zeigen uns, in welchem wandernden Flusse die Urmenschheit sich bewegt hat, und lassen uns erkennen, wie weit von einem bestimmten Centrum

aus eine Verzweigung eines Stammes überhaupt möglich ist. Noch heute, wo wir die Festlandsmasse gegenüber derjenigen der Nachtertiärzeit nach Verlauf vieler Jahrtausende gänzlich anders auf der Erde vertheilt finden, da früher (wie aus beifolgender Karte zu ersehen ist) die Erdtheile der alten Zeit vielfach getrennt und zerrissen waren, läßt sich dennoch der Zusammenhang vieler weitvertheilten Einzelzweige von Menschenrassen erkennen. Das merkwürdigste Beispiel bietet uns in dieser Beziehung Amerika; in diesem langgestreckten Erdtheile gehören mit Ausnahme des ganz hohen Nordens, den die Eskimos nebst wenigen Stämmen des russischen Amerika bewohnen, alle Bewohner vom Norden bis zum Süden einem einzigen Menschenstamme an.* Die Sprachen finden wir hier in den Dialekten aufs äußerste zersplittert (was mit der parallel gehenden Staatenzersplitterung zusammenhängt, da Staat und Gemeinde, wie wir sahen, in innigster Beziehung standen zu dem Fortbildungs- und Umbildungsproceß der Sprachen), allein die polysynthetische Wortbildung und der gleichartige Satzbau, sowie eine Reihe anderer äußerer Merkmale lassen den Forscher leicht erkennen, daß er es hier mit einer sehr weit reichenden Ausstrahlung einer gemeinsamen und früher im engsten Zusammenhange gewesenen Menschengesellschaft und Rasse zu thun habe. Ganz ähnlich verhält es sich auch in Australien. Auf diesem Erdtheile herrschen von Ost nach West verwandte Mundarten, und nur im Norden scheint eine Mischung mit papuanischen Sprachen stattgefunden zu haben.** Blicken wir nach Südafrika, so zeigt sich, daß bis zum Aequator nur eine große schattirte Sprache herrscht, sodaß der Suaheli der Ostküste immerhin noch den Afrikanern im äquatorialen Westafrika am Gabun verständlich bleibt. Denken wir nun an die großen

* „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1107.
** Ebend., S. 1106.

arischen Völkerkreise von den Hindu bis zu den Celten der Insel Britanniens, und im Norden bis zu den Slawen des Weißen Meeres, so zeigt sich uns das nämliche Bild eines frühern, jetzt nach allen Seiten hin ausgestrahlten gesellschaftlichen Zusammenhangs. „Wir dürfen also schließen, daß die sämmtlichen Australier, die Südafrikaner, die arischen Völker, sowie die Amerikaner vor der Trennung ihrer Sprachen je Eine Heimat, Einen Ursitz innehatten, von dem aus sie durch Wanderungen sich verbreiteten. Konnte aber die Neue Welt von irgendeinem Ausgangspunkte aus bevölkert werden, so ist es nur eine Frage der Zeit, daß alle Festlande ebenfalls von Einem Punkte aus bevölkert wurden"*, und Peschel hat recht, wenn er im Hinblick auf alle Ergebnisse hinzufügt, daß es an Zeit hierzu gewiß nicht gefehlt hat.

Wenn nun auf diese Weise durch verschiedene weitreichende Einzelfälle die Möglichkeit der Ausstrahlung des Menschengeschlechts von einem bestimmten engern Bezirk aus im Hinblick auf die Thatsachen dargethan wird, so gewinnt diese Möglichkeit, welche, wie wir sahen, allgemein betrachtet sogar eine Nothwendigkeit schien, einen noch größern Bestand, sobald wir uns genauer die Weltbühne des großen organischen Entwickelungstheaters betrachten.

Daß es auf unserm Erdball ein bestimmtes großes Haupttheater der höchsten organischen Entwickelungsgeschichte gegeben hat, lehren uns mancherlei Thatsachen, hauptsächlich jedoch die Erscheinung, daß gewisse offenbar vom Hauptschauplatze sehr entlegene Erdtheile eine merkwürdig zurückgebliebene und alterthümliche Thierfauna besitzen, die uns in ihren Bildungen zu den Fortschritten der großen Weltbühne anmuthet wie das Bauwerk einer entlegenen Provinzialstadt zu den modernen Palästen und Straßen einer be-

---

* „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1107.

[illegible] Bedürfniß. Da ſich das Neue und Moderne nur an dem [illegible] Platz Bahn bricht und raſch zur Geltung kommt, wo, wie im Mittelpunkte eines großen Staates, wie etwa in der Hauptſtadt, [illegible] Bedürfniß zur ſchnellern Erneuerung, Veränderung und [illegible] Umbildung der Verhältniſſe vereinigen, ſo ſehen wir in jenem Ort alles Beſtehende einem flüchtigen Wechſel der Formen und Trachten unterliegen, gegen welchen Wechſel die entlegenen Orte [illegible] müſſen und von dem die entfernteſten offenbar [illegible] werden. Ueberblicken wir nun die Schöpfung vom Standpunkte der organiſchen Entwickelungsgeſchichte, ſo kennzeichnet ſich alsbald ſehr raſch diejenigen Welttheile, in welchen die Trachten der Gegenwart noch jenes Rococo zeigen, das uns leicht nämmen läßt, daß hier vielfach noch alte Trachtenſitten unter den Formen beſtehen, welche in den belebteſten Centraltheilen der organiſchen Schöpfung längſt vergeſſen und begraben ſind, oder, wenn ſie auch vereinzelt ſich hier noch zerſtreut vorfinden, doch raſch und vollſtändig durch höhere, beſſere und gewiſſermaßen modernere Formen überwuchert wurden. Durchmuſtern wir nun die Welttheile zugleich im Hinblick auf unſere (freilich nur nach mannichfachen Anhaltspunkten und Muthmaßungen) entworfene Karte, ſo ſehen wir ſogleich, daß Auſtralien ſowol wie Südamerika ſehr entlegene Theile, ja ſogar größere Inſeln darſtellen, ſodaß wir anzunehmen haben, daß dieſe Erdtheile in der letzten Periode der Tertiärzeit der Verbindung und dem Hauptſchauplatze des großen organiſchen Kampfſpieles und hiermit der modernen Entwickelungsgeſchichte der höhern Thierwelt entrückt waren.

Die Fauna dieſer Welttheile beſtätigt uns das in jeder Hinſicht, denn nirgends ſieht es in der Thierwelt alterthümlicher und urväterlicher aus wie hier. In Auſtralien fehlen alle Affen, alle Raubthiere, alle Huſthiere, alle Zahnlücker. Von den hier lebenden [illegible] Säugethierarten dieſes merkwürdigen Landes ſind 102 Beutel- [illegible] und die noch übrigen Arten ſind Nager, Fledermäuſe und

einige Zahnlose. Erst in einer viel spätern Periode trat in diese einförmige Schöpfung, gedrängt von den Ereignissen, der Mensch, dem auf den Fersen ein Raubthier, d. h. der neuholländische Hund oder Dingo folgte. „Mensch und Hund passen zur australischen Thierwelt wie etwa auf das Haupt eines Römers in der Toga und mit Sandalen ein spanischer Hut mit Federn.“* Ganz ähnlich verhält es sich mit der Thierwelt Südamerikas, die sehr verschieden ist von derjenigen der Alten Welt, und über die, ebensowol wie über die australische Thierwelt, Andreas Wagner äußert, „daß namentlich die Säugethiere hier den fossilen Trachten der tertiären Zeit näher stehen wie die unserigen“. Unter diesen Umständen können wir daher nicht leicht zu der Vermuthung kommen, daß in den Bezirken dieser Länder und Erdtheile die Zeugungscentra des allermodernsten Wesens, nämlich des Menschen, gelegen waren. Nun wäre diesen Thatsachen gegenüber zunächst an Nordamerika zu denken, allein auch dieser Welttheil, so modern er uns in vielen Dingen anblickt, beweist uns im ganzen dennoch, daß er nur die große Vorstadt der lebendigen und umfangreichen Entwickelungsresidenz der höhern und höchsten organischen Schöpfung gewesen ist. Neben manchem Andern vermissen wir vorzugsweise hier die Zweihänder und Halbaffen, deren Auftreten uns ja hauptsächlich an die höchsten und modernsten Umbildungen erinnert. Nun ist, wie uns der erste Abschnitt bereits gelehrt hat, der Mensch unter den Deciduatenarten zwar durchaus keine Umbildung der zweihändigen Affenarten, sondern er ist vielmehr aus einer wol noch sehr affenunähnlichen Bildungsform derjenigen Deciduatenarten hervorgegangen, die wir Brachytarsen und Macrotarsen, also sogenannte Halbaffenarten nennen, in deren vielleicht sehr sonderbar gestalteten Urformen der Tertiärzeit noch mannichfache Mittelformen zwischen Raubthieren und Affen und Nagern u. s. w. zu erblicken waren, aber gerade

* „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1107.

deshalb scheint es doppelt nothwendig, sein Erscheinen mit den Bezirken der Alten Welt, in denen die Halbaffen auftraten, eng zu verknüpfen. Allein, wenn auch im übrigen nicht so vieles an den Neubau der nordamerikanischen Schöpfung erinnerte, so müßten wir doch bezüglich anderer Gründe davon absehen, in Nordamerika die werthvollsten und höchsten Zeugungscentra, sowie den Hauptschauplatz der höchsten Entwickelungsgeschichte der Organismen zu suchen. Wie uns unsere Karte lehrt, war Nordamerika in der letzten Tertiärzeit zum großen Theile noch ein Ocean, und nur ganz allmählich hat sich hier die Thier- und Pflanzenfauna aus den Weltgegenden des heutigen Atlantischen Oceans und aus Nordasien hinübergezogen, um diesem Welttheile einen halb europäischen und halb asiatischen Charakter aufzuprägen. Wäre endlich Europa der ursprüngliche Hauptschauplatz und die Residenz der höchsten Entwickelungsgeschichte gewesen, so müßte sich von vornherein das Gesammtergebniß der fossilen Funde hier gänzlich anders gestaltet haben, als das thatsächlich der Fall ist. Hat man auch hier und dort, so z. B. in der Schweiz und in Griechenland, einige Reste höherer Affenarten gefunden, so sind diese Thatsachen bei dem verhältnißmäßig so sehr durchforschten Europa doch im ganzen nur sehr gering, und gewähren in Bezug auf die obige Frage kaum umfassendere Anhaltepunkte.* Was für Europa gilt, gilt in ähn-

* In Bezug auf die Frage, ob das mittlere Europa nicht dennoch vor dem Anbrechen der Eiszeit ein größerer Schauplatz der ursprünglichsten Entwickelungsgeschichte des Urmenschen gewesen sei, ist von neuem Streit ausgebrochen, als die Franzosen Delaunay und Bourgeois in den obern Lagen der mittlern Tertiärzeit Mittelfrankreichs das Vorkommen von scheinbar künstlich gespitzten Feuersteinen nachwiesen. So gewiß es nun ist, daß schon in der mittlern Tertiärzeit große anthropoide Affenarten (wie Dryopithecus und Pliopithecus antiquus) in dem damals noch sehr frucht- und baumreichen Europa verbreitet und aufgehalten haben, so wenig ist es nachweislich, daß jene durchlöcherten, an den Rändern scheinbar abgewetzten Feuersteinknollen jener Schichten wirklich die frühesten Kunstproducte der menschlichen Hand sind. Allein angenommen, es wäre so, und wir wären gezwungen anzunehmen, mit dem Dryo-

licher Weise aus dem erwähnten Grunde auch für das ihm verwandte atlantische Festland Nordamerika und das südliche Nordasien. Es zeigt sich, daß diese Welttheile zwar bereits dem Haupttheater sehr nahe standen, doch aber nicht das eigentliche Centrum und nicht der Schwerpunkt der höchsten Entwickelungsgeschichte waren. Viele Theile Europas und das ganze nördliche Asien sind, wie uns die Karte lehrt, angeschwemmtes Neugebilde, und also gar

---

pithecus und vielen Raubthieren hätten sich Urmenschenstämme bereits bis nach Europa verlaufen, so wäre die Einwanderung dieser Stämme dennoch offenbar nicht ausgeschlossen, und es läge hiermit noch kein genügender Grund vor, gerade jene mitteleuropäischen Urstämme als diejenigen anzusehen, in denen die Umwandlung der Affen zu eigentlichen Menschen sich am frühesten vollzogen hätte. Man hat zu Gunsten dieser Ansicht die Umwandlung des früher noch sehr warmen europäischen Klimas in das Klima der Eiszeit geltend gemacht und darauf hingewiesen, daß sich hier die Noth außerordentlich steigern, der Kampf ums Dasein unter den nordischen Einwohnern daher so hart werden mußte, daß hier die Affen nothwendig erfinderisch werden und sich zu Menschen wandeln mußten, wollten sie sich erhalten. Allein Moritz Wagner, der neuerdings diese Ansicht aufgestellt hat (vgl. „Ausland", Jahrg. 1871, S. 558 fg.), übersieht erstens, daß die Urmenschen, wie wir Grund haben zu behaupten, keine Umformungen des Dryopithecus oder Pliopithecus sind und daß der Eintritt der Eisperiode in der gemäßigten Zone die Thiere nothwendig ebenso langsam zurückgetrieben hat in die subtropischen Länder, als sie ehedem in jene früher fruchtreichern Landstriche hingelockt wurden. So rasch konnten die Umgestaltungen des Festlandes durch Fluten und das Wachsthum der Gletscher nicht vor sich gehen, daß eine große Reihe von Thieren (neben ihnen die mächtigen Uraffen), die an warme Klimate gewöhnt waren, nicht hätten ihren Rückzug zu den subtropischen Ländern antreten können. Im Gegentheil müssen wir Wagner, der auf das plötzliche Abschneiden der Rückzugslinien zu den tropischen Ländern durch Eis und Wasser hinweist, die Meinung entgegenhalten, daß gerade dadurch die tropischen Länder zum Haupttheater der Entwickelungsgeschichte der höchsten Thierwelt geworden sind, daß fast alle befähigtern Thiere durch die Aenderung der gemäßigten Klimate getrieben sich zu den tropischen Ländern zurückarbeiteten, sodaß erst durch die Anhäufung der Thiere hierselbst der Rassenkampf sich steigerte, und durch das Ueberhandnehmen der hier eingepferchten Arten, trotz aller tropischen Fruchtbarkeit, dennoch mit der Zeit bestimmter Nahrungsmangel sich fühlbar machte, durch welchen neue Parasiten und höhere Raubthierformen hervorgebracht wurden, endlich auch nur hier der Mensch sich entwickelte.

[illegible] und so bleibt schließlich [illegible] auf dem südlichsten und sich sehr weit [illegible] Asien haften. Und allerdings [illegible] hier in diesen Welttheilen den [illegible] der höchsten organischen Schöpfung zu [illegible] der Sache auch keineswegs die [illegible] Districts als Schöpfungscentrum der [illegible] wir doch, daß eine im ganzen [illegible] eines zusammenhängenden [illegible] die schwierigen Verhältnisse des gefähr[illegible] der Residenz des Entwickelungstheaters sich [illegible] Allein hier hört nun die genauere Bestim[illegible] selbst als Muthmaßung fast [illegible] schwierig, ja bisjetzt unmöglich, den [illegible] genau zu bestimmen, in dem die [illegible] auftauchten. Zudem ist leider das süd[illegible] die Insel Ceylon, Hinterindien, Madagascar und [illegible] Ostafrikas noch zu wenig bezüglich fossiler Reste [illegible] wie die Karte lehrt, hierzu kommt, daß ein [illegible] Asiens, und zwar das von dem Eng[illegible] im heutigen Indischen Ocean höchst [illegible] ist wie die großen ostasiatischen Land[illegible] Großen Ocean hineinragen, und die [illegible] Schwemmland fortdauernd großen Umformungen [illegible] wird es fast unmöglich, über den eigentlichen [illegible] Bestimmtes auszumachen. Dennoch be[illegible] und es gewähren uns dieselben die [illegible] Der ursprüngliche Verbreitungsbezirk [illegible] Thierwesen fiel zusammen mit den im [illegible] Festlandsstrecken, das beweisen uns die [illegible] des südlichsten Asiens, Afrikas und die [illegible] Festlande gefundenen fossilen Thierreste.

Immerhin ist es höchst beachtenswerth, daß bisjetzt weder lebend noch fossil irgendeine Halbaffenart in Amerika gefunden wurde. Ist es nun aus zoologischen Gründen thatsächlich, daß die sogenannten Halbaffenformen die Grundbausteine zu dem Aufbau und den Formenbildungen der ganzen höhern Säugethierwelt liefern, so scheint es, als wenn der engere Landesbezirk, der die Urheimat der Halbaffen bildet, allerdings die große Bühne gewesen ist, innerhalb deren die am höchsten entwickelten Deciduatenformen, und also neben den großen Raubthieren auch Mensch und Affe, am frühesten die Augen geöffnet und das Licht der Welt erblickt haben. Hier in diesen Gegenden lagen ohne Zweifel die Keime beieinander, die, genügend befruchtet, die höchsten Wesen zur Entwickelung kommen ließen. Hier in jenen Ländern war das Klima, in welchem die menschenähnlichen Affen noch heute ihr Gedeihen finden, und deren Verbreitungsbezirk noch heute mit Entschiedenheit gleichfalls auf dieses von der Flut hinweggeschwemmte oceanische Land hinüberdeutet; denn während sich der Orang drüben auf der Insel Borneo befindet, finden wir die übrigen menschenähnlichen Affen, ähnlich wie den Menschen selbst, nach der entgegengesetzten Richtung, nämlich nach Afrika hin verschlagen. Wurden die Affenarten von dem Verbreitungsbezirke ihrer Stammväter nach den entgegengesetztesten Richtungen in dem wirren Getriebe des allgemeinen Thierkampfes gedrängt, so dürfen wir uns in Bezug auf den Menschen, der sich den Kampf gegen die feindlichen Thiere zur Aufgabe machte, noch viel weniger verwundern, daß er im Laufe der langen Kampfperiode allmählich gleichfalls seine heimatliche Wiege zu verlassen gezwungen war, um sich in andere Gegenden zu begeben. Allein immerhin müssen wir im Auge behalten, daß dieses Verlassen der Ursitze und der Aufbruch zur Wanderung eines Volkes keine angetretene Reise war, wie sie etwa Abenteurer unternehmen würden. Vielmehr war der Aufbruch der Rassen zur Wanderung im Grunde ursprünglich nichts wie die durch Hunger und

Kampf mit andern stärkern Völkern hervorgerufene Verdrängung der Schwächern, die sich vollzog, indem der Druck für die letztern zu stark wurde, um nach dem Gesetze der Trägheit alsbald schon dort zu enden, wo sich eben dieser Druck bis zur möglichsten Grenze wiederum aufgehoben und gemindert hatte. So war die allgemeine Wanderung der menschlichen Volksstämme in der Urzeit nichts wie eine nach bestimmten Gesetzen des socialen Kampfes vor sich gehende Verbreitung der Menschenmassen in concentrischen Kreisen von einem bestimmten Centralgebiete aus.

Wie dargestellt waren also die ersten Volksstämme noch innerhalb des Bezirks dicht miteinander vereinigt, den wir die Völkerwiege nennen. Sie waren hier alle in gemeinsame Schicksale und Erlebnisse miteinander verflochten, die wir in der Folge näher kennen lernen werden. Erst nachdem im socialen Kampfe die Ausbeutung, Unterdrückung und Sklaverei den schwächern Rassen neben dem Hunger unerträglich wurden, suchten sich diese hiervon zu befreien und begannen nun zu wandern, und es vollzog sich so in der Urgeschichte der Menschheit nur im besondern, was sich im Kampfe ums Dasein in der ganzen Thierwelt überhaupt spiegelte. Gleiche und ähnliche Verhältnisse vollzogen sich, wie wir sehen, in der Wechselwirkung der Rassen und Völkerstämme untereinander, und dieselben traten in erneuter Weise im engern Staatsleben wiederum hervor. Wie der Arbeiter nur erst durch den zu großen Druck der Verhältnisse gezwungen sich der Ausbeutung seines Fabrikherrn zu entziehen sucht, nachdem er sich viele Jahre hindurch in das Abhängigkeitsverhältniß gewöhnt hatte, so ähnlich auch die Stämme der Urmenschheit, sie blieben ursprünglich aneinander in dem gemeinsamen Districte haften, und zogen anfänglich nur so weit auseinander, als der nöthigste Grad relativer Selbständigkeit, ihre engere Gemeinschaft und das Jagdrevier dies verlangten. Allein die Selbständigkeit der schwächern und niedern Rassen war

verhältnißmäßig ursprünglich nur sehr geringfügig; denn immerhin blieben alle Horden dort, wo sie sich nicht zu weit von den übrigen trennten, in gewisser Abhängigkeit derjenigen Stämme, welche durch physische Kraft, Muth und Ausdauer alle übrigen überragten. Es gestaltete sich hier in der Urzeit, in Anbetracht dieser Umstände, unter den verschiedenen Urstämmen und Völkerfamilien, aus denen die Rassen hervorgingen, ein Zustand, der sich noch heute unter den rohen und verwilderten Horden der indianischen Brasilianer und Australier in ähnlicher Weise wiederfindet. Horden und Stämme ziehen in diesem Zustande scheinbar wild innerhalb eines bestimmten Landdistricts durcheinander, um eigene Jagdreviere zu suchen, dennoch aber stehen sie trotz dieser freien Beweglichkeit auf dem gemeinsamen Gebiete unter dem Druck und der Abhängigkeit desjenigen Stammes, der am mächtigsten ist, sich am weitesten unter ihnen in Horden verbreitet hat, und dessen Nachwuchs zugleich am kräftigsten gedeiht. In Brasilien sind ein solches alle mannichfaltigen Einzelstämme beherrschendes Volk bekanntlich die Tupi. In der That, was sich auf den weiten Districten Brasiliens wiederholt, das mußte sich in ähnlicher Weise im Bereiche der Ursitze der Volksstämme dereinst gleichfalls vollzogen haben. Wie im primitiven Einzelstaate alsbald derjenige Stand der herrschende wurde, dessen Macht und Gewalt am meisten hervorragte, und wie überhaupt unter rohen und niedrigen Zuständen nur die Gewalt und die Macht zur alleinigen Anerkennung im socialen Leben gelangt, so mußte auch in den ursprünglich zusammenhängenden Districten der Urvölker derjenige Stamm und diejenige Rasse die Achtung und die Botmäßigkeit der übrigen erzwingen, welche am weitesten und raschesten sich verbreitete und durch physisches Gedeihen sich am meisten gestärkt hatte.

Es wird sich schwierig feststellen lassen, welche Rasse in den Urdistricten und dem hier heimischen Klima ursprünglich ein so großes Gedeihen fand, daß durch sie alle übrigen Stämme und

Rassen naturgemäß beherrscht und unterdrückt wurden, wodurch letztere allmählich aus dem Urbezirke herausgedrängt und durch zu großen Druck zur Auswanderung gezwungen wurden. Daß die Polarvölker und die amerikanischen Indianer indessen nicht zu dieser ursprünglich am meisten bevorzugten Urrasse gezählt haben, dürfen wir schon deshalb annehmen, weil sie nach dem Gesetze des Wanderungsdrucks offenbar am weitesten von der Urheimat verschlagen und zur Anpassung an die schwierigsten Klimate gezwungen wurden. Viel näher stehen ihren heutigen Wohnplätzen nach der Urheimat noch die Mongolen und die Malaien. Allein auch in Bezug auf diese Völker, die sogleich hinter die Amerikaner her nach Osten gedrängt wurden, wird angenommen werden müssen, daß sie eine ursprünglich physische Herrschaft über die andern thatsächlich nicht auszuüben vermochten. Mongolen, Polarmenschen, Malaien und Amerikaner zeigen bekanntlich mannichfach Verwandtes untereinander. In der Handgeschicklichkeit nehmen sie es alle mit den Negerrassen auf, ja sie übertreffen dieselben sogar meist so weit, daß sie sich gar nicht mehr mit diesen vergleichen lassen; dennoch hat sich, wie wir aus dem Folgenden genauer sehen werden, die Intelligenz aller dieser Völkerschaften trotz ihrer Handgeschicklichkeit nicht in dem hohen Grade entwickeln können, wie das ursprünglich sehr früh bei den Kaukasiern, d. h. allen denjenigen Urstämmen der Fall gewesen sein muß, aus welchen sich später die hamitischen, indogermanischen und semitischen Völkerzweige differentiirten und entwickelten. In der That blieben alle die hauptsächlich nach Norden und Osten gedrängten Völkerschaften gegenüber den Kaukasiern geistig unbeweglicher, einseitiger und schwerfälliger. Es fehlte allen diesen Menschenrassen das tiefere geistige Leben und der hohe Grad von Gewecktheit, der den Kaukasiern zukommt, und welchen alle nach Norden und Osten gedrängten Völkerrassen selbst in ihren [illegible] Repräsentanten, nämlich in den Chinesen, dennoch niemals [illegible]. Sehen wir aber von allen diesen verdrängten

Rassen ab, so bleiben uns nebeneinander in Concurrenz nur jene zwei Hauptrassen übrig, aus welchen sich einestheils alle negerartigen und andererseits alle kaukasischen Völkerstämme entwickelt haben.

Offenbar haben sich sehr früh die Urstämme dieser beiden Rassen in der Urheimat den Rang untereinander streitig gemacht; und obwol sich alle Einzelstämme dieser Völkerschaften gleichfalls zur Wanderung gegenseitig zwangen, so finden wir doch, daß gewisse Wurzelzweige dieser Völker in ausgedehntem Maße ganz in der Nähe jener oben festgestellten Urdistricte der Menschheit haften geblieben sind. Die auf der Insel Madagascar angetroffenen Völkerstämme von Malaien scheinen zwar hiergegen zu zeugen. Legen wir uns daher die ethnologische Frage vor, wie und wodurch einzelne Stämme der Malaien so merkwürdig weit von allen ihren Stammverwandten nach entgegengesetzten Gegenden versprengt werden konnten? Es ist sonderbar, daß wir ganz dieselbe Erscheinung in Bezug auf die südafrikanischen Völker beobachten; denn auch in Neuholland und auf dessen Inselumgebung finden wir Völkerstämme, die, wie die Papuanen, deutliche Beziehungen zu den Hottentotten, und die Australneger, welche ebenfalls nicht undeutliche Verwandtschaftsbeziehungen zu den andern afrikanischen Völkerschaften verrathen. Auch diese neuholländischen Völkerschaften erscheinen also nur als die nach der andern Seite weit von dem Hauptstamme ihrer Anverwandten versprengten Bruchstücke. Nehmen wir hierzu, daß die auf Borneo gefundenen hochentwickelten Affen ebenfalls ihre nächsten Stammverwandten, wie die Papuanen, drüben in Afrika zu suchen haben, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese Thiere nach diesen Gegenden aus ähnlichem Grunde verschlagen und von den übrigen Stammverwandten in gleicher Weise getrennt wurden, wie die Schwarzen Neuhollands von den Afrikanern und die Malaien von Madagascar von ihren Brüdern auf den Sunda-Inseln. Es wird bei den vielen Bedingungen, die zu-

sammentrafen, um auf diesen Welttheilen dieselben Erscheinungen hervorzurufen, schwierig sein, den wahren gemeinsamen Grund hiervon aufzudecken, doch glauben wir nichts Unwahrscheinliches zu behaupten, wenn wir annehmen, daß an diesen entgegengesetzten Versprengungen stammverwandter Völkerstämme und Thiere eine Reihe von Katastrophen, die in diesen Gegenden häufig waren, und die mehr oder weniger plötzlichen Ueberflutungen der Festlandstheile des südlichen Asiens und östlichen Afrikas, auf denen ja die gemeinsamen Wohnsitze aller jener Rassen ursprünglich lagen, schuld waren. Wie dem sei, trotz dieser Eingriffe der Natur, die gerade in diesen Welttheilen so außerordentliche große Veränderungen hervorriefen, wird sich nicht verkennen lassen, daß nächst den Afrikanern vorzugsweise die Hauptstämme der Kaukasier in der Nähe der Menschheitswiege ansässig geblieben sind, während alle Indianer und Mongolen nebst Nordvölkern und Malaien weit von dieser gemeinsamen Urheimat abgedrängt wurden.

Betrachten wir uns die ursprünglichen Wohnsitze der Hemipitheci, in denen wir, wie dargethan, die Wiege der Urvölker zu suchen haben, so bleibt unser Blick zunächst also auf den Afrikanern und Kaukasiern haften. Ostafrika und die Südwestspitzen Asiens sind noch heute von jenen Rassen bevölkert. Afrikaner und Kaukasier standen sich hier allein nach Verdrängung der übrigen Rassen gegenüber. Beide im Kampfe beharren bleibende Rassen erscheinen mit eigenen Vorzügen behaftet, die sich nebeneinander zu behaupten versuchten, wenngleich, wie anzunehmen, das Uebergewicht zuerst auf dieser und nur später erst auf jener Seite hervortrat. Das Uebergewicht der afrikanischen Stämme war die physische Stärke, die sich zunächst am meisten mit der der Raubthiere messen und diesen gegenüber behaupten konnte, was hingegen die Kaukasier vor den übrigen auszeichnete, war die große Geschicklichkeit und Erfindungsgabe, und damit Hand in Hand gehend ein über allen hervorragender Intellect. Die höchste menschliche Körperstärke stand

also hier der höchsten menschlichen Geisteskraft ursprünglich gegenüber, und zwar repräsentirt durch zwei Rassen, die sich hiermit gegenseitig den Rang streitig machten. Ursprünglich freilich gehörte für lange Zeit das Uebergewicht und die Herrschaft der physischen Stärke, und nicht wundern dürfen wir uns daher, wenn wir in der Urgeschichte der Menschheit auch von einer Epoche reden hören, in der die rohe schwarze Rasse die Herrschaft führte und in der Entwickelung triumphirte. Doch ihr gegenüber bildete sich früh im Kampfe ums Dasein der Intellect der Kaukasier. Wurden alle minder starken und weniger begabten Völker ostwärts und nördlich gedrängt, so hielten die begabten Kaukasier stand. Die früheste Geschichte, wenn wir so reden dürfen, oder richtiger die frühesten maßgeblichen Begebenheiten unter den Menschen, spielten sich daher zwischen diesen beiden sich gegenübertretenden Rassen ab. Hier unter den Einwirkungen von roher physischer Kraft von einer Seite, und der sich ihr gegenüber behauptenden erfinderischen und beweglichen Intelligenz von anderer Seite, entstanden, wie uns genauer der Verlauf der Urgeschichte lehren wird, die ersten Anregungen zu einem höhern menschlichen Aufschwunge des Geistes, ein Aufschwung, zu dem das Hülfsmittel der Sprache allein wol niemals hingereicht hätte. Hier, wo ursprünglich der grausamste Kannibalismus herrschte, von dem wir in Südafrika noch heute die Spuren auffinden, wurden trotzdem Geist und Hand zu den frühesten erfinderischen Arbeiten angeleitet, ja noch mehr, hier am Mutterherde der gemeinsamen Völkerheimat, wo der Kampf der Rassen am grausamsten geführt wurde, wuchs mit dem Druck der Verhältnisse unter den hiermit begabten Völkern die Anlage zur Erfindung. Hier unter diesen Spannungsverhältnissen erzeugten sich, wie wir sehen werden, alle jene Erscheinungen, die epochemachend für die Entwickelung der Menschheit wurden. Während wir in der Folge alle diese Erscheinungen kennen lernen werden, müssen wir bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß nicht sowol

für die Entwickelung der höchsten Thierwelt, sondern ebenso auch für die höchste geistige Entwickelung der Menschenwelt, die Alte Welt, oder näher bezeichnet Ostafrika und das südliche Asien die Bühne und das Haupttheater der Begebenheiten darboten. Hier in eben diesen Welttheilen gestaltete sich der Schauplatz, auf dem sich jene vorgeschichtlichen tiefeingreifenden Ereignisse abspielten, die für den ganzen Entwickelungsgang der Menschenwelt bestimmend wurden. Man hat sich gewöhnt, in der Ethnologie sowol wie in der Urgeschichte den Schauplatz auch der geistigen Entwickelungsgeschichte zu zersplittern, d. h. ihn überall hin auf die ganze irdische Oberfläche zu verbreiten. Man ging hierbei von der oberflächlich gesehen allerdings sehr einleuchtend klingenden Ansicht aus, daß gleiche oder ähnliche Anlagen unter den Menschen auch allerwärts die gleichen Stufen der Entwickelung, die gleichen Ideenassociationen, die gleichen Erfindungen und die gleichen Erlebnisse hervorrufen konnten. Allein man ist dem Psychologen völlig den Beweis für diese hergebrachte Ansicht schuldig geblieben. Von vornherein übersieht man hierbei, daß von gleichen und ähnlichen Anlagen unter den Rassen als solchen psychologisch gar nicht geredet werden kann. Dazu kommt, daß die Anlagen allemal nur erst dann und in der Weise zum Vorschein und zur Wirkung gelangten, sobald sie durch eine bestimmte Wechselwirkung unter feindlichen unähnlichen oder doch reibenden Factoren entzündet oder gefördert wurden. Zu diesen Factoren zählen wir aber ebenso die äußern Naturverhältnisse, wie die sich aus dem Rassenkampfe der Menschen untereinander ergebenden Anregungen. Ja auf die letztern Factoren legen wir mit Recht einen höhern Werth, da sie tiefere und eigenthümlichere geistige Anstöße liefern, wie die mit Steinen, Pflanzen und Thieren bevölkerte bloße Naturumgebung, die dem Menschen überall gleichförmiger wie seinesgleichen gegenübertritt. Und wahrlich, geistige [illegible]ende Begebenheiten, d. h. Geschichte, konnte sich nur ab-

spielen, wo Menschen eigenthümlich auf Menschen wirkten. Tiefer entwickelnd wirkt eben nur die Geschichte.

Kann von gleichen oder gleichmäßigen Entwickelungen der Anlagen unter den verschiedenen Völkern nicht geredet werden, weil alle einer andern geschichtlichen Wechselwirkung ausgesetzt waren, und alle andere Anregungen empfingen, so ist, wie erwähnt, zugleich wohl zu beachten, daß, wenn auch alle äußern Bedingungen für das Urmenschenthum zugleich im großen Ganzen durchschnittlich so ziemlich die ähnlichen gewesen sind, völlig verschieden ursprünglich die körperlichen und mehr noch die psychischen Anlagen der Einzelrassen waren. Wer eine ähnliche ursprüngliche geistige Entwickelung unter allen Völkern der Erde annimmt, dem muß der Aufschwung einzelner Rassen, besonders der kaukasischen, als ein Räthsel erscheinen neben der hiergegen als Stehenbleiben erscheinenden Entwickelung der Afrikaner. Denn wie oft finden wir in der Urgeschichte zwei Völkerschaften dieser Rassen nebeneinander in derselben Naturumgebung, ohne daß beiden Völkern aus diesen Bedingungen gleiche Anregungen zutheil werden. Und während beide Theile in Kampf gerathen, werden die einen durch diese Wechselwirkung plötzlich erfinderisch, jene andern aber bleiben stumpf und entwickelungslos, bei diesen bildet sich Erfindungsgeist und Intelligenz, bei jenen ist hiervon nichts zu beobachten. Es ist daher völlig falsch, allen Völkerrassen ursprünglich eine gleiche Intelligenz zuzusprechen, und ihnen hiervon so viel zuzumessen, daß alle auf ihren verschiedenen Wohnplätzen zu solchen ähnlichen Erfindungen vorschreiten konnten, die wir primitive Erfindungen nennen, und zu denen man gewöhnlich auch neben andern die Erfindung des Feuers zu zählen pflegt. Diese Annahme betrachtet die Anlagen der Menschen und ihre Entwickelung nur oberflächlich, sie übersieht, daß die bloße Wechselwirkung mit der überall ähnlichen Naturumgebung nicht hinreicht, um den Geist tiefer erfinderisch zu machen. Denn fanden einige Stämme die Mittel fortzuschreiten, so bildeten andere,

Spannung nicht in gleicher Weise kennen, sie fanden sich daher mit ihren Anlagen nicht genug über ein bestimmtes Niveau von Trägheit hinausgehoben, fochten daher auch den Kampf ums Dasein gegenüber den Thieren und der Umgebung unbeständiger und wären vielleicht im Laufe der Jahrhunderte den Bedingungen erlegen, wären sie nicht mit dem Centrum der Entwickelungsgeschichte lange genug im Contact geblieben, um so die Winke zur erfinderischen Entwickelung, welche letztere eben nur den am höchsten begabten Völkern eigen war, von dorther als Anstöße zur Nachahmung aufzunehmen. Die Gesetze der Psychologie nöthigen uns also anzunehmen, daß sich ursprünglich nur die höchste Rasse und die zugleich siegreichste, aus ureigener und freier Ueberwindungskraft über alle Hemmnisse hinaus, menschlich erfinderisch im Gegensatze zu den Thieren entwickelt habe, während die übrigen durch den mehr oder minder beweglichen Nachahmungstrieb, der allen eigen war, mehr oder weniger rasch und talentvoll dieser Entwickelung zu folgen suchten.

Es mußten daher alle nach der Peripherie gedrängten Völker, da sie der reibenden Kraft bezüglich des Aufschwunges der Anlagen nicht in gleich hohem Maße theilhaftig wurden, sich passiver verhalten wie die im Centrum stehen gebliebenen Rassen, und daher einseitigere Entwickelungsrichtungen nehmen. Hier auf dem Schauplatze dieses Centrums, der vielleicht allerfrühestens noch eine gewisse Verträglichkeit der verschiedenen Urstämme aufgewiesen hatte, indem die Schwächern anfänglich gutwillig dem Joche und der Herrschaft der stärkern und wildern Rasse sich beugten, entbrannte allmählich der heftigste Kampf, und zwar in um so höherm Grade, je mehr sich neben der angestammten Herrschaft der Macht zugleich die Eigenart und Macht anderer Fähigkeiten, nämlich die durch die Geschicklichkeit angeleitete Erfindungsgabe und Intelligenz zu erhöhen begann, durch welche der physischen Gewalt ein Gegengewicht geboten wurde. Nur erst, als dieser Gegensatz zwischen zwei sich differentiirt habenden menschlichen

Fähigkeiten unter verschiedenen Völkern zur vollsten Geltung und Entfaltung kam, konnte der eigentliche Rassenkampf der Urstämme wahrhaft beginnen, und nun nahm derselbe einen Aufschwung und einen Verlauf, der vorher nicht gegeben und vorauszusehen gewesen war.

Hatten ursprünglich nothwendig die wildesten und rohesten Völker die physische Herrschaft in den Urdistricten geführt, hatten sie alle schwächern, einseitigern und feigern Völker an die Peripherie des Völkerkreises geschoben, so hatte ihnen nur, wie wir hervorgehoben, Eine Rasse möglichst standgehalten. Wir haben gesehen, daß wir begründete Anhaltepunkte dafür haben, daß diese Völkerrasse die kaukasische gewesen ist. Allein, wollte diese Rasse in ihren Stämmen dem Andrängen der unterdrückenden Gewalt der wilden und starken wollhaarigen Urvölkerschaften möglichst entgegentreten, so konnte das nur dadurch geschehen, daß sie sehr früh und ursprünglich *durch eigenthümliche andere Fähigkeiten*, d. h. durch bestimmte Geschicklichkeit des Körpers und Geistes das ersetzte, was ihr an Kraft und angeborener physischer Stärke den Feinden und Unterdrückern gegenüber abging. Dieses Gegengewicht kam nun unter dieser Rasse verhältnißmäßig früh zur Entwickelung, und es bestand thatsächlich in der intelligentern Beweglichkeit des Geistes mit Rücksicht auf die angeborene hohe Handgeschicklichkeit, welche letztere, wie sich zeigen wird, zum Vehikel der sich bildenden Erfindungsgabe und Combinationsfähigkeit werden sollte. Allein die sich mit der wachsenden Handgeschicklichkeit und der emporbildenden Intelligenz steigernden Fähigkeiten sollten nicht nur sehr früh ein bloßes Gegengewicht gegen die rohe physische Gewalt gewähren, *sondern sie mußten, wie es in der Natur der Sache lag, sogar sehr rasch die körperliche Macht und Stärke übertreffen*. Denn die physische Wildheit fand an dem Maße des Körpers selbst ihre Grenze, während die sich durch erfinderische und intelligente Handgeschicklichkeit verstärkende Armkraft

sich beliebig weit darüber hinaus zu erweitern im Stande war. So konnte also die ursprüngliche Erhebung, das physische Uebergewicht und die Herrschaft der wollhaarigen schwarzen Völkerschaften nur in der ersten Periode der Urgeschichte bestanden haben, um indessen früh in einer zweiten Epoche verdrängt zu werden, in welcher sich nunmehr rasch und für immer die Herrschaft der geschicktern und intelligentern kaukasischen Völkerschaften begründete. Die fast ursprüngliche oder doch frühzeitige Herrschaft der kaukasischen Rasse im Centrum und im Herzen der menschlichen Entwickelungsgeschichte konnte aber in ihrer Tragweite für die Entwickelung der andern Völker nicht ganz bedeutungslos und nicht ohne einwirkende Folgen geblieben sein. Diese Folgen zu ermessen, ist die Aufgabe der psychologischen Entwickelungsgeschichte.

Mußten wir aus psychologischen Gründen die Annahme zurückweisen, daß alle Völker, durchschnittlich gleich im Ursprunge angelegt, zu gleichartigen primitiven Erfindungen vordringen konnten, und wiesen wir bezüglich einer hervorragenden Entwickelung der tiefern Anlagen hin auf das Centrum des großen Rassenkampfes und auf das Haupttheater der tiefern Entwickelungsgeschichte, so bleibt uns nun die Thatsache zu erklären übrig, wie alle Völker die hervorragendsten und wichtigsten Erfindungen, Gebräuche und Güter der Urzeit in ähnlicher Weise aufnehmen konnten.

Bei dieser Gelegenheit nun haben wir unsern Blick auf die Karte der Urzeit zu werfen, die uns sogleich erkennen läßt, daß die Zerrissenheit der Landmassen ursprünglich in jenen Perioden keine solche war, wie wir sie heute zwischen der Neuen und Alten Welt antreffen. Im Gegentheil war die Getrenntheit nur so stückweise und im ganzen so unbedeutend, daß ein bestimmter Connex aller Völkergruppen der Urzeit durchaus als annehmbar erscheint. Solange aber noch ein gewisser Zusammenhang unter den großen (freilich in den spätern Entwickelungsepochen geographisch schon sehr weit ausgedehnten) Völkerkreisen bestand, oder solange alle Rassen,

[illegible] tiefere Berührungen über- [illegible] kommen die im Herzen der [illegible] Erfindungsexplosionen [illegible] noch bis zu den ent- [illegible] im Stande sein, sobald nur [illegible] verhältnißhaft und zugleich [illegible] daß sie, überall [illegible] finden konnten. Nur [illegible] konnte die Summe [illegible] ausgedehnte und allge- [illegible] zu erlangen. Allein, [illegible] derartige Er- [illegible] lehrt uns bekannt- [illegible] die früheste war, [illegible] die Menschheit je [illegible] bedeutende Erfindung, [illegible] an der Handgeschicklichkeit [illegible] zusammenhängt, war [illegible] Bedeutung wir in spätern Ab- [illegible] unter Völkerstämmen, [illegible] behandeln (was abwechse- [illegible] wird), gewisse Zusammen- [illegible] vorhanden waren, tauschten sie [illegible] mancherlei Eigenthümlich- [illegible] Es waren es bekanntlich manche [illegible] unter Umständen, namentlich so- [illegible] ausgingen, leicht sehr weit [illegible] daß neben dem Idiom, das [illegible] Völkerkreise, ja ganze Rassen [illegible] sich vorzugsweise im kleinen [illegible] nur dann zu Verschmelzungen [illegible] eine Reihe kleinerer Horden

und Stämme zu einem größern Staatsverbande sich vereinigten. So war also das Wort und die Sprache, wie wir dargestellt haben, eng an den bestimmten Einzelstaat und die Gemeinschaft gebunden. Anders wie mit dem Wort verhält es sich indessen mit bestimmten Erfindungen, Ideen und Gebräuchen. Hier ist der Nachahmungsgeist auf eine umfangreichere Bahn gelenkt, und da er aus diesem Grunde um so rascher Wurzel faßt, werden gewisse Erfindungen, Ideen und Gebräuche schneller kosmopolitisch und Gemeingut der Völker.

Allein es wäre verfehlt, wollte man in Rücksicht auf die Möglichkeit einer allgemeinen und kosmopolitischen Verbreitung gewisser hervorragender Ideen, Gebräuche und Erfindungen der Urzeit an einen nur kurzen Zeitraum denken, innerhalb dessen diese Verbreitung geschah. Im Gegentheil, die Perioden der Urzeit sind nach unserm Maßstabe, wie wir leicht begreifen, ungeheuere Zeiträume, die zu überblicken uns heute nicht mehr gelingt. Die Thatsache aber, daß auf der ganzen Erde kein Volk gefunden wurde, das die Erfindung des Feuerzündens, und also das Feuer, nicht gekannt hätte, beweist uns, daß selbst in einer verhältnißmäßig schon spätern Periode noch die Völker eine gewisse Fühlung besaßen, *sodaß, wenn auch in den allerlangsamsten Zügen, die Wellen der Nachahmung sich dennoch über alle Stämme verbreiten konnten.* Gerade die Erfindung des Feuerzündens, welche nebst den sich hieran anschließenden Ideenassociationen und dem hiermit verknüpften erneuten Aufschwunge des Menschengeistes, hauptsächlich, wie erwähnt, erst in spätern Abschnitten zur Erörterung kommen wird, war es, die stets zu der allgemeinen Frage Veranlassung gegeben hat, ob die Anlagen zu primitiven Erfindungen unter allen Völkern der Erde ursprünglich gleich vertheilt waren, und ob daher eben diese Erfindung an vielen Orten zu gleicher Zeit gemacht werden konnte.

Diese Frage nun hat bei einem umfassenden Rückblicke auf alles bereits früher Erörterte kaum noch Schwierigkeiten für die psychologische Beantwortung. Daß es mit den frühesten, seltensten und den deshalb zugleich schwierigsten Erfindungen sich ganz ebenso verhält wie mit den Einzelheiten des ganzen organischen Entwickelungsprocesses überhaupt, nöthigen uns die allgemeinen Verhältnisse, in jedem Falle auf das strengste anzunehmen. Wie das organische Entwickelungsleben nicht überall die gleichen Thiere hervorzubringen im Stande war, so fanden sich auch nicht überall die geistigen und körperlichen Bedingungen unter den Völkern zusammen, um die hervorragendsten Erfindungen, Ideen und Gebräuche (seien sie selbst scheinbar primitiv) zu erzeugen. Diese Thatsache, die wir noch heute beobachten, zieht sich durch die ganze organische Entwickelungsgeschichte als ein Gesetz hindurch, das auch an diesem Punkte nicht umgangen werden darf. Daß es sich freilich bezüglich der Entstehung dieser frühesten Gebräuche und Erfindungen hervorragender Art nicht um einen einzelnen hervorragenden Punkt oder ein einzelnes Individuum (wie bei entstehenden Localgebräuchen und Stammesgewohnheiten), vielleicht sogar nicht einmal nur um einen einzelnen Volksstamm, sondern nur um eine bestimmte Erfindungsgrenze überhaupt handelt, innerhalb deren allein genügend häufig und dauernd der Zunder gesammelt wurde, durch den die Vorbedingungen zur Idee und Erfindung geschaffen waren, das ist einleuchtend. Wir werden bei jeder einzelnen Erfindung der Urzeit sehen, welche Bedingungen, ob äußere oder innere, zur Explosion oder Zeugung derselben den Ausschlag gaben. Waren aber diese Bedingungen von dieser oder jener Art, immerhin mußten sie sich ursprünglich außerordentlich zuspitzen und ansammeln, um die Erfindung zu veranlassen; denn je mehr rückwärts wir mit dem Menschen in die Urzeit gehen, um so thierischer und nichterfinderischer erscheint er im allgemeinen. Legt man sich die Frage

vor, weshalb erfanden die Affenarten nichts besonders Hervorragendes, und auch nichts dem Aehnliches die übrigen Deciduaten, so beantwortet man diese Frage offenbar mit denselben Gründen, mit denen wir die Ansicht stützen, daß nur diejenigen Völkerstämme derjenigen Districte und Erdtheile den früheſten Anstoß zu dieser erfinderischen Richtung überhaupt gegeben haben, die mit dem höchsten innern Zunder als Empfängnißanlage behaftet auf die häufigste Reibung nach einer bestimmten Richtung hin stießen. Daß in diesem hohen Grade die Bedingungen innerlich wie äußerlich nicht überall unter den Urvölkern gesammelt waren, und sozusagen auf dem breiten Wege lagen, liegt im Wesen der ganzen Sache, ebenso wie es zu Tage liegt, daß innerhalb dieser Bedingungsgrenze in Bezug auf Erfindungen primitiver Gebräuche und Ideen nicht ein Individuum in zufälliger Weise einzig und allein, ja nicht einmal blos vielleicht ein einziger Stamm zufälligerweise den hier gereiften Apfel bricht. Ist einmal von hervorragenden Punkten und Bezirken aus der Anstoß zu bestimmten Richtungen gegeben, so beginnen sich bei den übrigen Völkern durch Nachahmung gleichfalls die Anlagen zu regen, und nicht selten kommt es nun vor, daß es hinterher sogar ganz andere Völker sind, welche den aufgefangenen Anstoß durch Nachahmung am tiefſten empfinden und verarbeiten, um die hiermit gegebenen Anregungen am meisten zu benutzen und am tiefſten fortzubilden.

War es Aufgabe dieses Kapitels, hinzuweisen auf die Gründe, die sich an die Hand geben, um einen bestimmten „Krystallisationsbezirk" festzustellen, innerhalb dessen sich die früheſte Entwickelungsgeschichte der Menschheit abspielte, so lehrt uns der Schluß dieser Betrachtung, daß es sich mit der Anregung, Aufnahme und Verbreitung gewisser hervorragender Gebräuche, Ideen und Erfindungen in ganz der nämlichen Weise wie mit dem organischen Zeugungs- und Entwickelungsproceß bestimmter Arten verhält. Wie sich im organischen, ja selbst im unorganischen Dasein, bei der unordent-

lichen Zerstreutheit und Getrenntheit der Bedingungen nichts gestaltet und entwickelt, sondern nur erst dann, wenn sich die Bedingungen von allen Seiten gesammelt haben, um die Zeugung als Combination und Erfindung zu vollziehen, so liegt es, sehen wir, bereits im Wesen dieser Sammlung selbst, daß sie nur innerhalb eines bestimmten Districts und Völkerkreises, d. h. innerhalb der begabtesten Stämme statthat, um sich von hier aus zu verbreiten. Ja so innig, und deshalb so selten, wird sogar stets diese Sammlung der Bedingungen sein, daß es nur ausnahmsweise oder gar nicht vorkommt, daß an einem zweiten Orte der Welt in gleichem Grade unter Völkern hervorragende Gebräuche, Ideen und Erfindungen zum Ausdruck kommen.

Hier, wo wir von den Bedingungen der Erfindung zu reden haben, können wir uns nun im Rückblick auf das Wesen der Sprache zugleich davon überzeugen, daß die Sprache als solche durchaus keine Erfindung des Menschen war. In der That, wir sahen ja, daß alle Deciduaten und die meisten Thiere bereits die Sprache bis zur Interjectionsstufe bildeten und sich durch unmittelbare Empfindungslaute verständigten. Dieselbe Fähigkeit brachte bis zu demselben Grade der Mensch angeboren wie die Thiere mit auf die Welt. Daß nun diese Anlagen sich beim Menschen weiter bildeten durch den Verlauf der Ereignisse, lag an andern Bedingungen, die sich um deswillen reichlicher vorfinden konnten, weil diese Anlagen eben als angeborene gleichmäßig auf die ganze Menschheit vertheilt waren. Die Sprache ist daher eine angeborene und später entwickelte Anlage im Gegensatze zur empirischen und nur durch die Bedingungen geschichtlicher Wechselwirkung hervorgerufenen Erfindung. Ein gleicher angeborener Vorzug und eine unter allen Völkern vorgefundene Anlage wie die Sprache war, wie wir sehen werden, die Handgeschicklichkeit, aber es ist zu bemerken, daß sich diese allgemeine Anlage unter den Völkern dem Grade nach viel verschiedener vertheilt vorfand, sodaß sie sich, was sich genauer

zeigen wird, bei der einen Rasse durch geschichtliche Wechselwirkung schneller entwickelte und verfeinerte, während sie bei andern noch bis heute auf einer merkwürdig niedern Culturstufe stehen geblieben ist, eine Thatsache, die freilich in gewisser Weise, wenngleich nicht in so auffälligem Grade, auch bezüglich der Sprachausbildung für viele Völker gilt. Allein die Sprache wurde unter allen Völkern zur Entwickelung *gezwungen*; denn es war der Kampf ums Dasein, der die Menschen zwang, sich in staatlichen Gruppen und Gemeinschaften zu organisiren, und hiermit, sehen wir, *mußte sich die Sprache nothwendig entwickeln*, und nur dann begann der Sprachproceß allmählich wieder zu verwildern und zu verkommen, sobald die staatlichen Zusammenhänge sich lockerten und auflösten, wie es im heutigen Brasilien geschieht, wo die Sprache sich bis zu unzähligen Dialekten zersplittert, was in ähnlicher Weise auch in Neuholland der Fall ist. Die Handgeschicklichkeit dagegen hängt in ihrer Entwickelung nicht in gleich hohem Grade von diesen Bedingungen, wie wir sogleich sehen werden, ab, sie ist vielmehr mehr oder weniger durch die motorische Gelenkigkeit des Stammes als Uranlage der verschiedenen Rassen bedingt, und also demgemäß auch von der Trägheit der Rasse wesentlich abhängig. Gehen wir nun im folgenden Kapitel zu der Ausbildung der Handgeschicklichkeit über.

Die Autochthonentheorie, die es vorzugsweise im obigen Kapitel zu bekämpfen galt, zählt heute in Rücksicht auf die vielen Thatsachen, die sich wider sie erheben, nur noch wenige Anhänger. Auch die besten englischen Anthropologen haben sich gegen diese Theorie erhoben, und unter ihnen ist der treffliche Tylor hauptsächlich hervorzuheben. Wer die organische Entwickelungsgeschichte mit umfassendem Blick übersieht, der wird gern die Worte Peschel's unterschreiben: „Unerlaßlich bleibt die Behauptung eines einzigen Ausgangsortes sämmtlicher Menschenrassen, im Gegensatze zur Anthropologenschule unter den Amerikanern, die vielleicht, um ihr Gewissen über die vormalige Negersklaverei und den Rassenmord der Indianer zu beruhigen, in neuester Zeit über hundert Menschenarten, nicht Menschen-

rassen, überhaupt so viele geschaffen hat, als Völkertypen sich aufstellen lassen, und die sie durch einen großen Saatwurf des Schöpfers sogleich in Mehrzahl wie Bienenschwärme dort ausgestreut sich denkt, wo sie noch jetzt sitzen. Eine solche Hypothese beantwortet uns nicht, warum die Inseln bei jenem Saatwurf leer ausgingen, warum die einzelnen Welttheile durch ihre Thier- und Pflanzenwelten als Provinzen sich charakterisiren lassen. Sie verzichtet überhaupt auf jede Erklärung der Gegenwart aus der Vergangenheit, während es doch tief begründet liegt in der menschlichen Natur, nicht eher sich mit den beobachteten Thatsachen auszusöhnen, als bis wir sie irgendeiner Causalität untergeordnet haben." (Vgl. „Ausland", Jahrg. 1869, S. 1110.) Daß auch die Zoologen ganz nothwendig zu einem bestimmten Ausstrahlungsrevier des Menschengeschlechts in Rücksicht auf den Verbreitungsdistrict der Halbaffen gedrängt werden, haben wir bereits im Texte erwähnt. „Von den jetzt existirenden Festländern kann allen bekannten Anzeichen nach weder Amerika, noch Europa, noch Australien die Heimat des Urmenschen, und somit die Urheimat des Menschengeschlechts überhaupt gewesen sein. Vielmehr deuten die meisten Anzeichen auf das südliche Asien. Vielleicht war aber auch das östliche Afrika der Ort, an welchem zuerst die Entstehung des Urmenschen erfolgte, vielleicht auch ein jetzt unter den Spiegel des Indischen Oceans versunkener Continent, welcher sich im Süden des jetzigen Asiens einerseits östlich bis nach den Sunda-Inseln, andererseits westlich bis nach Madagascar und Afrika erstreckte." (Vgl. „Natürliche Schöpfungsgeschichte", von E. Haeckel, S. 514 fg.) Was nun die Karte anlangt, die wir der anschaulichen Erläuterung halber diesem Kapitel beigegeben haben, so liegt auf der Hand, daß sie nur nach Muthmaßungen entworfen werden konnte, in Rücksicht auf die bisher hauptsächlich bekannt gewordenen Daten der Thierverbreitung und der zoologischen Physiognomie der Gegenwart. Die Genauigkeit der Einzelheiten ist bei einer solchen Karte schwerlich jemals zur Genüge zu ermitteln, wenigstens reichen für jetzt die forschenden Kräfte von geologischer Seite bei weitem hierzu nicht aus. Wir müssen uns daher schon begnügen, wenigstens die ungefähren Züge im Hinblick auf die nur sehr wenigen Anhaltepunkte in groben Umrissen hinzustellen, wir schaffen uns hiermit wenigstens die erste anhaltgebende Vorstellung, und damit ist für das Nachdenken bereits viel gewonnen. Was nun die genauere äußere Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts anlangt, so müssen wir uns bezüglich unserer Aufgabe, welche nur den innern Entwickelungsgang und die geistige Emporbildung des Urmenschen zu verfolgen sucht, auf die nothwendigsten Andeutungen beschränken, und das

um so mehr, als über die äußern Verhältnisse, wie Abstammungsgrade und Verwandtschaftsbeziehungen der Rassen und Menschenarten, noch bis-jetzt nichts Genügendes und Exactes ermittelt worden ist. So sind wir noch nicht einmal im Stande, den Verwandtschafts-, resp. Differenzgrad zwischen der mongolischen und kaukasischen Rasse genauer zu bestimmen, obwol wir Andeutungen hierüber zur Genüge besitzen. So hat ebenfalls das Verwandtschaftsverhältniß der Papuanen und Alfurus, die in so vielen Hinweisungen an die Hottentotten und die Ureinwohner Südafrikas erinnern, noch nicht bestimmter fixirt werden können. Geeinigt hat man sich in neuerer Zeit mehr und mehr dahin, daß Malaien, Indianer, Mongolen und Polarvölker Zweige Einer Wurzel sind, und zwar offenbar derjenigen Abstammungswurzel, welche in ihren Urstämmen am frühesten von den beiden übrigen Rassen zur Seite gedrängt wurde. Daß die Buschmänner und viele hottentottische wollhaarige südafrikanische Stämme und deren australische Verwandten zu denjenigen gehören, die in Rücksicht auf rohe und wilde Stärke und Kraft zu den thierähnlichsten gehören, wird sich nicht leugnen lassen, allein hieraus den Schluß ziehen zu wollen, daß durch sie uranfänglich die Stämme aller Rassen und Abarten der Völker repräsentirt wurden, sodaß sich aus ihrer thierischen Natur erst später alle übrigen höhern Rassen erhoben hätten, scheint immerhin sehr gewagt zu sein. Mindestens müssen wir annehmen, daß die Nothwendigkeit zur Differentiirung schon in der ursprünglichen Anlage der ersten Menschenfamilien lag, sodaß die sich entwickelnden ersten Urstämme bereits bis zum gewissen Grade auffällige Differenzen ihres Naturells zeigten. Diese Grundverschiedenheiten des Naturells müssen wir unter den Urstämmen durchaus als ursprünglich annehmen, wenn wir nicht etwa alle Urstämme wiederum aus einem einzigen Paare herleiten wollen, zu welcher Anschauung niemand neigen wird, da der Urdistrict der Menschenentwickelung immerhin (um ein Gleichniß zu gebrauchen) als Zeugungsorgan und Fruchthalter groß genug war, nicht nur einen Stamm, sondern sozusagen Zwillinge und Drillinge, d. h. eine gewisse Anzahl bestimmt differentiirter Urstämme gleichzeitig großzuziehen, in welchen die Verschiedenheit des Naturells der Rassen begründet lag. Ist aber das innere Naturell als Anlage bereits ursprünglich entscheidend, im Kampfe ums Dasein den Entwickelungsgang der Rasse zu bestimmen, so können wir auch nur im Naturell die glücklichsten Unterscheidungsmerkmale der Rassen finden und nur mit Rücksicht darauf die Verwandtschaftsgrade der Völker aufsuchen. Eine wirklich sachgemäße Eintheilung und Classification kann daher im Grunde nur der Völkerpsychologe liefern;

denn nur er, der sich allein mit der genauern Untersuchung und Vergleichung der psychologischen Merkmale des Naturells beschäftigt, kann die richtigen Gesichtspunkte zur Eintheilung treffen, auf die es allein bezüglich der Rassen ankommt. Alle übrigen Versuche, nach rein äußern Merkmalen die Rassen einzutheilen, wie etwa nach der Zahnstellung, nach den Haaren oder nach den Schädelformen, sind nicht klar durchgreifend, und erscheinen daher dem Psychologen nicht völlig genügend. (Vgl. zugleich die trefflichen Aufsätze über Menschenrassen von F. R. Seligmann in Behm's „Geographischem Jahrbuch", Bd. 1, 2.) Um aber das Naturell der Völker genau und fein in genügender Weise nach psychologischen Gesetzen und Gesichtspunkten zu studiren, gehören psychologisch gebildete Beobachter und Sammler von Thatsachen, das heißt psychologisch geschulte Reisende, an denen es bezüglich der Ethnologie und Völkerbeschreibungskunde nur zu sehr bisher gefehlt hat. Deshalb eben erscheint es für jetzt völlig unmöglich, eine genügende und genauere Eintheilung der Völker zu treffen, und wir müssen uns bis zur Feststellung wirklich psychologischer Beobachtungen an den unsichern Schädelmessungen und an sonstigen verfließenden äußerlichen Merkmalen genügen lassen, die sich meistens als äußerst wechselnd und zufällig charakterisiren. Die hierüber aufgestellten Charakteristica aber einzeln aufzusuchen und zu kritisiren, ist nicht mehr unsere Aufgabe. Zu bemerken wäre noch, daß auch die Sprache, obwol sie dem eigentlichen Naturell des Menschen schon bei weitem näher steht wie alle sonstigen äußern physiologischen Merkmale, und die daher bisjetzt auch allein nur die genügenden Data für die Verwandtschaftsbeziehungen der Völker geliefert hat, doch auch nicht allein hinreicht, alle hierher gehörigen Beziehungspunkte zu liefern, da für die strenge Verwandtschaft gar zu viel andere Momente noch in Betracht kommen, die nicht außer Acht zu lassen sind. Eins dieser jedenfalls nicht zu übersehenden Momente ist die Handgeschicklichkeit, die wir jetzt in der Folge zu betrachten haben, da sie in der That für die innere Entwickelungsfähigkeit des Geistes nicht ohne Bedeutung ist.

Peschel kommt in seiner inzwischen erschienenen Völkerkunde (vgl. a. a. O., S. 337) zu den nämlichen Schlüssen und sagt: „Wir gelangten zu dem Ergebniß, daß alle körperlichen Merkmale, die Schädelform, die Größenverhältnisse der Gliedmaßen, die Farbe der Haut innerhalb der nämlichen Menschenrasse beträchtlich schwanken, daß selbst die Beschaffenheit des Haares nicht zu den beharrlichen Wahrzeichen gerechnet werden dürfe, und daß daher bei der Vertheilung des Menschengeschlechts in größere Gruppen oder Rassen alle vorherrschenden Eigenthümlichkeiten

berücksichtigt werden müssen. Die Grenzen solcher Gruppen sind oft leicht, noch öfter sehr schwierig zu ziehen. Unstatthaft aber ist es, sie dort zu ziehen, wo die gemeinsamen Kennzeichen einer Gruppe durch leise Abstufungen zu den gemeinsamen Kennzeichen einer andern Gruppe übergehen, es müßten denn solche Abstufungen mit geschichtlicher Glaubwürdigkeit auf Zwischenheirathen sich zurückführen lassen und durch Mischlinge vertreten werden. Wenn wir diesem Grundsatze huldigen, werden wir genöthigt, das Menschengeschlecht in sieben Gruppen, Rassen, Unterarten oder Arten, wie man sich ausdrücken will, zu sondern. Es sind dies erstens die Bewohner Australiens und Tasmaniens, zweitens die Papuanen Neuguineas und benachbarter Inseln, drittens die mongolenähnlichen Völker, zu denen wir nicht blos Festlandsasiaten, sondern auch die Malaiopolynesier und die Eingeborenen Amerikas zählen, viertens die Dravida oder die Bewohner Vorderindiens von nichtarischer Abkunft, fünftens die Hottentotten und Buschmänner, sechstens die Neger, siebentens die mittelländischen Völker, welche den Kaukasiern Blumenbach's entsprechen."

6.

Ausbildung und Werth der Handgeſchicklichkeit.

Das Aufrechtgehen der Menſchen und die urſprünglichen Gründe dieſer Erſcheinung. — Der Aufſchwung der Handgeſchicklichkeit und des Kunſttriebes und der Werth dieſer Erſcheinung zur Beurtheilung des Naturells und des Volkscharakters. — Die Geſchicklichkeit gegenüber der Trägheit und die Bedeutung dieſer Merkmale zur Vergleichung des Völkernaturells. — Hottentotten und Buſchmänner als die trägſten und niedrigſten Völker. — Die bereits höher ſtehenden Mittelafrikaner im Vergleich zu den Amerikanern. — Nachweis daß die Amerikaner urſprünglich begabter ſind wie die Afrikaner. — Die Amerikaner im urſprünglichen Contact mit den oſtaſiatiſchen Culturvölkern. — Widerlegung der Einwendungen gegen dieſe Anſicht. — Die Malaien, Polarvölker und Chineſen im Vergleich zueinander. — Die Chineſen gegenüber den Kaukaſiern. — Mangel innerer Geiſtesbeweglichkeit der Chineſen und der andern Culturvölker gegenüber den am höchſten begabten kaukaſiſchen Stämmen. — Urſprünglicher Sieg der begabteſten kaukaſiſchen Völker während der Steinzeit über alle übrigen Völker der Erde. — Der Aufſchwung der Aegypter, Chineſen und Mexicaner in der culturgeſchichtlichen Entwickelung und die Culturherrſchaft dieſer Völker während der Urgeſchichte. — Urſachen dieſer Erſcheinung. — Die Handgeſchicklichkeit und deren pſychologiſche Beziehung zur innern Geiſtesbeweglichkeit und Combinationsgabe. — Handgeſchicklichkeit und Combination ſowie Sprache und Erinnerung als ſich unterſtützende Factoren der Geiſtesentwickelung.

Die Einleitung desjenigen Kapitels, das die Sprache und ihre Fortbildung behandelte, hat uns Gelegenheit gegeben, in phyſiologiſcher Beziehung darauf hinzudeuten, wie innig die Sprachentwickelung nicht nur an das Weſen des Gemeindelebens, ſondern gleichzeitig an die Ausbildung körperlicher Eigenſchaften, wie des freien Aufrechtgehens und der hiermit in Verbindung ſtehenden Hand-

geschicklichkeit, geknüpft ist. Wir sahen, die Empfindungssprache, d. h. die unmittelbare Verständigung durch Geberden und Empfindungslaute, mußte allen Deciduatenarten mehr oder weniger zugesprochen werden. In dieser Hinsicht besaß daher bezüglich der Angeborenheit einer Anlage der Urmensch keinen Vorzug vor den übrigen verwandten Stammgenossen, und nur erst dadurch, daß sich für den Menschen die Bedingungen fanden, die angeborene Thiersprache fortzubilden, konnte sie ihm später diesen großen Vorzug vor den Thieren gewähren. Aber gerade die Fortentwickelung der Sprache war, wie wir sahen, an zwei Bedingungen gebunden, deren eine eben eine äußere, rein physiologische war, und sich auf die feinere Regulirung der Ausathmungsqualität bezog, zu welcher die freie Armthätigkeit und das Aufrechtgehen, wie wir sahen, in Beziehung stand, der andere Factor aber war, wie dargestellt, ein innerer, rein psychologischer, er knüpfte sich an die instinctive Leitung des Nachahmungstriebes durch die Führer einer bestimmten Sprachgemeinschaft, durch welche unabsichtlich eine übereinstimmende Aufnahme von Wurzeln gewonnen und so die allgemeine Grundlage wirklicher Verständigungsfähigkeit durch artikulirte Laute hergestellt wurde. In dieser Untersuchung nun werden wir an die äußern Bedingungen der freien und geschickten Armthätigkeit und an das Aufrechtgehen anzuknüpfen haben, um die dem Menschen hiermit überlieferten Vortheile zu beleuchten. Neben vielen andern äußern sehr unwesentlichen Merkmalen hat der Mensch vorzugsweise die große motorische Gliedergelenkigkeit und die sich ganz besonders neben der Fingerbeweglichkeit äußernde Handgeschicklichkeit mit dem Affen gemein. Der ganze anatomische Bau der Glieder läßt darauf schließen, daß die Natur in der Entwickelung darauf hingearbeitet hat, in Armen und Füßen und ihrer feinern Ausbildung dem Menschen ursprüngliche und angeborene Waffen zu verleihen, die seine innere Anlage im Naturell unterstützen und ihm dienlich sein sollten. Was man auch in vieler andern Beziehung äußerlich

bei einer Vergleichung übersehen könnte, der Bau der Hände und Füße läßt sich als unwesentlich beim Menschen nicht umgehen. Wir haben es in dieser Beziehung mit einer ursprünglichen körperlichen Angeborenheit zu thun, die wir, sobald wir anatomisch und entwickelungsgeschichtlich vom Wesen des ausgebildeten Menschen als solchem ausgehen, nicht mehr zerlegen und aus ursprünglichern Elementen ableiten können. Anders verhält es sich, wie wir früher erwähnt haben, mit dem Aufrechtgehen des Menschen. Daß die früheſten Urmenschen ursprünglich bereits völlig aufrecht gegangen seien, läßt sich nicht erweisen, und nehmen wir andere Beobachtungen zu Hülfe, so sprechen diese vielfach dagegen. Das Aufrechtgehen auf zwei Beinen ist ein sonderlicher Gebrauch, der in der ganzen Säugethierwelt, und namentlich unter den Deciduaten, gar nicht wieder vorkommt. Hat sich der Mensch als Deciduate in dieser Beziehung den ihm sonst so fern stehenden Vögeln angeschlossen, so mußten hierzu bestimmte Gründe vorgelegen haben, die wir aufzusuchen verpflichtet sind.

Daß noch heute die Kinder das Aufrechtgehen erst als eine eigene gymnastische Kunst erlernen müssen, kann uns immerhin als ein Fingerzeig dienen, der nicht auf Angeborenheit nach dieser Seite hin zurückdeutet, sondern der uns das Gegentheil nahe legt. Wir haben bei Gelegenheit der Sprachentwickelung die Bedingungen angedeutet, die den Menschen zwangen, sich im Laufe der Zeit das Aufrechtgehen anzueignen, und wir wollen uns daher begnügen, hier darauf zurückzuweisen. Von allen Körpertheilen und Merkmalen hat sich unter den verschiedenen Deciduatenarten fast keins so abweichend ausgebildet und entwickelt als das Gebiß und die hiermit bedingte Zahnbildung. Auch hierin stellen sich die furchtsamen Nager den kühnen Raubthieren scharf gegenüber, während die Insektenfresser, Flederthiere, sowie Affen und Menschen die Uebergänge zu den vorgefundenen Extremen schwächlicher und starker Gebißbildung aufweisen. Das Gebiß der Affen und Menschen weicht nun aber hin-

Theodor Waitz.

sichtlich stärkerer Ausbildung von den Nagethieren bedeutend ab, um sich in Zahnbildung und Stärke dem der Raubthiere mehr zu nähern, und wir dürfen in Bezug auf den Urmenschen nicht mit Unrecht annehmen, daß die Bildung und Stärke seines Gebisses sich in allerfrühester Zeit viel raubthierähnlicher gestaltet hat, als das heute der Fall zu sein scheint. Im Kampfe mit den Raubthieren aber war sein Gebiß dennoch nicht geeignet, die Concurrenz mit diesen zu ertragen, er bedurfte daher trotzdem seiner Armkräfte. Dauernd herausgefordert zum Angriff, mußte sich der Mensch in gerechtem Selbstgefühl seiner muthvollen Vertheidigung erheben. Während einer Reihe unzähliger Generationen mußte er allmählich seinen Armen und Füßen Gewohnheiten zumuthen, die ihn veranlaßten, die Arme vom Tragen des eigenen Körpers völlig zu befreien. Die Arme mußten zum Tragen von Gegenständen, mit Einem Worte zur Arbeit benutzt werden, während die Füße allein den Körper zu stützen hatten, indem sie so im Nothfall zur Schnelligkeit des Ortswechsels dienen konnten. Waren aber die Arme einmal von der Last des Körpers befreit, so kam selbstverständlich nunmehr auch die Hand nebst ihren beweglichen Fingern zu einer andern viel höhern Geltung. Neue Kräfte und Triebe, die nur in den primitivsten Anlagen vorher in der Hand geschlummert hatten, begannen sich zu regen und zu gestalten. Vorerst war es das Geberdenspiel, das mit der Befreiung der Arme sich mächtig entwickelte und der Ausbildung der Sprache zu Hülfe kam. Wie es noch heute afrikanische Völkerschaften gibt, die ihre Sprache unwillkürlich durch ein mächtig entwickeltes Geberdenspiel der Arme unterstützen, so wird ein Gleiches bei dem Urmenschen noch viel mehr der Fall gewesen sein; denn auch bei ihm mußten die unmittelbaren Empfindungsreflexe sich auf das stärkste nach seiten der von ihrer Last und Bürde befreiten Arme Luft machen. So traten durch den aufrechten Gang nicht sowol die artikulirte Stimme und Lautgebung, als auch das Geberden- und Mienenspiel, endlich auch die Handthätigkeit und

Geſchicklichkeit überhaupt in eine tiefere entwickelungsfähigere Beziehung zum innern Naturell des Menſchen. Wie ſich im Gange ſowie in der Eigenthümlichkeit der Bewegungen und in der Haltung des Körpers für den Kenner bereits bis zum gewiſſen Grade das Temperament und gewiſſe Charakterzüge des Menſchen ſpiegeln, ſo tritt in ſeiner Sprachweiſe und in ſeiner Handgeſchicklichkeit noch viel mehr die Eigenart eines Individuums zu Tage. Aehnlich wie bei dem Individuum verhält es ſich aber mit dem ganzen Volke, auch bei ihm ſpiegeln ſich in Bewegung, Sprache, Haltung, Thätigkeit und Geſchicklichkeit Theile, und zwar die bedeutſamſten Theile des geiſtigen Naturells und des Innenlebens. Den Werth der Sprache wiſſen wir heute alle hinreichend zu ſchätzen, aber den Werth der Handgeſchicklichkeit ziehen wir gewöhnlich in culturgeſchichtlicher Beziehung nur noch zu oft als ein nebenhergehendes Element in Betracht, das zwar recht wohl neben dem Kunſtſinne des Volkes nicht ganz überſehen wird, dennoch aber nicht, wie es nothwendig wäre, *vorangeſtellt* und genug betont wird, wenn es ſich um eine ſpecificirende Charakteriſtik eines Volksſtammes handelt. Und doch iſt die Hand die äußere Grundlage des Kunſttriebes, ebenſo wie die Sprache die äußere Grundlage und Stütze des Erkenntnißtriebes iſt. Aber der Kunſtſinn eines Volkes geht zugleich innig wiederum auch mit ſeinem Erkenntnißtriebe Hand in Hand, und wollen wir ein Volk daher charakteriſiren, ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß wir neben ſeiner Sprache und ſeinem Erkenntnißtriebe ſeinen Kunſtſinn und ſeine Handgeſchicklichkeit hiervon nicht loslöſen und zurückſtellen können. Wir hatten uns mit der Entwickelung der Sprache beſchäftigt, hier nun tritt an uns die Aufgabe heran, auch der Entwickelungsweiſe des Kunſttriebes nachzuforſchen.

Daß die Anlage des Kunſtſinnes auch ſchon in Thieren deutlich ausgeprägt iſt, die, wie der Biber, der Hamſter, der Fuchs und Dachs und viele andere (unter ihnen auch einige Affenarten), ausgeprägtere Bautriebe entwickeln, das iſt bekannt. Der Menſch hätte

also auch in dieser Beziehung vor den Thieren nicht viel vorausgehabt, hätte er nicht durch die Befreiung seiner Arme und Hände vom Erdboden ein mächtiges Vehikel zur Fortbildung des Triebes gefunden, den keins der ihm stammverwandten Thiere unter den Deciduaten so hoch zu bilden wußte. Wie die Sprache, wie wir sahen, nur erst menschliche Sprache werden konnte durch die Gewohnheit des Aufrechtgehens, so konnte ebenso auch aller Bautrieb, alle Handgeschicklichkeit und alle noch thierische Kunstfertigkeit sich nur erst mit der völligen Befreiung der Arme und Hände höher gestalten und zu bilden beginnen. Auch diese Anlagen und Triebe traten erst durch ihren Aufschwung in das engere Gebiet des eigentlich Menschlichen. Wie verhält sich nun die Handgeschicklichkeit gegenüber der Sprache bezüglich der Art ihrer Fortbildungsweise?

Die Sprache, sahen wir, trat zur socialen Organisation, d. h. zum Familien- und Staatsverbande in die engste Beziehung, sie erhielt hiermit gleichsam eine wirksame Stütze, die mit ihrem Druck die Entwickelung unabläßig vorwärts trieb, und ohne eine Hemmung erdulden zu müssen, den Aufschwung des Intellects unterstützte. Gab es nun in Bezug auf die Handgeschicklichkeit eine ähnliche Stütze, die ungehemmt als äußere, rückwirkende Triebkraft den Entwickelungsproceß nach dieser Seite förderte? Wir müssen mit Nein antworten; denn obwol Staat, Organisation und andere Bedingungen der Selbsterhaltung der Urmenschheit die Vertheidigung, die Arbeit und den Angriff, somit den Gebrauch von Armen und Händen neben dem des Gebisses nach sich zogen, so zeigte sich nur zu bald, daß dieser Gebrauch eine im Körper selbst gelegene eiserne Schranke vorfand.

Erwähnen wir daher sogleich, daß es eine andere entgegengesetzte körperliche Kraft war, welche es verhinderte, daß der Mensch die ihm in der Hand gebotenen Kräfte ursprünglich über ein bestimmtes Maß hinaus verlängerte, und diese Schranke war die Trägheit. Die Trägheit, sehen wir daher, gewinnt bezüglich der hierher

gehörigen Anlagen eine ganz besondere Bedeutung; denn während die Sprache durch den Strom der Ereignisse innerhalb der Gesellschaft offenbar anfänglich ungehemmt mit fortgerissen und folglich entwickelt wurde, ward umgekehrt die Entwickelung der Handgeschicklichkeit ursprünglich gehemmt durch die der Rasse mehr oder weniger eigenthümliche Trägheit, die sich als ein Gegengewicht der Fortentwickelung menschlicher Anlagen nach dieser Seite hin entgegenstellte. Diese Hemmung aber war als Factor um so größer, je mehr im Naturell des Volks, der Rasse (und im Einzelstaate wieder innerhalb der Stände und Kasten selbst), die Trägheit entwickelt war. Hieraus folgt, daß die Trägheit in jedem Falle erst bis zum gewissen Grade zu überwinden war, sollte die Entwickelung der motorischen Handthätigkeit höher vorschreiten, und es folgt ferner, daß alle diejenigen Völker am schnellsten in dieser Beziehung voranschreiten mußten, die hinsichtlich ihres Naturells nur den geringsten Trägheitswiderstand zu überwinden hatten. Seit alter Zeit hat man daher sehr richtig die Menschenrassen in active und passive eingetheilt. Zu den erstern hat man im allgemeinen gewöhnlich die Culturvölker, zu den letztern dagegen die rohern uncultivirten Rassen und Menschenstämme gezählt. Daß eine solche Eintheilung im Groben nicht genügt, liegt auf der Hand, so richtig auch der Gesichtspunkt psychologisch gewählt ist.

Es ist jedenfalls eine immerhin auffallende Erscheinung, die wir in völkerpsychologischer Hinsicht von diesem Gesichtspunkte zu würdigen haben, daß die wildesten, entartetsten und trägsten Rassen zugleich die geringsten Fähigkeiten, die geringste Geschicklichkeit im Verfertigen von Werkzeugen, und den wenigsten Kunsttrieb verrathen, während umgekehrt die beweglichern, wenn auch minder mit äußerer Muskelstärke begabten Völker in allen diesen Beziehungen weit voranstehen. Durchmustern wir im großen Ganzen die verschiedenen Völker, so ist es auffällig, wie äußerst tief in dieser Beziehung die Südafrikaner, besonders die Hottentotten und Busch-

männerstämme stehen*, ihnen zunächst treten ihre Verwandten in Neuholland, die Alfuru- und die Papuastämme zur Seite, wenngleich die letztern durch den vielfachen Verkehr mit andern Völkern, in den sie verwebt sind, sich bereits höher entwickelt und vieles aufgenommen haben. Steigen wir von hier aus stufenweis höher, so begegnen uns alsdann die Mittelafrikaner und die Indianer. Vergleichen wir jedoch beide genauer, so zeigt sich, daß im Durchschnitt die Indianer höhere Fähigkeiten bekunden und sich geschickter in der feinern Verfertigung und Bearbeitung von Gegenständen beweisen, wie jene, wenngleich sie an Muskelstärke durchschnittlich dem Afrikaner nicht gleichkommen. Dagegen zeigen sich die meisten dunkeln mittelafrikanischen Stämme, was das Trägheitsmoment anbetrifft, mit den am tiefsten stehenden südafrikanischen Stämmen verwandt. Die Thatsache, daß die amerikanischen Indianer und Rothhäute im allgemeinen an Fertigkeiten und an Fähigkeiten den mittelafrikanischen Negerarten überlegen sind, wird gewöhnlich verkannt. Man verweist oberflächlich darauf, daß fast alle Negerstämme gute Schmiede und Eisenarbeiter sind, viele sogar Ackerbau und Viehzucht treiben, und einige Stämme sogar weben und färben. Die armseligen wilden Indianer dagegen, sagt man, sind ja im allgemeinen im Steinzeitalter verblieben, sie haben sich sogar nur wenig oder gar nicht zum Ackerbau und zur Viehzucht, wie die Neger, entschlossen, und sind deshalb auf einer viel tiefern Stufe der Gesittung stehen geblieben. So wahr alles das ist, so wenig kommen für unsern Vergleich hier diese Momente der Gesittung in Betracht. Um das einzusehen, müssen wir bezüglich der Culturstufe und Gesittung sogleich bemerken, daß hier noch ein anderes Moment bestimmend mitwirkt, das von der äußern Seite ein großes Gewicht zur Entwickelung des Naturells in die Wagschale wirft. Dieses

* Vgl. hierzu Waitz, „Anthropol. d. Naturv.", II, 331, 344, und die Berichte von Burchell, Lichtenstein und besonders Barrow und Campbell.

äußere Moment ist die Natur des Landes und die Ortsbeschaffenheit der Umgebung.

Schon oben, wo wir von den Bedingungen der Erfindung sprachen, sagten wir, daß die Erfindung einerseits von der bestimmten Ansammlung innerer Fähigkeiten, und andererseits von der Beschaffenheit der äußern Bedingungen, also der Umgebung u. s. w. abhängig ist, da nur durch ein günstiges Zusammentreffen dieser Momente der gesammelte Zunder aufzuleuchten und erfinderisch zeugend zu wirken im Stande ist. Ganz die nämlichen Factoren kommen in Betracht für die ursprüngliche Entwickelung der hierher gehörigen Fähigkeiten. Es ist ja in dieser Beziehung einleuchtend, daß selbst die besten Anlagen nicht zur Entwickelung und zur Entfaltung kommen können, sobald sie durch äußerliche Bedingungen gehemmt und durch die Oede und Sterilität der äußern Einflüsse zur Verwilderung und Entartung getrieben werden.

Daß die Anlagen und Fähigkeiten der Indianer nicht besser entwickelt wurden, liegt nun zum großen Theil eben an dem dauernden Wanderleben, zu dem sie bereits in der frühesten Urzeit, wegen ihrer nicht hoch entwickelten Körperkraft und ihrer gleichfalls den Kaukasiern und Mongolen sowie selbst den Malaien gegenüber nur als sehr mittelmäßig erscheinenden innern Fähigkeiten und Anlagen, gezwungen wurden. Sie blieben daher äußerlich in Bezug auf Handgeschicklichkeit und Arbeitstrieb für Verfertigung primitiver Werkzeuge gegen die genannten höher stehenden Völker zurück. Daß sie indessen auch gegenüber den viel trägern Negerrassen zurückblieben, glauben wir bestreiten zu müssen, und werden wir auf eine Reihe von höhern Künsten verwiesen, welche die Afrikaner gegenüber den Indianern treiben, so sind das Gründe, die sich nach genauerer Abwägung der Verhältnisse nur als Schein ergeben. Bedenken wir nur von vornherein, daß die im Vergleich zur schwarzen Rasse viel weniger trägen (wenn auch weniger starken) Indianer schon ursprünglich ver-

drängt wurden aus dem geschichtlichen Herzen der Entwickelung, sie mußten daher, in die Wildniß getrieben, nothwendig verwildern, verkommen und entarten. Die Indianer wurden früh (wie unsere Karte zeigt) an die Peripherie des Völkerkreises gedrängt, und so mußten sie trotz ihrer Anlagen sinken und einen Theil ihrer Begabung unter schwierigen Verhältnissen ungenutzt, entwickelungslos einbüßen. Die stärkern, aber trägern und ungeschicktern Negerarten blieben dagegen ursprünglich dem Herzen der großen Entwickelung stets *näher*, sie wurden selbst hier im wüsten Mittelafrika, wenn auch nur sanft, doch von den aus fernen Gegenden herüberstreifenden Wellen der Culturentwickelung stärker benetzt, sie nahmen sie auf und polirten sich, sodaß wir sie heute nicht mehr gern mit den weniger trägen und viel befähigtern Indianerstämmen vergleichen wollen.

Zweitens aber kommt hierzu die *Umgebung* und *Landesbeschaffenheit*. Die Beschaffenheit der thierreichen Landstriche lud in Afrika früh zur Viehzucht ein. Durch ganz Afrika finden wir Ziegen, Rinder und Schafe verbreitet. Der Anschluß an diese Thiere und der Zwang, ihren Weideplätzen zu folgen, wirkten sittigend auf den trägen, rohen und unbefähigten Neger. Die wesentlichen Antriebe aber zu einem höhern Aufschwunge gingen allein von den besser begabten Nachbarn aus, die im Osten und Norden wohnten, mit denen sie sich rieben und deren Cultur mit der Zeit ansteckend auf die rohen Neger gewirkt hat. „Durch seine trockene Verknüpfung mit Kleinasien, seine Annäherung an Arabien wie an Südeuropa, *genoß Afrika Vorzüge, die der amerikanischen Menschheit gänzlich versagt blieben*. Es stand wenigstens durch seinen Nordrand und seine östlichen Gestade einer günstigen Einwirkung asiatischer (d. h. kaukasischer) Gesittung offen. Als eine Wirkung dieser bevorzugten terrestrischen Lage dürfen wir es betrachten, daß durch den ganzen Welttheil hindurch die Kenntniß vom Ausschmelzen der Eisenerze und ihrer Verarbeitung zu Werkzeugen

und Waffen sich verbreitet hat."* So, sehen wir, waren den Afrikanern überhaupt Anstöße ertheilt worden, welche sie nothwendig in Bewegung bringen mußten. Allein ziehen wir die Summe dieser Anstöße von dem ab, was diesen Völkern ursprünglich als Anlage hierzu und als Eigenthümlichkeit im Vergleich zu den Indianern angeboren war, so bleibt für die Hottentotten und Buschmänner kaum etwas als Lasterhaftes und Träges, für die übrigen echten Mittelafrikaner aber nur ein geringer Rest einer gewissen Empfänglichkeit übrig, der indessen auch den eigentlichen Indianern zukommt. Deshalb sagt O. Peschel mit vollem Recht: „An geistigen Anlagen ist die sogenannte rothe Rasse der Neuen Welt allen transsaharischen Afrikanern weit überlegen gewesen, zumal alle Culturleistungen in Amerika von dem Verdachte fremder Anleitung völlig befreit sind."** Steht auch das letztere gänzlich dahin, so dürfen wir dennoch nicht verkennen, daß Peschel recht hat, daß er die ursprünglichen Anlagen der Amerikaner höher stellt selbst wie die der Mittelafrikaner. Offenbar sind die indianischen Amerikaner durchschnittlich von etwas schwächerm Körperbau, zudem waren die Indianer in den übrigen Anlagen den höher stehenden Völkern (Malaien, Mongolen, Kaukasiern u. s. w.) nicht ganz ebenbürtig, und so erklärt es sich leicht, weshalb sie im Kampfe um die Erhaltung von dem Schauplatze der großen Entwickelungsgeschichte sehr früh abtreten mußten. Nach ihrem Abgange mußten diese Völker aber rasch verwildern, und das um so mehr, in je größere Einöden und entlegenere Landstrecken sie gezwungen waren sich zu verlaufen. Wie sehr das äußere Moment der öden Umgebung und der wilden einsamen Entlegenheit ins Gewicht fällt, indem hierdurch die Anlagen verwildert und zerstreut werden, das zeigen uns die in die entlegensten Weltwinkel versprengt-

* Oskar Peschel, „Afrika und seine Bewohner (Einfluß der Ländergestalten auf die menschliche Gesittung)", in der Zeitschrift „Das Ausland", Jahrg. 1870, S. 505.

** „Ausland", S. 510.

ten australischen Völker und die Feuerländer, von den Hottentotten und Buschmännern in Südafrika, die außer ihrer physischen Stärke keine besondern Uranlagen besaßen, gar nicht zu reden.

So dürfen wir uns vom psychologischen Gesichtspunkte nicht wundern, die amerikanischen Indianer auf einer niedrigern Culturstufe anzutreffen als die Mittelafrikaner, obwol sie im Naturell im ganzen genommen viel befähigter waren als die stärkere schwarze Rasse. Die Indianer sind, wie dargethan, ein vertriebenes, weit versprengtes und verwildertes Volk, das müssen wir festhalten. Wie uns die Karte zeigt, waren Amerika ebenso wie Australien in den Zeiten, da sich die früheste Entwickelungsgeschichte der Menschheit abspielte, in der That sehr entlegene inselartige Landstrecken, und namentlich im Süden eine völlig isolirte Einöde, wo wenig zu finden war. Wir können es deshalb nur natürlich finden, daß die dorthin versprengten Theile der Indianer, sowie viele versprengte nordamerikanische Stämme, hier völlig verwildern mußten, da sie wenig Anregung zum Ackerbau und zur höhern Gesittung fanden. Dennoch ist es für den amerikanischen Menschenschlag im allgemeinen höchst bewunderungswürdig, daß sich ein ansehnlicher Theil desselben, auf seinen vielleicht sehr viele Jahrhunderte dauernden Wanderungen aus Ostasien über Inseltheile des Weltmeeres, eine Culturstufe bewahrt hat, die, in Mittelamerika von neuem festwurzelnd, noch eine großartige Entwickelung in diesen entferntern Theilen erleben sollte, eine Entwickelung, die so weit ausschritt, daß wir in ihren großartigen Zügen nur noch in mannichfach verwischten Spuren und Andeutungen den frühern Contact mit den Mongolenstämmen des östlichen Asiens ahnen und durchleuchten sehen.

Es liegt nicht im Bereiche unserer Aufgabe, die Reihe der Beweise zu kritisiren, die man für und die man gegen den Contact der mittelamerikanischen Cultur mit der der mongolischen Rasse in Ostasien beigebracht hat. Wir haben es der ethnographischen Systematik zu überlassen, diese Beweise zu sammeln, um das Für und das Wider

in dieser Beziehung zu prüfen. Nur in wenigen Punkten möchten wir uns gegen die Haupteinwendungen, durch welche man gewöhnlich diesen Contact bestritten hat, einige Bemerkungen erlauben.

Wenn sich, wie anzunehmen, ostasiatische Cultur nach Amerika verpflanzt hat, so muß offenbar eine gewisse Festlandsverbindung zwischen Asien und Amerika bestanden haben, eine Verbindung, auf der wenigstens Stationen und dauerndere Niederlassungen hier und da stattfinden konnten; denn nur auf diese Weise konnte sich das sehr früh von amerikanischen Völkern in der Alten Welt Aufgenommene vor der gänzlichen Verwilderung, Entartung und Vernichtung bewahren. Diese Ansicht erscheint begründet, und soll an einen ehemaligen Culturzusammenhang mit Ostasien gedacht werden, so muß auch an ein Herüberziehen und eine langsame Wanderung ostasiatischer Völkerschaften nach Amerika, folglich an eine gewisse Festlandsverbindung zwischen Amerika und Ostasien gedacht werden. Diese Festlandsverbindung ist nun in der That nichts so Unglaubliches, wie es den Anschein hat, wir müßten uns denn gegen alle auf unserer Karte verzeichneten Festlandsverbindungen sträuben, obwol die meisten derselben festgestellt sind und durch die Verbreitung der Pflanzen- und Thierwelt nothwendig gefordert werden. So annehmbar es erscheint, daß einige Sunda-Inseln eine deutliche Verwandtschaft und Beziehung in ihrem Charakter mit dem entfernten Afrika verrathen, so merkwürdig in Südamerika sich deutliche Spuren in der Thier- und Pflanzenwelt finden, die nach der entfernten Insel Neuseeland hinüberdeuten, so wenig dürfen uns die vielfachen Spuren des organischen Lebens in Nordamerika in Verwunderung setzen, die nach dem östlichen und südöstlichen Asien hinüberdeuten. Bedenken wir die Jahrtausende, die darüber hinweggegangen sind, um die Spuren aller dieser Beziehungen wieder zu verwischen, bedenken wir ferner die in frühester Zeit noch häufiger in größerm Maßstabe auftretenden Festlandsumgestaltungen überhaupt, so können uns alle diese Beziehungen und Verbindungen nicht auffallen. Aber, hat man

eingeworfen, wenn langsame Verdrängungen und Wanderungen großer ostasiatischer Völkerströme, uralter Mongolen, Mongoloiden und Indianer nach Amerika hinüber stattgefunden haben, sodaß wir also an einen glücklichen Zufall, der etwa einzelne Schiffe und Boote nach dort hinüber verschlagen haben sollte, nicht mehr (der ursprünglich bestehenden Festlandsverbindung halber) zu denken brauchen, so müssen neue Schwierigkeiten entstehen. Wie haben denn unter diesen Umständen alle die aus Asien kommenden Wanderstämme die dortselbst von den Völkern gepflegten Hausthiere verloren; wie konnten sie das Eisen und seinen Gebrauch derweilen misachten lernen; warum haben sie nicht sorgfältiger den Zusammenhang ihrer Sprachen, die Pflege der Culturpflanzen und überhaupt alle verwandtern Beziehungen bewahrt, die unzweideutig die ganze Frage lösen würden? Hierauf antworten wir: nur der, welcher an eine Uebersiedelung von Buddhisten nach Amerika glaubt* und an der Möglichkeit festhält, daß Insassen einiger zufällig verschlagener Schiffe wirkliche Culturbringer werden konnten, hätte wol ein Recht so zu fragen. Doch auch der, der das Wachsthum und den Wechsel der Culturformen belauscht hat, und der die Möglichkeit einer Verpflanzung deshalb nicht anerkennt, könnte in gleicher Weise fragen. Denn daß von einer solchen pfropfreisartigen Verpflanzung gar nicht geredet werden kann, ist von vornherein dem deutlich, der weiß, was Cultur heißt, und wie eigenartig eine solche erarbeitet sein will, soll sie das sein und leisten, was sie bedeutet. Allein obwol jede Cultur dort, wo sie auftritt, eigenartig erarbeitet sein will, so ist die Art dieser Erarbeitung dennoch streng abhängig von der ursprünglichen Begabung und Empfänglichkeit der Rasse, und gleichzeitig von dem Austausche und dem Verkehre, durch welchen ein Volk mit andern Völkern in einer gewissen Verbindung war. Es liegt uns nun fern, hier die Reihe von Erscheinungen

* Wie von Braunschweig oder Castelnau, der sogar an Aegypter denkt.

vollständig aufzuzählen, die auf eine frühere Verbindung zwischen Amerikanern und Asiaten zurückweisen, der Habitus der amerikanischen Culturvölker, der Zuschnitt und der Typus ihrer Bauwerke und Denkmale, eine große Reihe von Sitten und Gebräuchen der Urzeit, die mit Bestimmtheit auf andere Völker und auf eine Aufnahme geistiger Güter und Anschauungen hindeuten, machen uns diese Annahme fast unzweifelhaft. Hierbei freilich wird festzuhalten sein, daß die anzunehmende Verbindung auf eine sehr frühe Periode der Urzeit leise, aber doch bestimmt hindeutet. Der Völkercontact zwischen Asien und Amerika konnte nur in eine Zeit fallen, in der eben vielleicht die Feuerreibung entdeckt und nachgeahmt wurde. Das geht schon daraus hervor, daß die Zündungsmethoden, nebst hierher gehörigen Gebräuchen, ursprünglich hier in völlig gleicher Weise angetroffen wurden wie in Asien, obwol die Benutzung des Feuers zur Bearbeitung der Metalle, besonders des Eisens, den Amerikanern nicht mehr bekannt geworden sein konnte, da dieser Gebrauch, einmal aufgenommen, auch in ihren Denkmalen Spuren hätte hinterlassen müssen. Diese Spuren sind aus der frühesten Zeit nicht mit Sicherheit strenggültig nachzuweisen. Aber, dürfte man außerdem hinzusetzen, wie sollten auch Völker, die fortwährend durch Fluteinbrüche und klimatischen Wechsel verschlagen und gleichsam während vieler Jahrhunderte hindurch von Festland zu Festland gedrängt wurden, sich die Fähigkeit, Metalle zu bearbeiten, bewahrt haben, wenn sie auf andern Eilanden kein Material hierzu vorfanden? Mochten daher auch die Amerikaner in frühern Perioden hiermit selbst bekannt gewesen sein, erhalten haben konnte sich diese Kenntniß keineswegs. Und ähnlich verhält es sich mit der Zucht von Hausthieren. Auch diese konnten nur zu leicht bei den fortwährenden Wechselungen des Klimas während der Jahrhunderte aussterben und Krankheiten erliegen. Aber mehr noch, von Eiland zu Eiland getrieben, waren die so verschlagenen Völker ohnehin früh gezwungen Viehzucht und Weidetrieb aufzugeben, um sich von dieser Last

befreiend den wechselnden Verhältnissen schneller anpassen zu können. Erst später, als bessere Klimate und ruhigere Wohnplätze erreicht wurden, konnte in Bezug auf ausdauernde einheimische Thiere ein neuer Trieb hierzu erwachen. Aber die Auswanderung und Abdrängung der Amerikaner fällt vielleicht, wie nicht ohne Grund anzunehmen, überhaupt früher, als an die Zucht von Hausthieren in größerm Umfange zu denken war; denn sie fällt in die Zeit der frühen Steinzeit und deren Sitten, Gewohnheiten und Entdeckungen. Deutlich haben die Amerikaner sich alle Entdeckungen und Gebräuche der Steinzeit angeeignet, mit den Gebräuchen späterer Zeitalter aber waren sie nach ihrer Versprengung nach Osten bei eingetretener größerer Festlandszerreißung zwischen Asien und Amerika nicht mehr bekannt geworden. Während nun aber die meisten amerikanischen Völker allmählich völlig verwilderten, sodaß sie sich nur selten über die Culturstufe der Steinzeit erheben konnten, erhielt sich in einigen andern amerikanischen Stämmen eine größere Sammlung für das bereits Nachgeahmte und Aufgenommene, sodaß sich die im frühern Verkehr mit begabtern Völkern gewonnene Grundlage unter ihnen fortbilden und entwickeln konnte zu einer Reihe von culturgeschichtlichen Erscheinungen, die aus vielen Gründen deutliche Anklänge an die Völker der Alten Welt verrathen mußten. Einmal waren es, wie hervorgehoben, die gleichen Anstöße und Grundlagen, auf denen sich stufenweise der Weiterbau der Cultur in der Neuen Welt entwickelte. Denn die Bearbeitung der Steine und die Erzeugung des Feuers, nebst den damals ausgebildeten religiösen Gebräuchen, bildeten bereits ein Fundament, das in seiner Anlage für den Weiterbau der Entwickelung, wie wir im folgenden Abschnitte zeigen werden, eine ganz bestimmte Richtung vorschrieb. Andererseits aber kam hierzu, daß alle nach Osten gewanderten Stämme, ihrer vielleicht gleichen Abstammung halber, in Geschmack und Kunstanlage überhaupt vieles Verwandte durchblicken lassen, sodaß es nicht auffallen kann, in Mittelamerika vielen Zügen des Geschmacks zu be-

gegnen, die uns merkwürdig an Japan erinnern. Daß auch Todtencultus und Gestirndienst als Sitten der spätern Feuerperiode in der Neuen Welt ihren Platz gefunden, und selbst Pyramiden hier erwachsen konnten, ohne daß wir an übersiedelte Aegypter zu denken haben, das alles wird sich uns erst erklären, sobald wir die in diesen Gebräuchen liegenden zusammenhängenden Ideenassociationen entwickelt und zergliedert haben, Ideen, die allerdings schon in einer sehr frühen Urperiode cursfähig waren, sodaß sie im spätern Steinzeitalter, da sich allmählich die Verbindungen jener Völker zwischen Asien und Amerika lösten, als ein allgemeines Besitzthum der Menschheit angesehen werden konnten. Nicht alle, sondern vielmehr nur wenige Völker besaßen jedoch das Geschick und die Begabung, diese Gebräuche und Ideen in gleich großem Maßstabe zur Geltung zu bringen und zum bildlichen Ausdruck zu verhelfen. Es waren das allein die zur Cultur vorschreitenden Völker. Allein daß wir überall unter den entferntesten Culturvölkern die gleichen Ideen, und selbst bei individuell verschiedener Begabung der Völker und an verschiedenen Orten der Welt, zugleich ähnliche Erzeugnisse wiederfinden, beweist nur um so gewisser, daß alle Völkerkreise von einem bestimmten Mittelpunkte aus ähnliche innere Anstöße erhielten, die sie zu gleichartigen Nachahmungen antrieben, obwol sie alle verschiedene Anlagen besaßen und sich oft in einer ganz anders gearteten äußern Umgebung befanden.

Nach Erledigung dieser Frage kehren wir nun zu unserer Aufgabe zurück, nach welcher wir die verschiedenen Stufen der Handgeschicklichkeit unter den Völkern, und endlich den psychologischen Werth dieser Anlagen zu betrachten haben.

Wir haben nachzuweisen versucht, daß die amerikanischen Völker die Mittelafrikaner ursprünglich im allgemeinen an Anlagen psychologisch überragten, sodaß wir mit Peschel sagen können, „daß sich weder ein Negervolk, noch ein Kafir-, oder noch weniger ein hottentottischer Stamm auf gleiche Höhe gehoben wie die Nahuatlvölker

Mexicos, die Yucateken und die Peruaner". Daß aber trotzdem viele Völker Amerikas in heutiger Zeit fast noch tiefer stehen wie die niedrigsten Afrikaner überhaupt, liegt an der unglücklichern Lage ihres Landes und Welttheils, in den sie zu wandern gezwungen waren.

Nachdem wir jetzt die Amerikaner und Afrikaner miteinander verglichen haben, begegnen uns nun zunächst die bereits höher wie jene Völker stehenden Malaien. Diese in einer sehr engen Beziehung zu den Mongolen befindlichen Völker sind in der That bereits viel empfänglicher und geschickter als alle bisher betrachteten. Die Malaien sind, wie nachweisbar, aus Asien ausgewandert und besitzen in gewissem Sinne Talente, und obwol wir diese Talente noch nicht mit denen der Chinesen und Japanesen vergleichen können, so stellt sich die Geschicklichkeit dieser Völker, was Uranlage und Befähigung anlangt, doch weit über die gleichfalls zu den Chinesen in Beziehung stehenden Polarvölker. Die Polarvölker, die noch heute vielfach im Connex mit der chinesischen Cultur stehen, müssen allerdings zurücktreten gegen die malaiischen Inselvölker in der Sunda- und Südsee, die, obwol in ihrer Einsamkeit verwildert, dennoch große natürliche Handgeschicklichkeit und Begabung erkennen lassen. Die höchste Stufe aber aller jener aus dem Mittelpunkte der Entwickelung gedrängten Völker nehmen offenbar die Chinesen und Japanesen ein. Diese Stämme sind, obwol verdrängt, dennoch dem großen Schauplatze der früheſten Entwickelungsgeschichte in Südasien am nächsten stehen geblieben, und diese Thatsache kann nicht ohne jeden Grund sein. Offenbar stehen von allen übrigen Völkern die mongolischen Culturvölker den Kaukasiern am nächsten. Die Mongolen sind zwar nicht stämmig und kräftig im Körperbau; aber ihre Begabung in geistiger Beziehung steht offenbar den Stämmen der kaukasischen Culturvölker am nächsten. Kein Wunder daher, daß sie dem Drucke der übrigen Rassen mehr wie die Indianer, die Polarvölker und Malaien widerstanden. Wußten sie sich im Rassen-

kampfe auch nicht ganz so energisch durch ihre Begabung zu behaupten wie die Kaukasier, so besaßen sie doch Talent und Erfindungsgabe genug, um sich nicht völlig in unwirthbare entlegene Gegenden verjagen zu lassen. Im Gegentheil haben wir Gründe anzunehmen, daß sie den Kaukasiern in späterer Zeit, da die Rassenkämpfe zwischen den wilden Afrikanern und den begabtern Kaukasiern sich mit der Zeit zu Gunsten der letztern entschieden hatten, mit ihren Talenten nicht ganz ohne Concurrenz gegenübertraten. Hatten die Mongolen körperlich gegen die stämmigen Afrikaner nichts erreichen können, und trat auch ihr Erfindungsgeist und ihre Begabung den Kaukasiern gegenüber ursprünglich noch zurück, so trat derselbe doch nicht so weit zurück, daß alle Concurrenz zwischen ihnen und kaukasischen Völkerstämmen völlig ausgeschlossen war. Ohne Zweifel hat es, wie anzunehmen, eine Periode in der Urgeschichte gegeben, da eine solche Concurrenz dieser beiden Rassen stattgefunden hat. Daß in diesem Rangstreite die Mongolen den Kaukasiern gegenüber dennoch früh und ursprünglich unterlagen, ist indessen hierbei zweifellos. Die Gründe, weshalb dies geschah, sind leicht zu übersehen. Den mongolischen Culturvölkern gebricht es im allgemeinen nicht an Geschick; denn gerade in dieser Beziehung überragen sie alle übrigen Rassen mit Ausnahme der kaukasischen, ja selbst unter den Kaukasiern werden sich einzelne Stämme nachweisen lassen, die von den Chinesen hierin übertroffen werden. Allein diese Ausnahmefälle kommen hier im allgemeinen nicht in Betracht, wohl aber haben wir die Thatsache anzuerkennen, daß es den Mongolen trotz ihrer feinen äußern Geschicklichkeit doch den Kaukasiern gegenüber an weiter reichender innerer Erfindungsgabe mangelt. Es ist bekannt, daß die Chinesen Schwierigkeiten, die sich ihrer Arbeitskraft entgegenstellen, nicht durch erfinderisches Nachdenken, sondern nur durch eine einseitige Häufung und Zusammenstellung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu besiegen versuchen. Offenbar sind die Chinesen und Japanesen im Vergleich zu den Kaukasiern geistig schwerfällig und

einseitig. Schon der ihnen anklebende schwerfällige Sprachbau charakterisirt das, sie erscheinen in allem zwar in der Ausführung geschickt, in der Zusammenstellung aber unbehülflich. Einseitigkeit und Schwerfälligkeit in geistiger Beziehung, und innig damit zusammenhängend geistige Entwickelungslosigkeit, sind daher die Hauptcharakteristica der ausgebreiteten mongolischen Culturvölkerschaft. Fehlt es den Mongolen und den mit ihnen verwandten Völkerzweigen daher auch keineswegs an Handgeschicklichkeit, so mangelt ihnen doch im Naturell die innere geistige Beweglichkeit, d. h. dasjenige, was wir das „innere Geschick" nennen, welches letztere den eigentlichen Zündstoff für die erfinderische Begabung abgibt.

Hier an diesem Punkte, wo es sich um die Unterschiede der Fähigkeiten zwischen den beiden am höchsten begabten Rassen, nämlich der kaukasischen und mongolischen handelt, sind wir am leichtesten im Stande einzusehen, worin denn eigentlich das Wesen dessen zu suchen ist, das wir Kunstsinn nennen.

Was ist die Quelle des Kunstsinns?

Offenbar gehört zum Wesen der künstlerischen Begabung in erster Linie das, was eben allen niedrigen Rassen abgeht; nämlich vorzugsweise ein bestimmter Grad äußerer Flexibilität und Körperbeweglichkeit, d. h. äußerer Trägheitsüberwindung, und was eng damit zusammenhängt, ein bestimmter Grad arbeitslustiger Fingerfertigkeit. Beide genannte Bedingungen sind indessen nur erst die äußern nothwendigen Vehikel, denn alle diese äußern Fähigkeiten müssen erst im Innern das anregen, was wir Kunstsinn und Kunstbegabung nennen. Die innere Kunstbegabung verhält sich zu den äußern genannten Factoren der manuellen Geschicklichkeit ähnlich wie die sogenannte innere Sprachform als Begriffs-, Bedeutungs- und Gedankenfeststellung zur äußern artikulirten Lautbefähigung. Wie die äußern Sprachstützen nothwendig ausgebildet sein müssen, und sogar, um als Vehikel zu wirken, einen bestimmten Höhegrad erreicht haben müssen, so kommt schließlich alles darauf an, in welcher Weise

auch die innere Begabung gleichzeitig vorhanden ist, um die äußern Anregungen aufzufangen und innerlich zu gestalten.

Nun zeigt sich sogleich, daß bei den Mongolen, und in einer sehr ähnlichen Weise auch bei den hamitischen Stämmen der Kaukasier, die äußere Gestaltungsgabe als Handgeschicklichkeit ursprünglich bedeutend ausgebildet war, ja daß im Grunde diese äußere Fertigkeit im einzelnen noch größer erschien als bei vielen kaukasischen Stämmen der Indogermanen und Semiten, aber es ist leicht zu erkennen, daß den Hamiten (Aegyptern, Berbern u. s. w.), ebenso wenig wie den Chinesen, Japanesen u. s. w., die innere Geistesbeweglichkeit als das Wesen der innern Gestaltungsweise so entgegenkommt, wie es der hohe Grad einer erfinderischen Kunstbegabung erfordert. Im Gegentheil, wir sehen sogleich, daß allen diesen Völkern eine innere Unbehülflichkeit der Gestaltungsgabe anklebt, die allen Formen etwas Schwerfälliges, Ungefüges und Einseitiges aufprägt. Dürfen wir einen Baum mit Recht nach seinen Blüten und Früchten beurtheilen, so haben hauptsächlich die begabtern Hauptstämme der Kaukasier diese Mängel innerer Unbehülflichkeit und einseitiger Schwerfälligkeit hinsichtlich erfinderischer Begabung ursprünglich am wenigsten empfunden, ja im Gegentheil, wir haben mannichfache Gründe, zu schließen, daß die Urstämme der Indogermanen und Semiten ursprünglich bereits die am meisten erfinderischen und begabtesten Völker der Urzeit gewesen sind. Und gäbe es keinen andern Grund (obwol es deren, wie wir sehen, viele gibt) als den, daß die Mongolen sehr früh nordostwärts, die Hamiten dagegen in vielen Stämmen weit westwärts geschoben wurden, somit also diese Völkerschaften vom Schauplatze der frühesten Hauptentwickelung abgedrängt wurden, so wäre diese Thatsache für die Völkergeschichte in ihrer Bedeutung genügend, diesen Schluß zu stützen.

Wenn uns nun aus noch andern in der Folge zu entwickelnden Gründen die Annahme glaubwürdig wird, daß die indogermanischen und semitischen Völkerstämme während der Blüte des frühesten Stein-

zeitalters den Sieg der Erfindung davontrugen, sodaß sich dieselben bei ihrer Gewandtheit und Begabung sehr früh auf dem Hauptschauplatze der Entwickelung zum allgemein herrschenden Urvolke emporschwangen, so trat nach dem ersten Steinzeitalter dennoch die Herrschaft dieser Völkerrassen mehr und mehr zurück, denn es drängten sich in der Folge nun sonderbarerweise ein Hamitenstamm (und zwar die Aegypter), sowie die Chinesen mit ihren Leistungen in den Vordergrund der Entwickelungsgeschichte der Rassen.

Wir begegnen hier in der Urgeschichte der Rassen einem höchst bemerkenswerthen Factum, das sich uns nur erst im folgenden Abschnitt, wo es sich um die Untersuchung über die Bedeutung der Feuererfindung und deren Folgen handelt, genügend aufklären wird. Hier an dieser Stelle sei nur vorläufig bemerkt, daß sich später unter den indogermanischen und semitischen Völkerstämmen infolge einer Reihe ausbrechender Entwickelungskämpfe im kleinen ganz das Nämliche wiederholte, was sich unter den Rassen vorher im großen vollzogen hatte. Hatten die hochbegabten kaukasischen Völkerschaften im allgemeinen Rassenkampfe den Sieg errungen, hatten sie sich gegen die wilden Afrikaner siegreich behauptet und auch andere mit ihnen in der Begabung concurrirende Völkerstämme (wie Chinesen und Hamiten) zurückgedrängt, so brach im Laufe der weitern Entwickelung unter ihnen selbst Zwiespalt und Zerwürfniß aus. Wilde Kämpfe, deren Ursachen wir kennen lernen werden, zwangen die höchsten kaukasischen Völkerstämme allmählich gleichfalls zur Trennung und zu Wanderungen. Durch diese Kämpfe in der Entwickelung gehemmt, mußten nothwendig vorerst andere Völker an die Spitze der Culturbewegung treten, und zwar waren das, wie erwähnt, im Westen die Aegypter und im Osten die Chinesen. Nur erst nach viel längerer Zeit, und zwar in einer bereits nicht mehr urgeschichtlich zu nennenden Periode, sollte sich unter den hochbegabten kaukasischen Völkerstämmen (Hellenen u. s. w.) wiederum der alte Geist der Erfindung und Erkenntniß von neuem erheben, um neue Blüten

zu treiben, welche sehr rasch die Leistungen der Aegypter und Chinesen wiederum in den Schatten stellten. Von nun an erhoben sich die indogermanischen Stämme in ihren Leistungen in der Geschichte mehr und mehr, um für immer an die Spitze der Kunst und der Erfindung unter den Völkern zu treten, und schließen wir psychologisch richtig von den hervorragenden spätern Erzeugnissen auf die Uranlagen der Begabung und Befähigung, so wird es nicht wundernehmen, daß wir schon in der allerfrühesten Urgeschichte diesen Anlagen in ihrem ersten Auflodern während der großen Rassenkämpfe begegnen.

Die am höchsten erfinderische und deshalb weit hervorragende Begabung der kaukasischen Stämme mußte nothwendig schon in den frühesten Abschnitten der Urzeit das Feld behaupten. Unter diesen ursprünglich am meisten befähigten und gewandten Völkerstämmen mußte sich daher auf dem Haupttheater der Rassenentwickelung das eigentliche Herz der ganzen vorwärts strebenden Bewegung ausbilden, und die von hier aus angeregten Strömungen mußten sich langsam wie in Kreisen ausdehnende Wellen über alle tiefern Völkerstämme verbreiten. Sehr früh wurde hier in der frühesten Entwickelungsperiode die rohe, wilde, aber zugleich träge Kraft der dunkeln Rassen durch die innere und äußere Gewandtheit der hellern Kaukasier bezwungen, und sollten sich in der Folge auch die sich hier im Herzen der menschlichen Entwickelungsgeschichte anhäufenden Druckkräfte, wie angedeutet, allmählich durch innere Kämpfe wieder zersplittern, um in ihrer cultivirenden Spannung nachzulassen, sodaß sich unter niedriger stehenden Völkerschaften, wie unter Chinesen, Aegyptern und Mexicanern, während einer folgenden Periode der Urzeit neue Entwickelungsherzen der Cultur ausbildeten, welche einen längern Abschnitt der Folgezeit beherrschten, so zogen sich die zersplitterten Kräfte unter den am höchsten begabten Kaukasiern dennoch in geschichtlicher Zeit, wie wir wissen, von neuem zusammen, um endlich für immer den höchsten dominirenden Herd der Cultur und

Erfindung auf der Erde zu bilden. Fiel der erste Herd der Entwickelung jener frühesten Urperiode höchst wahrscheinlich in die subtropischen Länder oberhalb des Persischen Meerbusens, so verlegte sich durch die hier später ausbrechenden Entwickelungskämpfe und durch die Wanderungen der Kaukasier der später wieder auftauchende höchste Culturherd der Erde in das inzwischen mehr und mehr zum trockenen Festlande gewordene Europa.

So, sehen wir, zeigen uns die Thatsachen der Entwickelungsgeschichte der Rassen, daß im Grunde die Gesetze des organischen Lebens, d. h. dieselben Gesetze, welche die Rassenkämpfe der Thierwelt beherrschen, auch in der Menschheit zur Geltung gelangen.

Wir haben möglichst weitreichende Blicke in den allgemeinen äußern Entwickelungsgang der Rassen- und Völkergeschichte geworfen, und haben damit erkannt, wie innig die innere Begabung im Naturell mit der äußern Gabe motorischer Gewandtheit, und demgemäß mit der sich hieran anschließenden Handgeschicklichkeit verwachsen ist. Wir sahen, daß die wildesten, aber trägsten Rassen, die im Körperbau die überlegensten und hervorragendsten waren, der Geschicklichkeit und innern Begabung anderer Völker unterlagen.

Nur bei den höchsten kaukasischen Völkerstämmen war aber die äußere Geschicklichkeit zugleich harmonisch durchdrungen von jener innern Vorstellungs- und Gedankenbeweglichkeit, welche den Fonds aller tiefern Begabung, den Grund aller klar anschaulichen künstlerischen Gestaltungskraft, und endlich zugleich die Quelle aller bedeutenden Erfindungs- und Combinationsgabe bildet. Aeußere und innere *Gestaltungskraft* mußten zusammenkommen, um die Macht zu bilden, welche der wilden, gewaltigen, wiewol trägen Körperkraft, durch welche sich die niedrigsten Rassen im höchsten Grade auszeichneten, den Rang abzulaufen vermochte, und so die Herrschaft zu entwickeln, welche sich an der Spitze der menschlichen Entwickelungsgeschichte der Rassen zu behaupten im Stande war.

Die innere Gestaltungskraft als sogenannte Combinationsgabe

mußte aber zuvor in einer ähnlichen Weise ursprünglich durch die äußere Stütze der Handgeschicklichkeit und Fingerfertigkeit angeregt und geweckt werden, wie das in Bezug auf die Erinnerungsfähigkeit durch die Stütze des Lautes und der Sprache geschehen war. Die Aufnahme einer allgemeinverständlichen Bezeichnungsweise durch die sich dauernd erhaltenden und übereinstimmend anerkannten Laute konnte die Erinnerungskraft und das Gedächtniß des Geistes heben, die motorische Geschicklichkeit und Gewandtheit, die sich vorzugsweise zugleich in der Hand- und Fingergeschicklichkeit spiegelt, bildete hingegen ursprünglich das Vehikel der Erfindungsgabe; denn indem sie das Gegengewicht der Trägheit überwand, stärkte sie die bewegliche Phantasie als Combination und die innere künstlerische Gestaltungskraft des Geistes. Jener spielerische Sinn der Kinder, welcher nach allem greifen macht, die angeborene Trägheit überwindet und das Kind antreibt, die Gegenstände in der Hand zu drehen und zu wenden, um mit ihnen auf allerlei Gegenstände, wie Sand und Stein, zu pochen, ist ursprünglich vom psychologischen Gesichtspunkte von der höchsten Wichtigkeit. Ganz absichtslos und unwillkürlich treibt hier die motorische Lebendigkeit über sich hinaus, um sich zu erweitern. Schon bei dem Affen bemerken wir dem Aehnliches, auch in ihm ist der Spieltrieb hoch ausgebildet, er greift und tastet nach allem und weiß sich mit großer Gewandtheit zu helfen, wenn es gilt, eine harte Nußschale zu öffnen; reichen seine Zähne nicht aus, so klopft er sie mit den Händen geschickt gegen einen spitzen Stein. Auch der Hamster, der Fuchs und der Dachs wissen ihre Pfoten mit großer Geschicklichkeit zum Bau ihrer Höhlen zu verwenden.

Es liegt im Wesen dieser nach außen drängenden Triebe der gelenkigen Hand, daß sie zwingen nach Gegenständen zu greifen, und diese, wenn auch noch absichtslos, aufzunehmen, um so allmählich den Sinn auch innerlich zum Gebrauche derselben anzuleiten. Kommt doch der Affe, in Angst und Lebensgefahr getrieben, ganz instinctiv auf den Gedanken, sich durch Werfen von Zweigen und

Steinen* gegen den Gegner zu vertheidigen, und gelangt also dieses Thier bereits zu dem Schlusse, daß es in der Noth durch Mittel und Werkzeuge seine Kräfte erweitern kann. Diesen Schluß nun mußten die Urstämme der Menschen offenbar proportional ihrer Beweglichkeit und Geschicklichkeit gleichfalls mehr oder weniger früh vollziehen. Nahmen daher in dieser Art, wie anzunehmen, alle Urstämme unbewußt ihrer Vertheidigung halber zu Werkzeugen ihre Zuflucht, so machten indessen bei weitem noch nicht alle Völker von vornherein das Tragen und Beisichführen eben dieser Werkzeuge zur dauernden Gewohnheit; denn hierzu bedurfte es nicht nur wiederum eines neuen Schlusses, sondern zugleich, was wichtiger ist, der Ueberwindung eines bestimmten angeborenen Trägheitsgrades. War es doch viel bequemer, Holz und Steine nur dann aufzunehmen, wenn man deren eben bedurfte. Da man nun Holz so ziemlich überall, passende Steine dagegen nicht überall antraf, so bedurfte es sogar schon, wie wir sehen, bestimmter umfangreicher Erfahrungen, um weiterhin den Schluß zu machen, daß Steine seltener zur Vertheidigung zu erhalten sind wie Holz. Da also Steine nicht überall passend zu finden sind, sah man ein, daß man solche Werkzeuge trotz aller hiermit verknüpften Unbequemlichkeiten mit sich führen müsse. Es unterliegt daher keinem Zweifel vom psychologischen Gesichtspunkte, daß nicht alle Urstämme sich ursprünglich gleichzeitig zu dieser unbequemen Sitte und Gewohnheit des Steinwaffentragens entschlossen. Im Gegentheil, erst hier sehen wir, wie sehr psychologisch das Trägheitsmoment ins Gewicht fällt, denn den natürlichen Gesetzen gemäß dürfen wir mit Sicherheit behaupten, daß nur die regsamern, beweglichsten und weniger trägen Völker zuerst zu diesem Gebrauche dauernd sich entschlossen. Nur hervorragende Völker überwanden zuerst und am meisten ur-

* Mit Steinen vertheidigen sich hauptsächlich die Paviane in den Gebirgen Ostafrikas (vgl. Brehm, „Illustrirtes Thierleben").

gegnen, die uns merkwürdig an Japan erinnern. Daß auch Todtencultus und Gestirndienst als Sitten der spätern Feuerperiode in der Neuen Welt ihren Platz gefunden, und selbst Pyramiden hier erwachsen konnten, ohne daß wir an übersiedelte Aegypter zu denken haben, das alles wird sich uns erst erklären, sobald wir die in diesen Gebräuchen liegenden zusammenhängenden Ideenassociationen entwickelt und zergliedert haben, Ideen, die allerdings schon in einer sehr frühen Urperiode cursfähig waren, sodaß sie im spätern Steinzeitalter, da sich allmählich die Verbindungen jener Völker zwischen Asien und Amerika lösten, als ein allgemeines Besitzthum der Menschheit angesehen werden konnten. Nicht alle, sondern vielmehr nur wenige Völker besaßen jedoch das Geschick und die Begabung, diese Gebräuche und Ideen in gleich großem Maßstabe zur Geltung zu bringen und zum bildlichen Ausdruck zu verhelfen. Es waren das allein die zur Cultur vorschreitenden Völker. Allein daß wir überall unter den entferntesten Culturvölkern die gleichen Ideen, und selbst bei individuell verschiedener Begabung der Völker und an verschiedenen Orten der Welt, zugleich ähnliche Erzeugnisse wiederfinden, beweist nur um so gewisser, daß alle Völkerkreise von einem bestimmten Mittelpunkte aus ähnliche innere Anstöße erhielten, die sie zu gleichartigen Nachahmungen antrieben, obwol sie alle verschiedene Anlagen besaßen und sich oft in einer ganz anders gearteten äußern Umgebung befanden.

Nach Erledigung dieser Frage kehren wir nun zu unserer Aufgabe zurück, nach welcher wir die verschiedenen Stufen der Handgeschicklichkeit unter den Völkern, und endlich den psychologischen Werth dieser Anlagen zu betrachten haben.

Wir haben nachzuweisen versucht, daß die amerikanischen Völker die Mittelafrikaner ursprünglich im allgemeinen an Anlagen psychologisch überragten, sodaß wir mit Peschel sagen können, „daß sich weder ein Negervolk, noch ein Kafir-, oder noch weniger ein hottentottischer Stamm auf gleiche Höhe gehoben wie die Nahuatlvölker

Mexicos, die Yucateken und die Peruaner". Daß aber trotzdem viele Völker Amerikas in heutiger Zeit fast noch tiefer stehen wie die niedrigsten Afrikaner überhaupt, liegt an der unglücklichern Lage ihres Landes und Welttheils, in den sie zu wandern gezwungen waren.

Nachdem wir jetzt die Amerikaner und Afrikaner miteinander verglichen haben, begegnen uns nun zunächst die bereits höher wie jene Völker stehenden Malaien. Diese in einer sehr engen Beziehung zu den Mongolen befindlichen Völker sind in der That bereits viel empfänglicher und geschickter als alle bisher betrachteten. Die Malaien sind, wie nachweisbar, aus Asien ausgewandert und besitzen in gewissem Sinne Talente, und obwol wir diese Talente noch nicht mit denen der Chinesen und Japanesen vergleichen können, so stellt sich die Geschicklichkeit dieser Völker, was Uranlage und Befähigung anlangt, doch weit über die gleichfalls zu den Chinesen in Beziehung stehenden Polarvölker. Die Polarvölker, die noch heute vielfach im Connex mit der chinesischen Cultur stehen, müssen allerdings zurücktreten gegen die malaiischen Inselvölker in der Sunda- und Südsee, die, obwol in ihrer Einsamkeit verwildert, dennoch große natürliche Handgeschicklichkeit und Begabung erkennen lassen. Die höchste Stufe aber aller jener aus dem Mittelpunkte der Entwickelung gedrängten Völker nehmen offenbar die Chinesen und Japanesen ein. Diese Stämme sind, obwol verdrängt, dennoch dem großen Schauplatze der früheſten Entwickelungsgeschichte in Südasien am nächsten stehen geblieben, und diese Thatsache kann nicht ohne jeden Grund sein. Offenbar stehen von allen übrigen Völkern die mongolischen Culturvölker den Kaukasiern am nächsten. Die Mongolen sind zwar nicht stämmig und kräftig im Körperbau; aber ihre Begabung in geistiger Beziehung steht offenbar den Stämmen der kaukasischen Culturvölker am nächsten. Kein Wunder daher, daß sie dem Drucke der übrigen Rassen mehr wie die Indianer, die Polarvölker und Malaien widerstanden. Wußten sie sich im Rassen-

kampfe auch nicht ganz so energisch durch ihre Begabung zu behaupten wie die Kaukasier, so besaßen sie doch Talent und Erfindungsgabe genug, um sich nicht völlig in unwirthbare entlegene Gegenden verjagen zu lassen. Im Gegentheil haben wir Gründe anzunehmen, daß sie den Kaukasiern in späterer Zeit, da die Rassenkämpfe zwischen den wilden Afrikanern und den begabtern Kaukasiern sich mit der Zeit zu Gunsten der letztern entschieden hatten, mit ihren Talenten nicht ganz ohne Concurrenz gegenübertraten. Hatten die Mongolen körperlich gegen die stämmigen Afrikaner nichts erreichen können, und trat auch ihr Erfindungsgeist und ihre Begabung den Kaukasiern gegenüber ursprünglich noch zurück, so trat derselbe doch nicht so weit zurück, daß alle Concurrenz zwischen ihnen und kaukasischen Völkerstämmen völlig ausgeschlossen war. Ohne Zweifel hat es, wie anzunehmen, eine Periode in der Urgeschichte gegeben, da eine solche Concurrenz dieser beiden Rassen stattgefunden hat. Daß in diesem Rangstreite die Mongolen den Kaukasiern gegenüber dennoch früh und ursprünglich unterlagen, ist indessen hierbei zweifellos. Die Gründe, weshalb dies geschah, sind leicht zu übersehen. Den mongolischen Culturvölkern gebricht es im allgemeinen nicht an Geschick; denn gerade in dieser Beziehung überragen sie alle übrigen Rassen mit Ausnahme der kaukasischen, ja selbst unter den Kaukasiern werden sich einzelne Stämme nachweisen lassen, die von den Chinesen hierin übertroffen werden. Allein diese Ausnahmefälle kommen hier im allgemeinen nicht in Betracht, wohl aber haben wir die Thatsache anzuerkennen, daß es den Mongolen trotz ihrer feinen äußern Geschicklichkeit doch den Kaukasiern gegenüber an weiter reichender innerer Erfindungsgabe mangelt. Es ist bekannt, daß die Chinesen Schwierigkeiten, die sich ihrer Arbeitskraft entgegenstellen, nicht durch erfinderisches Nachdenken, sondern nur durch eine einseitige Häufung und Zusammenstellung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu besiegen versuchen. Offenbar sind die Chinesen und Japanesen im Vergleich zu den Kaukasiern geistig schwerfällig und

einseitig. Schon der ihnen anklebende schwerfällige Sprachbau charakterisirt das, sie erscheinen in allem zwar in der Ausführung geschickt, in der Zusammenstellung aber unbehülflich. Einseitigkeit und Schwerfälligkeit in geistiger Beziehung, und innig damit zusammenhängend geistige Entwickelungslosigkeit, sind daher die Hauptcharakteristica der ausgebreiteten mongolischen Culturvölkerschaft. Fehlt es den Mongolen und den mit ihnen verwandten Völkerzweigen daher auch keineswegs an Handgeschicklichkeit, so mangelt ihnen doch im Naturell die innere geistige Beweglichkeit, d. h. dasjenige, was wir das „innere Geschick" nennen, welches letztere den eigentlichen Zündstoff für die erfinderische Begabung abgibt.

Hier an diesem Punkte, wo es sich um die Unterschiede der Fähigkeiten zwischen den beiden am höchsten begabten Rassen, nämlich der kaukasischen und mongolischen handelt, sind wir am leichtesten im Stande einzusehen, worin denn eigentlich das Wesen dessen zu suchen ist, das wir Kunstsinn nennen.

Was ist die Quelle des Kunstsinns?

Offenbar gehört zum Wesen der künstlerischen Begabung in erster Linie das, was eben allen niedrigen Rassen abgeht; nämlich vorzugsweise ein bestimmter Grad äußerer Flexibilität und Körperbeweglichkeit, d. h. äußerer Trägheitsüberwindung, und was eng damit zusammenhängt, ein bestimmter Grad arbeitslustiger Fingerfertigkeit. Beide genannte Bedingungen sind indessen nur erst die äußern nothwendigen Vehikel, denn alle diese äußern Fähigkeiten müssen erst im Innern das anregen, was wir Kunstsinn und Kunstbegabung nennen. Die innere Kunstbegabung verhält sich zu den äußern genannten Factoren der manuellen Geschicklichkeit ähnlich wie die sogenannte innere Sprachform als Begriffs-, Bedeutungs- und Gedankenfeststellung zur äußern artikulirten Lautbefähigung. Wie die äußern Sprachstützen nothwendig ausgebildet sein müssen, und sogar, um als Vehikel zu wirken, einen bestimmten Höhegrad erreicht haben müssen, so kommt schließlich alles darauf an, in welcher Weise

auch die innere Begabung gleichzeitig vorhanden ist, um die äußern Anregungen aufzufangen und innerlich zu gestalten.

Nun zeigt sich sogleich, daß bei den Mongolen, und in einer sehr ähnlichen Weise auch bei den hamitischen Stämmen der Kaukasier, die äußere Gestaltungsgabe als Handgeschicklichkeit ursprünglich bedeutend ausgebildet war, ja daß im Grunde diese äußere Fertigkeit im einzelnen noch größer erschien als bei vielen kaukasischen Stämmen der Indogermanen und Semiten, aber es ist leicht zu erkennen, daß den Hamiten (Aegyptern, Berbern u. s. w.), ebenso wenig wie den Chinesen, Japanesen u. s. w., die innere Geistesbeweglichkeit als das Wesen der innern Gestaltungsweise so entgegenkommt, wie es der hohe Grad einer erfinderischen Kunstbegabung erfordert. Im Gegentheil, wir sehen sogleich, daß allen diesen Völkern eine innere Unbehülflichkeit der Gestaltungsgabe anklebt, die allen Formen etwas Schwerfälliges, Ungefüges und Einseitiges aufprägt. Dürfen wir einen Baum mit Recht nach seinen Blüten und Früchten beurtheilen, so haben hauptsächlich die begabtern Hauptstämme der Kaukasier diese Mängel innerer Unbehülflichkeit und einseitiger Schwerfälligkeit hinsichtlich erfinderischer Begabung ursprünglich am wenigsten empfunden, ja im Gegentheil, wir haben mannichfache Gründe, zu schließen, daß die Urstämme der Indogermanen und Semiten ursprünglich bereits die am meisten erfinderischen und begabtesten Völker der Urzeit gewesen sind. Und gäbe es keinen andern Grund (obwol es deren, wie wir sehen, viele gibt) als den, daß die Mongolen sehr früh nordostwärts, die Hamiten dagegen in vielen Stämmen weit westwärts geschoben wurden, somit also diese Völkerschaften vom Schauplatze der frühesten Hauptentwickelung abgedrängt wurden, so wäre diese Thatsache für die Völkergeschichte in ihrer Bedeutung genügend, diesen Schluß zu stützen.

Wenn uns nun aus noch andern in der Folge zu entwickelnden Gründen die Annahme glaubwürdig wird, daß die indogermanischen und semitischen Völkerstämme während der Blüte des frühesten Stein-

zeitalters den Sieg der Erfindung davontrugen, sodaß sich dieselben bei ihrer Gewandtheit und Begabung sehr früh auf dem Hauptschauplatze der Entwickelung zum allgemein herrschenden Urvolke emporschwangen, so trat nach dem ersten Steinzeitalter dennoch die Herrschaft dieser Völkerrassen mehr und mehr zurück, denn es drängten sich in der Folge nun sonderbarerweise ein Hamitenstamm (und zwar die Aegypter), sowie die Chinesen mit ihren Leistungen in den Vordergrund der Entwickelungsgeschichte der Rassen.

Wir begegnen hier in der Urgeschichte der Rassen einem höchst bemerkenswerthen Factum, das sich uns nur erst im folgenden Abschnitt, wo es sich um die Untersuchung über die Bedeutung der Feuererfindung und deren Folgen handelt, genügend aufklären wird. Hier an dieser Stelle sei nur vorläufig bemerkt, daß sich später unter den indogermanischen und semitischen Völkerstämmen infolge einer Reihe ausbrechender Entwickelungskämpfe im kleinen ganz das Nämliche wiederholte, was sich unter den Rassen vorher im großen vollzogen hatte. Hatten die hochbegabten kaukasischen Völkerschaften im allgemeinen Rassenkampfe den Sieg errungen, hatten sie sich gegen die wilden Afrikaner siegreich behauptet und auch andere mit ihnen in der Begabung concurrirende Völkerstämme (wie Chinesen und Hamiten) zurückgedrängt, so brach im Laufe der weitern Entwickelung unter ihnen selbst Zwiespalt und Zerwürfniß aus. Wilde Kämpfe, deren Ursachen wir kennen lernen werden, zwangen die höchsten kaukasischen Völkerstämme allmählich gleichfalls zur Trennung und zu Wanderungen. Durch diese Kämpfe in der Entwickelung gehemmt, mußten nothwendig vorerst andere Völker an die Spitze der Culturbewegung treten, und zwar waren das, wie erwähnt, im Westen die Aegypter und im Osten die Chinesen. Nur erst nach viel längerer Zeit, und zwar in einer bereits nicht mehr urgeschichtlich zu nennenden Periode, sollte sich unter den hochbegabten kaukasischen Völkerstämmen (Hellenen u. s. w.) wiederum der alte Geist der Erfindung und Erkenntniß von neuem erheben, um neue Blüten

zu treiben, welche sehr rasch die Leistungen der Aegypter und Chinesen wiederum in den Schatten stellten. Von nun an erhoben sich die indogermanischen Stämme in ihren Leistungen in der Geschichte mehr und mehr, um für immer an die Spitze der Kunst und der Erfindung unter den Völkern zu treten, und schließen wir psychologisch richtig von den hervorragenden spätern Erzeugnissen auf die Uranlagen der Begabung und Befähigung, so wird es nicht wundernehmen, daß wir schon in der allerfrühesten Urgeschichte diesen Anlagen in ihrem ersten Auflodern während der großen Rassenkämpfe begegnen.

Die am höchsten erfinderische und deshalb weit hervorragende Begabung der kaukasischen Stämme mußte nothwendig schon in den frühesten Abschnitten der Urzeit das Feld behaupten. Unter diesen ursprünglich am meisten befähigten und gewandten Völkerstämmen mußte sich daher auf dem Haupttheater der Rassenentwickelung das eigentliche Herz der ganzen vorwärts strebenden Bewegung ausbilden, und die von hier aus angeregten Strömungen mußten sich langsam wie in Kreisen ausdehnende Wellen über alle tiefern Völkerstämme verbreiten. Sehr früh wurde hier in der frühesten Entwickelungsperiode die rohe, wilde, aber zugleich träge Kraft der dunkeln Rassen durch die innere und äußere Gewandtheit der hellern Kaukasier bezwungen, und sollten sich in der Folge auch die sich hier im Herzen der menschlichen Entwickelungsgeschichte anhäufenden Druckkräfte, wie angedeutet, allmählich durch innere Kämpfe wieder zersplittern, um in ihrer cultivirenden Spannung nachzulassen, sodaß sich unter niedriger stehenden Völkerschaften, wie unter Chinesen, Aegyptern und Mexicanern, während einer folgenden Periode der Urzeit neue Entwickelungsherzen der Cultur ausbildeten, welche einen längern Abschnitt der Folgezeit beherrschten, so zogen sich die zersplitterten Kräfte unter den am höchsten begabten Kaukasiern dennoch in geschichtlicher Zeit, wie wir wissen, von neuem zusammen, um endlich für immer den höchsten dominirenden Herd der Cultur und

Erfindung auf der Erde zu bilden. Fiel der erste Herd der Entwickelung jener früheſten Urperiode höchſt wahrſcheinlich in die ſubtropiſchen Länder oberhalb des Perſiſchen Meerbuſens, ſo verlegte ſich durch die hier ſpäter ausbrechenden Entwickelungskämpfe und durch die Wanderungen der Kaukaſier der ſpäter wieder auftauchende höchſte Culturherd der Erde in das inzwiſchen mehr und mehr zum trockenen Feſtlande gewordene Europa.

So, ſehen wir, zeigen uns die Thatſachen der Entwickelungsgeſchichte der Raſſen, daß im Grunde die Geſetze des organiſchen Lebens, d. h. dieſelben Geſetze, welche die Raſſenkämpfe der Thierwelt beherrſchen, auch in der Menſchheit zur Geltung gelangen.

Wir haben möglichſt weitreichende Blicke in den allgemeinen äußern Entwickelungsgang der Raſſen- und Völkergeſchichte geworfen, und haben damit erkannt, wie innig die innere Begabung im Naturell mit der äußern Gabe motoriſcher Gewandtheit, und demgemäß mit der ſich hieran anſchließenden Handgeſchicklichkeit verwachſen iſt. Wir ſahen, daß die wildeſten, aber trägſten Raſſen, die im Körperbau die überlegenſten und hervorragendſten waren, der Geſchicklichkeit und innern Begabung anderer Völker unterlagen.

Nur bei den höchſten kaukaſiſchen Völkerſtämmen war aber die äußere Geſchicklichkeit zugleich harmoniſch durchdrungen von jener innern Vorſtellungs- und Gedankenbeweglichkeit, welche den Fonds aller tiefern Begabung, den Grund aller klar anſchaulichen künſtleriſchen Geſtaltungskraft, und endlich zugleich die Quelle aller bedeutenden Erfindungs- und Combinationsgabe bildet. Aeußere und innere Geſtaltungskraft mußten zuſammenkommen, um die Macht zu bilden, welche der wilden, gewaltigen, wiewol trägen Körperkraft, durch welche ſich die niedrigſten Raſſen im höchſten Grade auszeichneten, den Rang abzulaufen vermochte, und ſo die Herrſchaft zu entwickeln, welche ſich an der Spitze der menſchlichen Entwickelungsgeſchichte der Raſſen zu behaupten im Stande war.

Die innere Geſtaltungskraft als ſogenannte Combinationsgabe

mußte aber zuvor in einer ähnlichen Weise ursprünglich durch die äußere Stütze der Handgeschicklichkeit und Fingerfertigkeit angeregt und geweckt werden, wie das in Bezug auf die Erinnerungsfähigkeit durch die Stütze des Lautes und der Sprache geschehen war. Die Aufnahme einer allgemeinverständlichen Bezeichnungsweise durch die sich dauernd erhaltenden und übereinstimmend anerkannten Laute konnte die Erinnerungskraft und das Gedächtniß des Geistes heben, die motorische Geschicklichkeit und Gewandtheit, die sich vorzugsweise zugleich in der Hand- und Fingergeschicklichkeit spiegelt, bildete hingegen ursprünglich das Vehikel der Erfindungsgabe; denn indem sie das Gegengewicht der Trägheit überwand, stärkte sie die bewegliche Phantasie als Combination und die innere künstlerische Gestaltungskraft des Geistes. Jener spielerische Sinn der Kinder, welcher nach allem greifen macht, die angeborene Trägheit überwindet und das Kind antreibt, die Gegenstände in der Hand zu drehen und zu wenden, um mit ihnen auf allerlei Gegenstände, wie Sand und Stein, zu pochen, ist ursprünglich vom psychologischen Gesichtspunkte von der höchsten Wichtigkeit. Ganz absichtslos und unwillkürlich treibt hier die motorische Lebendigkeit über sich hinaus, um sich zu erweitern. Schon bei dem Affen bemerken wir dem Aehnliches, auch in ihm ist der Spieltrieb hoch ausgebildet, er greift und tastet nach allem und weiß sich mit großer Gewandtheit zu helfen, wenn es gilt, eine harte Nußschale zu öffnen; reichen seine Zähne nicht aus, so klopft er sie mit den Händen geschickt gegen einen spitzen Stein. Auch der Hamster, der Fuchs und der Dachs wissen ihre Pfoten mit großer Geschicklichkeit zum Bau ihrer Höhlen zu verwenden.

Es liegt im Wesen dieser nach außen drängenden Triebe der gelenkigen Hand, daß sie zwingen nach Gegenständen zu greifen, und diese, wenn auch noch absichtslos, aufzunehmen, um so allmählich den Sinn auch innerlich zum Gebrauche derselben anzuleiten. Kommt doch der Affe, in Angst und Lebensgefahr getrieben, ganz instinctiv auf den Gedanken, sich durch Werfen von Zweigen und

Steinen* gegen den Gegner zu vertheidigen, und gelangt also dieses Thier bereits zu dem Schlusse, daß es in der Noth durch Mittel und Werkzeuge seine Kräfte erweitern kann. Diesen Schluß nun mußten die Urstämme der Menschen offenbar proportional ihrer Beweglichkeit und Geschicklichkeit gleichfalls mehr oder weniger früh vollziehen. Nahmen daher in dieser Art, wie anzunehmen, alle Urstämme unbewußt ihrer Vertheidigung halber zu Werkzeugen ihre Zuflucht, so machten indessen bei weitem noch nicht alle Völker von vornherein das Tragen und Beisichführen eben dieser Werkzeuge zur dauernden Gewohnheit; denn hierzu bedurfte es nicht nur wiederum eines neuen Schlusses, sondern zugleich, was wichtiger ist, der Ueberwindung eines bestimmten angeborenen Trägheitsgrades. War es doch viel bequemer, Holz und Steine nur dann aufzunehmen, wenn man deren eben bedurfte. Da man nun Holz so ziemlich überall, passende Steine dagegen nicht überall antraf, so bedurfte es sogar schon, wie wir sehen, bestimmter umfangreicher Erfahrungen, um weiterhin den Schluß zu machen, daß Steine seltener zur Vertheidigung zu erhalten sind wie Holz. Da also Steine nicht überall passend zu finden sind, sah man ein, daß man solche Werkzeuge trotz aller hiermit verknüpften Unbequemlichkeiten mit sich führen müsse. Es unterliegt daher keinem Zweifel vom psychologischen Gesichtspunkte, daß nicht alle Urstämme sich ursprünglich gleichzeitig zu dieser unbequemen Sitte und Gewohnheit des Steinwaffentragens entschlossen. Im Gegentheil, erst hier sehen wir, wie sehr psychologisch das Trägheitsmoment ins Gewicht fällt, denn den natürlichen Gesetzen gemäß dürfen wir mit Sicherheit behaupten, daß nur die regsamern, beweglichsten und weniger trägen Völker zuerst zu diesem Gebrauche dauernd sich entschlossen. Nur hervorragende Völker überwanden zuerst und am meisten ur-

* Mit Steinen vertheidigen sich hauptsächlich die Paviane in den Gebirgen Ostafrikas (vgl. Brehm, „Illustrirtes Thierleben").

sprünglich die Trägheit, und durch diese Ueberwindung erhielten sie zugleich Vortheile in die Hände gespielt, welche sie sogleich gegen die trägern, wenn auch körperlich viel stärkern Stämme und Rassen geltend zu machen verstanden.

Schon die Unterscheidung zwischen dem Gebrauche und der Wahl von Holz und Stein mußte die früheste Combinationsgabe mächtig rege machen, denn hiermit war das Auge gezwungen, nach Orten in der Außenwelt zu suchen, an welchen sich *brauchbare* und zur Waffenbenutzung zweckmäßige Steine vorfanden. Mit dem Begriffe der *Brauchbarkeit* und Zweckmäßigkeit war ein neues unendlich großes Feld für die Combinationsgabe eröffnet. Das aufgenommene Werkzeug war ja nicht immer sogleich brauchbar, sondern es mußte unter Umständen erst hierzu *umgestaltet* werden. Diese *Umgestaltung* forderte von neuem dazu auf, die Trägheit zu überwinden, aber noch mehr, sie forderte zugleich die innere Combination heraus, um nachzudenken, wie eine Gestaltung der Objecte auch zweckentsprechend vorgenommen werden könne. Das Nachdenken hierüber erforderte eine Schluß- und Gedankenreihe, die nicht einseitig, sondern die vielmehr in der geschicktesten Weise ablaufen mußte, sollte der Zweck erreicht werden. Nehmen wir beispielsweise einen Stein, so zeigt sich allmählich, daß er durch fortgesetzten Gebrauch in seiner Gestalt einer Veränderung fähig ist. Nicht aber nur diese Erinnerung erfordernde Beobachtung, sondern auch die Gewißheit, die subjective Fähigkeit zu besitzen, diesen Stein *zweckmäßig* verändern zu können, und endlich auch die Festhaltung des Zwecks selbst, war nothwendig, sollte die Thatsache der *Holz- und Steinbearbeitung* zu Stande kommen.

Versetzen wir uns nun in das sich soeben geistig durch das Vehikel der Sprache emporbildende Urmenschenthum, und bedenken wir, wie sich nur *erst sehr allmählich* das Gedächtniß so weit stärkte, daß Beobachtungen und Erfahrungen möglich wurden, welche psychologisch die Uebersicht über einen größern Zeitraum durch die

Erinnerung nöthig machten, so wird es einleuchten, welche Reihe von Schwierigkeiten hier zu überwinden war, um nur erst bis zu dem ersten Anfang einer Steinbearbeitung vorschreiten zu können. Und so begreifen wir, daß nicht alle Völker zu dieser Schlußreihe gleichzeitig rasch vorschreiten konnten, denn das liegt auf der Hand, daß jeder Stamm und jede Rasse, je nach Naturell, Trägheitswiderstand und innerer Begabung sich zu diesen Beobachtungen und Combinationen nur erst mehr oder weniger rasch in der Folge erhob. So machten also schon in den allerfrühesten Zeiten die Völker ganz ungleich verschiedene Fortschritte der Culturanfänge, und hierin begründet sich das hervorgehobene Resultat der Entwickelung, nach welchem ursprünglich das begabteste Volk siegreich in das Centrum der Bewegung trat, um so dominirend einen gewissen Druck auf die andern auszuüben, durch welchen die übrigen Völker im Kampfe um die Erhaltung zur Nachahmung und zur Empfänglichkeit gezwungen wurden. Mit den Bedingungen ursprünglich ungleicher Begabung und ungleich großer Ueberwindungskraft innerer und äußerer Trägheit sind uns die ursprünglichen Factoren gegeben, welche die Erscheinung des Völkergedränges, den Auswanderungsdruck, und andererseits zugleich auch den Antrieb zum Austausch und zur Nachahmung derjenigen Urgebräuche und Erfindungen erklären, welche von den ursprünglich begabtesten Völkerstämmen als Güter aufgenommen wurden, und vermöge deren sie ein natürliches Uebergewicht ausübten, von dem sich die Gedrängten möglichst zu befreien strebten.

Hierin ferner haben wir den Grund zu suchen, weshalb die am wenigsten schwerfälligen und begabten Kaukasier im frühesten Steinzeitalter sich gegen die körperliche Ueberlegenheit anderer Rassen zu behaupten wußten und den Sieg in der Geschichte der frühesten Entwickelung davongetragen haben. Wir sehen, daß die Handgeschicklichkeit als Anregungsmittel und Stütze von höchster

Bedeutung ist, werfen wir jedoch in psychologischer Beziehung einen genauern Blick auf die Vortheile, welche dieselbe der geistigen Entwickelung darbot, so ergibt sich, daß, sollte sie die Fähigkeit besitzen, als Vehikel für die innere Combinationsgabe zu wirken, bereits gleichzeitig in sehr hohem Grade das Erinnerungsvermögen gestärkt sein mußte; denn nur auf dem Boden einer schon ziemlich weittragenden Erinnerung ermöglicht sich das, was wir bewußte Erfahrung nennen, welch letztere mit der Combination Hand in Hand geht. Diese psychologische Thatsache lehrt somit, daß der sprachliche Proceß, welcher, wie hervorgehoben, andererseits als Stütze der Erinnerungsfähigkeit wirkte, schon bedeutend vorgeschritten gewesen sein mußte, bevor die früheste Combination thatsächlich zur Geltung kam. Da nun ferner innere und äußere Gestaltungskraft ganz ebenso reciprok aufeinander wirken und sich gegenseitig einander fördern, wie Erinnerungsfähigkeit und lautliche Befestigung, d. h. Sprache, so wurde im selben Grade die innere Combination später wiederum durch die wachsende Erinnerung angeregt, und umgekehrt auch die Erinnerung wiederum durch die Combination befestigt. So, sehen wir, konnten der Sprachtrieb und die Handgeschicklichkeit als zwei äußerliche Stützen wirken, um eine Reihe sich gegenseitig tragender psychologischer Processe hervorzurufen, durch welche sich allmählich der Aufschwung zur Ideenassociation vollzog, welche letztere bereits in hohem Grade ausgebildet sein mußte, bevor endlich auch der religiöse Proceß von der thierischen zur eigentlich menschlichen Stufe fortschreiten konnte. Es wird die Aufgabe des folgenden Abschnitts sein, den Aufschwung des religiösen Processes aus seinen natürlichen Wurzeln, wie wir sie bei den Thieren vorfinden, ebenso herzuleiten, wie wir das soeben bezüglich der sich stärkenden Erinnerungskraft in Rücksicht auf die Sprache, und bezüglich der Phantasie, als Combinations- und Erfindungskraft, in Rücksicht auf das Vehikel der motorischen Gewandtheit, der Handgeschicklichkeit und der dem angemessenen innern

und äußern Trägheitsüberwindung gethan haben. Bevor wir jedoch hierzu übergehen, werfen wir in den folgenden Kapiteln einige Blicke auf die äußern Naturbedingungen des geistigen Aufschwungs und auf den Menschen der Steinzeit.

Während der Werth der Sprache hinsichtlich des Aufschwungs des Menschen in intellectueller Beziehung allmählich mehr und mehr ins Auge gefaßt und erkannt wurde, hat man dem gegenüber den Werth der Handgelenkigkeit und der beweglichen innern und äußern Geschicklichkeit des Körpers in Bezug auf die Entwickelung der Einbildungskraft und der Combinationsgabe selten genug hervorgehoben. Ganz in der nämlichen Weise wie die Sprache das Apperceptionsvermögen und die Erinnerungstreue aufbildet, richtet sich die Phantasie und das Combinationsvermögen an der motorischen Fähigkeit des Körpers empor. Die motorische Anlage des Naturells und die innere feinere Structur des Gehirns, welche sich daran anknüpft, sind daher gleichfalls wesentliche Factoren zur Entwickelung der Intelligenz und der Sinne. Wie durch den Klang der Sprache rückwärts das Ohr gebildet und entwickelt wird, so wird durch die suchende und nach Beschäftigung drängende Hand das Auge im einzelnen geleitet und zu Unterscheidungen geübt, die der träge Mensch und das träge Thier nicht zu machen im Stande sind. Auf diese Weise wird das Auge des mechanischen Arbeiters vorerst berechnender, sodann phantasievoller und combinatorischer, und hiermit erhält neben dem Wachsthum der Erinnerungsfähigkeit die Intelligenz ihre bedeutendste Stütze. Werfen wir einen Blick zurück, so sehen wir stets von neuem, wie hoch wir den Werth der Gliedergelenkigkeit in der Hand für den Menschen bezüglich seiner geistigen Entwickelung anzuschlagen haben. Freilich ist die Gliederbeweglichkeit des Körpers, ebenso wie die Sprache, innig verwachsen mit dem Charakter und dem Naturell des Menschen, und im Grunde also ist der Charakter jenes großartige Instrument, an dem sich die Entwickelung emporrankt, aber wir wollen nicht verkennen, daß sich der Charakter und das Naturell des Menschen wiederum ohne den angeborenen Vorzug der Handgelenkigkeit gar nicht als menschlich denken lassen. Innere Charakterentwickelung und äußerliche Begabung treffen beim Menschen im allgemeinen auf das wunderbarste zusammen, um, angespornt durch den Kampf um die Lebensbedingungen, eine Entwickelung zu erzielen, die rasch und nothwendig über sich hinaustreiben mußte. Was nun die Befähigung der verschiedenen Völkerrassen anlangt, so können wir der Anschauung von Waitz nicht bei-

treten. Waitz behauptet, daß die ursprünglichen Anlagen unter den verschiedenen Völkern in der Weise vertheilt waren, daß sie sich in ihren Fähigkeiten *einander ergänzten*, sodaß also eine jede Rasse eine bestimmte Eigenthümlichkeit besaß, welche sie vor allen andern auszeichnete, und an Begabung zugleich keine Rasse hinter der andern zurücktrat. Es wäre in Bezug auf die Entwickelung des Menschengeschlechts wünschenswerth, daß es sich so verhalten hätte, aber dem ist nicht so, denn es verhielt sich unter den Menschenrassen nicht anders wie unter den thierischen Arten. Das heißt, wie über alle Thiere eben nur der Mensch den Sieg davontrug, so auch war es stets nur die siegreichste Eigenthümlichkeit einer einzigen Rasse, welche so zur Geltung kam, daß sie dominiren konnte. Die übrigen Eigenthümlichkeiten der Rassen, sofern sie auch jedenfalls bestanden, fielen den siegreichen Eigenschaften gegenüber nicht mehr in der Weise ins Gewicht, und es knüpften sich hieran nicht die gleichen dominirenden Wirkungen. Obwol die Natur, wie aus unserer ganzen frühern Betrachtungsweise hervorgeht, allerdings durch das Wesen der Arbeitstheilung darauf hinzielte, die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten stets so zu vertheilen, daß sich die Glieder organisch einander ergänzen, und so dem einen zukommt, was dem andern fehlt, und umgekehrt, so ist es ja, wie wir nunmehr bereits erkannt haben, *eben der Mangel* und der Fluch der ganzen organischen Entwickelungsgeschichte, daß diese organische Ergänzung durch die Concurrenz und den Rangstreit bestimmter, einseitig entwickelter Verhältnisse stets gestört wird. Das ist nicht schwierig zu erkennen, denn wir haben nur nöthig, uns unserer modernen Staatsverhältnisse zu erinnern. Während unser sittlicher und ästhetischer Takt stets in der Politik dahin drängt, eine Völkerverbrüderung anzustreben, in der die verbundenen Glieder einander unterstützen und Mißhelligkeiten durch das Auftreten einer regierenden Völkermajorität gegenüber der Minorität rasch unterdrückt werden, findet sich, daß die natürliche Entwickelungsgeschichte sich diesem sittlichen Ideale, wie wir wissen, stets nur zu gern entzieht, indem sie stets *einem einzigen bestimmten Volke* ein durch irgendwelche Vortheile errungenes *Uebergewicht* verleiht, das geltend zu machen und darauf zu pochen dasselbe alsbald für seine Pflicht hält. So strebt alles stets nach einseitiger Uebervortheilung, nicht aber nach brüderlicher Ausgleichung und gerechter Ergänzung. Halten wir es noch heute fast für unmöglich, diesem Fluche unserer Geschichte zu entgehen und den natürlichen Mangel durch die Mithülfe besserer sittlicher Einsicht abzustellen, so müssen wir aus dieser Thatsache erkennen, wie ursprünglich sich eben dieser Mangel bereits geltend machen mußte, und um wieviel erheblicher in der

Urzeit die sich an ihn knüpfenden bösen Folgen waren. Von einer Ergänzung der Fähigkeiten und Begabung unter den verschiedenen Rassen kann daher wol als sittliche Forderung idealiter für einen Augenblick im Ursprunge die Rede sein, allein realiter hat sie nicht bestanden, ebenso wenig wie, wie wir sahen, in der organischen Entwickelungsgeschichte unter den Gliedern der großen Thierreiche sich eine derartige geforderte Ergänzung vollzog. Ganz so wie in der Thierwelt drängte sich auch unter den Menschen die rohe Gewalt und Kraft, anfänglich alles übervortheilend, in den Vordergrund, bis allmählich die Intelligenz und die intellectualen Fähigkeiten, d. h. Geist und Erfindungsgabe, im Rassenkampfe den Sieg davontrugen. Liegen nun heute diese höchsten Güter über eine Reihe der höchsten Völker verschiedenartig vertheilt, sodaß sich diese wiederum als organische Glieder aufgefordert fühlen sollten, sich zu ergänzen, so trägt dennoch oft genug die einseitige Uebervortheilungssucht auch hier, wie wir wissen, den Sieg davon, und nur der sittlichen Einsicht bleibt es überlassen, bessere und höhere gemeinsame Ziele anzuerkennen und anzustreben.

7.

Die äußern Naturbedingungen des menſchlichen Culturaufſchwunges.

Der Ausgangspunkt der menſchlichen Entwickelung. — Die falſchen Anſichten der ältern Schule der Mythologen über die Beziehung der Menſchen zur Naturumgebung. — Zu großer Mangel und zu großer Ueberfluß tödten oder erſchlaffen die Ausbildungstriebe. — Die natürlichen Bedingungen der Urzeit nöthigten zum unſteten beweglichen Jägerleben und erſt verhältnißmäßig ſpät konnten ſich die Verhältniſſe des Ackerbaues begründen.

Bisher haben wir die hervorragenden innern Anlagen betrachtet, welche uns den Culturaufſchwung der Menſchheit erklärlich machen; werfen wir nun ſchließlich nochmals einen Geſammtblick auf die Verhältniſſe des Urmenſchen zur Außenwelt und zu ſeiner Naturumgebung.

Die Frage nach der Herkunft und dem Ausgangspunkte des Menſchengeſchlechts liegt in ſo tiefes Dunkel gehüllt, daß wir uns nicht zu verwundern haben, daß Forſcher anderer Wiſſenszweige auch andere Anſichten, nicht ſowol über dieſe Punkte, als über die Art des Culturaufſchwunges überhaupt, geltend gemacht haben. Sucht ſich der Theologe zunächſt an die Ausſprüche der für ihn ſichere Kunde bringenden Bibel zu halten, ſo nimmt der Naturforſcher dem gegenüber allein Rückſicht auf die Thatſachen. Die hier zur Sprache kommenden Facta lagen, wie wir ſahen, auf dem Gebiete der Zoologie, und dieſe waren es, welche uns die Hypotheſe

aufnöthigten, daß die Ausstrahlungspunkte der Urmenschheit mit den Districten zusammenfielen, in welchen die Halbaffen ihre ursprüngliche Verbreitung fanden. Doch sei hervorgehoben, daß die Verbreitungsbezirke der Halbaffen nicht eng zu beschränken sind auf das von Sclater benannte ehemalige Festland Lemurien, das im Indischen Ocean versunken ist, sondern daß in diesen Bereich die südlichen Theile von Asien und das östliche Afrika immerhin noch bis zum gewissen Grade hineinfallen. Will man daher die frühesten Ursitze der Menschheit etwa am Südwestrande des Himalaja suchen, eine Ansicht, die ebenso alt ist, als sie immer von neuem wieder von Forschern vertreten wird, so wäre dieselbe noch immer nicht so ganz unvereinbar mit der in den frühern Kapiteln entwickelten, welche zugleich die versunkenen Landstrecken Asiens ins Auge faßt. Alles wird hier aber auf die wissenschaftlichen Gründe ankommen, durch welche man diese althergebrachte Anschauung über die Ursitze der Menschheit am Südwestrande des Himalaja zu stützen im Stande ist. In neuester Zeit nun hat man die natürliche Bodenbeschaffenheit, Klima und Vegetation der dortigen Landstriche ganz besonders hervorgehoben und darauf hingewiesen, daß hier in diesen Gefilden die Natur am meisten dafür gesorgt und vorbereitet hatte, um ihren Schützling, den Menschen, sein frühestes Gedeihen finden zu lassen. Die alte mythologische Schule, welche den Menschen der frühesten Zeit nicht etwa mit den Thieren wenigstens annähernd gleichstellt, sondern für ihn stets ganz besondere Vorzüge geltend zu machen weiß, die ihn ursprünglich weit über die gegebenen Verhältnisse hinaushoben, sodaß alsdann ein Vergleich mit den Thieren im Grunde unstatthaft ist, richtet ihre Blicke hauptsächlich stets auf die Art der Umgebung und der Natur. Hierin läge nichts Auffallendes; denn es ist klar und aus dem Vorangeschickten der frühern Kapitel erhellt, daß sich kein Geschöpf, folglich auch nicht der Mensch, ohne die Rückwirkungen entwickelt hat, welche Natur und Umgebung für ihn erzeugten; aber sehr wichtig ist es dabei, das Maß derselben

nicht höher anzuſchlagen für den Urſprung, als es für thieriſch ſehr ähnliche Geſchöpfe ebenfalls genommen werden müßte. Daran iſt aber bei der ältern mythologiſchen Schule gar nicht zu denken; denn was in dieſer Beziehung auch die empiriſch-zoologiſchen Beweismittel lehren, und was andererſeits nicht minder die anthropologiſchen Thatſachen durch Funde hierüber ausſagen, wird von dieſer Seite nicht beachtet und alles kommt darauf an, die Umgebung der Natur und ihre Rückwirkungen auf die Sinne der Menſchen ſo geartet zu denken und dieſelben ſo zurechtzulegen, daß hieraus mit Leichtigkeit die Schlüſſe gezogen werden können über die völlige Abhängigkeit des Menſchen von den Verhältniſſen und Naturereigniſſen. Wir werden aus dem Folgenden erkennen, daß dieſe Schlüſſe alle pſychologiſch erſchlichen ſind, und durch die vergleichende Pſychologie mit Rückſicht auf phyſiologiſche Thatſachen und empiriſch-experimentelle Ergebniſſe widerlegt werden. Alle thieriſchen Geſchöpfe haben im Laufe ihrer Entwickelung ſich den Naturverhältniſſen und allen ihren äußerlichen Eingriffen durch Gewohnheit ſo kräftig anzupaſſen gewußt, daß die Summe der hieraus für ſie reſultirenden ſeeliſchen Eingriffe als ein Minimum anzuſchlagen iſt, das nicht in Betracht kommen kann. Die Entwickelung der Religion wird uns näher zeigen, wie viele falſche Schlüſſe und Vorausſetzungen hier gemacht werden, und wie wenig hiermit die Frage richtig geſtellt wird, die ſich dahin zuſpitzt: Wie ſelbſt der ſchon entwickelte Menſch, im Gegenſatz zu allen höhern Thieren, in eine ſo tiefe abergläubiſche Naturabhängigkeit gerathen konnte, daß er mit derſelben, und durch die ſich hieran anſchließenden vielfach ſchädlichen Folgen für ſeine Selbſterhaltung, tief unter die Thiere ſogar geworfen wurde. Wird aus den Entwickelungen der folgenden Kapitel hervorgehen, wie weit der Menſch gleich den Thieren ſich der Natur und ihren Ereigniſſen angepaßt hatte, wird ſich ferner zeigen, wie er im Laufe der Zeit aus dieſem Naturzuſtande übertrat in eine Sphäre, in welcher er mit phantaſtiſchen Anthropomorphismen ganz

allmählich, und zwar nur mit Rücksicht auf ganz bestimmte und psychologisch stets nachzuweisende Hülfen, die Naturumgebung in seiner Weise idealisirte, so ist andererseits ins Auge zu fassen, wie weit ihm ursprünglich die Natur die Hand bieten konnte, um ihm entgegenzukommen und so den äußern Culturaufschwung, den die Menschheit nahm, zu fördern.

Von diesem Gesichtspunkte nun hat man auf die gesegneten Landstriche hingewiesen, in welchen „die drei Vegetationsgebiete der Steppe, der Sahara und der Monsune zusammenstoßen".* Die lachenden Gefilde jener fruchtbaren Gegend, so meint man, boten dem Menschen nicht nur ursprünglich hinreichend Baumfrüchte, sondern namentlich auch Getreidearten, die ihm zur Nahrung dienten und im Ueberfluß Kost gewährten, die nothwendig war, wollte er sich geistig überhaupt erheben. „Wenn wir uns fragen", sagt ein moderner Forscher, „wodurch die thierischen Ahnen der Menschen sich zu Höherm entwickeln konnten, so folgt aus allem Vorigen, daß es nicht etwa Wanderungen, nicht Veränderungen in Klima u. s. w., keine Noth sein konnte, welche sie traf: denn alles dies mußte sie nothwendig, statt zu heben, tiefer herabdrücken. Es mußten vielmehr Zeiten der Ruhe, des Wohlbefindens sein, in welchem sie lebten; es durften keine besonders mächtigen Gefahren drohen, welche die Seele jener Geschöpfe mit Furcht, kein Mangel drängen, welcher sie mit Sorge erfüllte. Link sagt: soll ein Volk aus dem rohen Zustande herausgehen, so muß es Ruhe haben, gute Nahrung von dem, was die Erde von selbst darbietet, Schutz vor Witterung und wilden Thieren — und wir müssen diesen Satz nur auf die Menschheit erweitern und noch stärker betonen, um das Rechte zu erkennen."** Nun ist leicht zu ersehen, daß der genannte Forscher*** und mit

---

* Vgl. „Anthropologische Beiträge" von Georg Gerland (Halle 1875), S. 135.

** Vgl. Gerland, a. a. O., S. 89.

*** Vgl. Link, „Die Urwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde" (2. Aufl., Berlin 1834), I, 450, und siehe bei Gerland ebend.

ihm der, welcher sich diese Aussprüche aneignet, nur die Anschauungen der Theologen wiederholt, welche den ersten Menschen sich nur als den Herrn über alle Thiere im friedlichen Paradiese vorstellen können. Denn wo sind in aller Welt die Naturverhältnisse so jemals gewesen, daß der Mensch vor seinen wildesten und furchtbarsten Nahrungsconcurrenten in Wald und Feld auf Bäumen und auf der Erde, als welche doch sehr viele Thiere erscheinen, irgendwie geschützt und gesichert war? Wie viele Jahrtausende des Kampfes, der Ausrottung und der künstlichen Eingriffe der Cultur bedurfte es selbst noch für den spätern Menschen, um unter den dortigen Landstrichen so viel Luft und Licht zu schaffen, daß an ein ruhigeres, behaglicheres Leben gedacht werden konnte. Jener Zustand der Ruhe und des paradiesischen Friedens stellt daher ein Ideal dar, das ursprünglich niemals verwirklicht war, und alle Ansprüche, die hieraus hergeleitet werden für den frühesten Culturaufschwung der Menschheit, sind daher hinfällig. Im Gegentheil, das große Räthsel ist vielmehr überhaupt dies, daß der Mensch ohne alle diese äußern Hülfsmittel und ohne alles besondere Entgegenkommen von seiten der ihn umgebenden Wesen und Geschöpfe, die kräftiger wie er ihm jeden Boden und jede Ruhe des Genusses hinsichtlich der Nahrung streitig machten, sich dennoch zum Herrn der Natur emporschwingen konnte. Dabei müssen wir zugeben, daß die völlig entgegengesetzte Ansicht, welche den äußern Culturaufschwung der Menschheit gerade eben aus der Noth und dem Mangel herleiten will, ebenso ungerechtfertigt ist. In der tiefsten Einöde konnte der Mensch, abgeschnitten von jedem gedeihlichen Boden und von allen andern Geschöpfen, seine Existenz ebenso wenig entwickeln, und hier geben wir Gerland recht, wenn er sagt: „War also der Ahne des Menschen beim Herannahen einer Eiszeit noch nicht menschlich entwickelt: die Eiszeit oder ähnliche Ereignisse mußten ihn verkümmern lassen. Wenn man nun der Eiszeit dennoch eine solche (entwickelungsfähige) Wirksamkeit beigelegt hat, so beruht das auf einer falschen Gleich-

stellung unserer mit jenen thierischen Verhältnissen. Noth und Mangel fördern uns, weil sie vorhandene Kraft nur wecken und anspornen: wie aber auch heutzutage der, welcher diese Kraft nicht hat, im Elend rettungslos verkommt, so konnten auch jene vormenschlichen Geschöpfe, da ihnen die Kraft (besser die Anlagen) fehlten, durch Noth nicht gehoben werden; denn Kraft entwickelt sich nicht durch Verbrauch von Kraft."* So richtig dies nun ist, und so wenig zu großer Mangel förderlich erscheint, so sehr müssen wir uns aber hüten in die gegentheilige extreme Ansicht zu verfallen, welche wie angegeben darauf hinausläuft, den Menschen uranfänglich so zu stellen, daß ihm die Nahrung unerkämpft und gleichsam wie von selbst in solchem Ueberfluß zukam, daß er auf Grund eines solchen Ueberschusses sich der Ruhe und somit dem Denken und Nachdenken gleichsam wie im Paradiese hätte hingeben können. Wären die Verhältnisse der Urzeit dieser Art gewesen, so wären durch verstärkte Trägheit und übermäßige Ruhe alle die bisher geschilderten natürlichen Anlagen verkommen und durch Erschlaffung getödtet worden. Anregungen zur Reibung und zur ursprünglichen Arbeit muß es daher ursprünglich gegeben haben, und worin anders können und dürfen wir dieselben im Uranfange suchen als im Wettkampfe mit allen den Geschöpfen, welche sich die nämliche Nahrung aneigneten, und hierunter zählen nicht nur die Affen, Raubthiere und sehr viele andere Creaturen, sondern auch die durch irgendwelche natürlichen Gründe als Feinde auftretenden Stämme der Menschen untereinander. Nun meine man doch ja nicht, daß die aus diesen Factoren resultirenden Uebel, denen hiermit die Urmenschheit von Anfang verfallen war, es irgendwie zuließen, daß die frühesten Menschen gleichsam in idyllischer Ruhe sehr früh zum Ackerbau und zur behaglichen Vermehrung der gebotenen Pflanzen ohne weiteres Vorstadium hätten übergehen können. Eine

* Vgl. Gerland, a. a. O., S. 90.

solche wunderliche Ansicht sieht im Hintergrunde das Paradies der Bibel immer wieder emportauchen. Im Gegentheil, die Uebel, welche von der Concurrenz aller Feinde in Natur und Umgebung für den ersten Menschen erzeugt wurden, zwangen ihn zuerst zu dem allerbeweglichsten Leben, über das er sich erst zu erheben im Stande war, nachdem durch die ersten Anfänge der Cultur, wie es Jäger- und Hirtenleben mit sich brachten, eine Art der auseinanderfallenden Gruppirung der Wohnsitze der Rassen und eine größere Ausrottung der ihn täglich umlauernden schlimmsten thierischen Feinde herbeigeführt war. Nur erst nachdem der übergroße Druck gewichen war durch das Uebermaß von Feindschaften und sich immer erneuernden Kämpfen, nur erst nachdem, genöthigt durch diesen Druck, die Rassen auseinandergezogen waren, um sich selbst durch größere Zwischenräume voreinander hinreichend zu sichern, konnte der Mensch daran denken, ein seßhafteres Leben, wie es der Ackerbau verlangt, zu führen, und auch hierzu mußten dem Menschen die Mittel bereits zugekommen sein, seine eingenommenen Sitze künstlich hinreichend ausnützen und gegen Neider und Feinde aller Art schützen zu können. Welche geistige Mittel und welche Erfindungen und Entdeckungen dies waren, werden wir in der Folge zu zeigen haben. Mit der Ansicht, daß der Urmensch anfänglich ein höchst bewegliches und, wie es das Jägerleben mit sich bringt, ein dem Kampfe mit Feinden und Thieren jeglicher Art gewidmetes Dasein zu führen gezwungen war, stimmen allein auch die massenhaften Funde überein, welche wir in anthropologischer Beziehung aus der Periode der Steinzeit als wissenschaftliche Thatsachen aufgefunden und gesammelt haben.

Diesen Erörterungen gegenüber erscheinen freilich Anschauungen und Schlußfolgerungen, wie sie G. Gerland neuerdings gezogen hat, in jeder Hinsicht sonderbar. Derselbe sagt (a. a. O., S. 141): „Als Erstes sprechen wir hier aus, daß der Ackerbau die erste Beschäftigung

des Menschen war: daß also jene Stufenfolge, wie man bisher meist die Entwickelung der Menschheit geschehen dachte, Jägervölker, Nomaden, Ackerbauer, daß diese Stufenfolge nicht die der ersten Entwickelung ist. Die ursprünglich einheitliche (?) Menschheit war in den Zeiten dieser Einheit* eine ackerbauende Bevölkerung, und aus dieser rissen sich später Völker los, welche dann, durch die Noth des Lebens gedrungen, Jägervölker wurden; trennten sich Völker ab, welche sich nach und nach zu Nomaden umbildeten. Andere Völker blieben dem Ackerbau getreu und zwar entweder so, daß sie sich, durch natürliche Verhältnisse gehemmt, nicht weiter entwickelten, oder aber, daß sie, ebenfalls durch die Naturumgebung angeregt, zu wirklicher Culturentfaltung sich erhoben." Nun sagt freilich unser Autor weiterhin, daß er unter „Ackerbau" für die ältesten Zeiten nichts Weiteres verstehe, als daß sich die Urmenschen in ihren „ersten rohen Bemühungen nur um die Getreidegräser als ihre Lebensspender sammeln mußten", und weist, um diese Bemühungen zu illustriren, auf die Affenhorden hin, welche immer wieder zu solchen Orten zurückkehren, wo sie wie an Getreidefeldern ihre Nahrung finden. Aber man male sich dieses Bild nur richtig weiter aus und lasse mit diesen räuberischen Affenhorden die frühesten Menschenhorden immer wieder zusammentreffen, und denke dabei im weitern noch an andere pflanzenfressende Heerdenthiere, wie Elefantenheerden u. s. w., so entwickelt sich alsdann ein Bild des stetigen Kampfes, wie er in grellen Farben deutlich die Urzeit charakterisirt haben mag. Man bedenke nur, wie sehr gerade die hier ins Auge gefaßten fruchtbaren Landstriche Asiens in Wald und Feld von allen Seiten von den verschiedensten Thierarten übervölkert wurden, da sich alles hier zusammendrängte und der Kampf hiermit zur Zeit der frühesten Menschenentwickelung ein noch verschärfteres Ansehen hatte.** Daß unter dem bestehenden Uebel dieser immer von neuem störenden Verhältnisse und Eingriffe an den Beginn des Ackerbaues vorerst gar nicht zu denken war, leuchtet, sollte man meinen, ganz von selbst ein. Man hat neuerdings eine Ameisenart kennen gelernt, welche sich instinctiv den Verhältnissen des Ackerbaues angepaßt hat, aber eben diese Anpassung konnte nur unter Verhältnissen stattfinden, welche dieselbe gestatteten, diese Verhältnisse lagen nun aber, wie sich zeigt, für den Urmenschen gerade so, daß eben diese

---

* Gegen diese Ansicht über eine ursprünglich übertrieben einheitliche Urgestaltung der Menschheit haben wir bereits im vorigen Kapitel die Gründe geltend gemacht, welche dieselbe als unannehmbar erscheinen lassen.

** Vgl. S. 220 und 221.

stämme, durch innere und äußere Verhältnisse getrieben, sich über den ganzen Erdkreis verbreiteten. Wir sind gewöhnt, die früheste Urperiode der Menschheit an der Steinbewaffnung zu charakterisiren, und nennen diese früheste Zeit des Menschenthums die sogenannte Steinzeit; aber wir vergessen, in welch eine nur erst sehr späte Periode der ganzen menschlichen Urgeschichte das sogenannte Steinzeitalter hineinfällt, und wir bedenken ferner zu wenig, welcher Aufschwung des Geistes, beziehungsweise der sprachlichen Fähigkeiten bereits unter den Menschen stattgefunden haben mußte, bevor die Combinationsgabe des Urmenschen bis zur Bearbeitung primitiver Holz- und Steinwerkzeuge vorschreiten konnte.

Werfen wir einen Blick in die Schätze, die wir heute aus der Erde graben, so müssen wir staunen über den hohen Grad von Kunstfertigkeit, den uns diese scheinbar so einfachen Waffen aus Stein bereits erkennen lassen. Kunstgerecht gespitzte Pfeile und Pfriemen, Lanzenspitzen und Steinhämmer beweisen uns, daß wir in der sogenannten Steinzeit keinen thierischen rohen Menschen mehr, sondern bereits ein schon cultivirtes Wesen vor uns haben, das eine große Reihe früherer Vorstufen durchlaufen haben mußte, um sich die Schlußfähigkeit im Nachdenken zu erwerben, die nothwendig war, um die ersten Geräthe sachgemäß zu verfertigen.* Erst im

* Die Frage, ob die sogenannten Feuersteinknollen, ferner die sogenannten paläolitischen Feuersteingeräthe, von keilartigem Aussehen, flach und mit geschärften Rändern, wirkliche Gebilde von Menschenhand sind, ist bis heute noch keineswegs entschieden. Die übergroße Häufigkeit solcher angeblichen Kunsterzeugnisse an bestimmten Oertlichkeiten, wo, wie auf den Scilly-Inseln, gar kein Gebrauch von ihnen gemacht werden konnte, ferner die Thatsache, daß mit derartigen unpolirten Geräthen noch niemals in gleicher Lage menschliche Gebeine vorgefunden wurden, machen diese Annahme sehr zweifelhaft. Niemals hat man bisjetzt in Grabstätten ein unpolirtes Feuersteingeräth aufgefunden, und wenn sich auch an manchen Fundorten unpolirte Steinspitzen mit polirten mischen, so ist doch die Annahme hiermit nur bewiesen, daß man im neolitischen (polirten) Steinzeitalter sich auch zugleich roher Natursteinstücke bediente (und zwar gewöhnlich zu Messern oder Pfeilspitzen), nicht aber, daß es ein Steinzeitalter von unpolirten Geräthen überhaupt gegeben habe. Nachdem Whitley

Hinblick auf dieſe Ueberlegungen gewinnen wir zugleich pſychologiſch einen Einblick in das hohe Alter des Menſchen auf der Erde. Denn ermeſſen wir den langſamen Verlauf der pſychiſchen Entwickelung, und bedenken wir, in welchen Bodenſchichten bereits wirkliche Kunſtproducte menſchlicher Geſtaltungskraft angetroffen werden, ſo begreift es ſich, wie unendlich weit das früheſte Auftreten des Menſchen auf der Erde zurückreichen muß.

Es iſt die Aufgabe der ethnologiſchen Syſtematik, die Funde der an den verſchiedenen Orten angeſtellten Ausgrabungen ſo zu claſſificiren und zu ordnen, daß ſie eine Ueberſicht des Alters gewähren. Daß bei einer ſolchen Altersbeſtimmung nicht nur einſeitig die Tiefe und Schichtung des Bodens in Betrachtung gezogen werden darf, ſondern auch der Grad der Kunſt und Ueberlegung, der zur Verfertigung des Werkzeugs nöthig war, in Anſchlag zu bringen iſt, iſt vom pſychologiſchen Geſichtspunkte ſelbſtverſtändlich. Ob dem Steinzeitalter ein Holzzeitalter voraufgegangen iſt, läßt ſich zwar durch Thatſachen heute nicht mehr beſtimmen, doch haben wir vom pſychologiſchen Geſichtspunkte Gründe, dieſe Annahme zu machen. Die allgemeine Verbreitung der einfachen Keule aus Holz unter den Naturvölkern, und die noch heute an vielen Werkzeugen des Steinzeitalters erkennbaren Spuren einer Vorrichtung, die auf eine Ver-

---

nachgewieſen, daß unweit Spiennes (Belgien) ſich natürliche Feuerſteinſplitter mit muſchelartiger Bruchfläche ſtreckenweis in der Nähe von Feuerſteingeſchieben und Kreidelagern vorfinden, von denen man unſchwierig das Naturgebilde allmählich und ſtufenweiſe von den unvollkommenſten und regelloſeſten bis zu den ſcheinbar vollkommenſten alten Geräthen verfolgen kann, mußte nothwendig das ganze ſogenannte paläolitiſche Steinzeitalter überhaupt angezweifelt werden, zumal ſonderbarerweiſe Feuerſteine ſtets nur in der Nähe von Kreidelagern gefunden werden, mit denen der Feuerſtein eben geologiſch im Zuſammenhange ſteht. Mit Rückſicht auf die Ergebniſſe des folgenden Abſchnittes glauben wir daher Grund zu der Annahme zu haben, daß die Steinzeit erſt mit der Kunſt des Schleifens und Polirens begann, und daß ſich der Menſch in früherer Zeit der Steine wol ſporadiſch, aber nicht ſyſtematiſch zu ſeiner Vertheidigung bediente. (Vgl. zugleich „Ausland", Jahrg. 1869, S. 214.)

von hier aus weiter ausbreiten konnte, treffen wir dagegen die Pfahlbauten verhältnißmäßig viel sporadischer, sodaß es den Anschein gewinnt, als sei dieser Gebrauch und dessen Nachahmung zugleich von der örtlichen Gegend und dem Volkscharakter abhängig geblieben.

Was die verschiedenen Funde der Steinzeit und der Pfahlbauten anlangt, so lassen dieselben erkennen, daß die Menschen dieses Zeitalters sich bereits trotz ihrer Wildheit seit langer Zeit auch in sittlicher Beziehung aus dem ersten Urzustande herausgearbeitet und erhoben hatten.

„Suchen wir aus den bisherigen Funden auf die Civilisation des langköpfigen und, nach dem Neanderschädel zu schließen, gewaltigen, großen und kräftigen Urmenschen, der mit dem Mammuth zusammen lebte, zu schließen, so sehen wir, daß derselbe schon seine Todten ehrte und sie, wahrscheinlich in sitzender Stellung, in mit einfachen Steinplatten verschlossenen Grotten begrub, wobei er ihnen muthmaßlich Fleischstücke als Nahrung auf die Reise nach dem Jenseits, vielleicht auch Waffen und Zierathen mitgab. Er kannte das Feuer und construirte sich Herde, an welchen er vermuthlich sein Fleisch briet. Er zerschlug die Röhrenknochen der großen Thiere nach einem bestimmten System, um das Mark, und den Schädel, um das Hirn herauszunehmen. Seine Geräthschaften oder Waffen bestehen aus rohen Steinäxten und Messern, die von einem Kieselblocke mittels eines andern Steines abgesprengt wurden und deren Schneide nur durch grobe Schläge, die größere Stücke aussprengten, hergestellt wurde, und aus bearbeiteten Knochen, die theils zu Handhaben, theils zu Kratzern, Pfeilen, Keilen und Ahlen zugeschärft wurden. Diejenigen Stücke, welche man für Lanzen oder Pfeilspitzen halten kann, zeigen niemals Widerhaken, sondern nur glatt zulaufende Seiten. Dieser wilde Urmensch, dessen Wildheit schon aus den schrecklichen Augenbrauenbogen spricht, suchte sich nichtsdestoweniger mit durchbohrten Korallenstückchen und Zähnen wilder Thiere zu schmücken. Wahrscheinlich kleidete er sich in Felle oder

gewalkte Rinde von Bäumen; denn die gefundenen Ahlen und Nadeln können höchstens für die Zusammenfügung solcher Stoffe, nicht aber bei einem gewebten Zeuge gebraucht werden."* Wir erkennen aus dieser Schilderung, daß wir es hier keineswegs mehr mit dem Urmenschen der frühesten Zeit zu thun haben. Im Gegentheil, eine Reihe von Anhaltepunkten liegt vor, aus denen wir ersehen, daß die Entwickelung des Urmenschen jener großen Periode der Steinzeit hier schon eine verhältnißmäßig sehr weit fortgeschrittene war. Jener Urmensch der Steinzeit, auf den wir durch fossile Funde zurückschließen, kannte bereits das Feuer und verbarg und beschützte seine Todten in steinernen Erdhöhlen. Dieser Gebrauch sowie die Erzeugung des Feuers waren aber, wie aus dem Folgenden erhellen wird, Erscheinungen, in denen auch die intellectuelle Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten sich bereits zu einer schon beträchtlichen Höhe erhoben hatte. Hand in Hand mit der Ausbildung der Erinnerungs- und Apperceptionsfähigkeit durch die Sprache, und Hand in Hand mit der Einbildungskraft und Combinationsfähigkeit, geweckt endlich durch die bewegliche Geschicklichkeit der Arme, der Hände und des Geistes, begann sich allmählich auch die Fähigkeit der Ideenassociation bedeutend zu steigern. Neue, nie gekannte und geahnte Vorstellungsweisen und Weltanschauungen begannen vor dem innern Auge des Urmenschen aufzutauchen, um den sich emporbildenden Geist zu beherrschen und ihn zu den eigenthümlichsten Sitten und Gebräuchen zu treiben. Todtencultus und Leichengebräuche faßten Wurzel, und das erste Nachdenken über die Todeserscheinung brachte im Geiste des Urmenschen eine völlige Umwälzung seiner Vorstellungsweisen und seiner Weltanschauung hervor, von der wir heute kaum mehr etwas ahnen. Die dem Menschen zukommenden, ursprünglich noch halb thierisch gearteten Gefühle nahmen allmählich einen zugespitztern und geschärftern Charakter unter dem Wandel

* Ecker und Lindenschmidt, „Zeitschrift für Anthropologie", I, 31.

dieser Vorstellungsweisen an. Wir werden sehen, wie sich unter dem Einflusse dieser frühesten Vorstellungsweisen die angeborenen, freilich noch sehr thierischen Gefühlsregungen des Urmenschen, die wir rechtmäßig im Ursprunge nicht um vieles höher wie die der nächstverwandten Deciduatenarten zu setzen haben, sich im Menschen allmählich zu eigentlichen religiösen Gefühlen entwickelten, durch welche er alsbald mehr und mehr zwischen sich und der Thierwelt auch nach dieser Seite hin jene so deutlich hervorspringende Kluft aufthürmen sollte. Wie der thierische Schrei als Grundlage der Sprache ein Besitzthum war, das der Mensch mit den übrigen Deciduaten theilte, wie ferner selbst das Wesen der angeborenen Handgeschicklichkeit nur eine anatomische Eigenthümlichkeit war, die der Mensch mit den ihm nahe verwandten Affenarten gemein hatte, so waren auch die frühesten Stufen und Grundlagen der tiefern Gefühle ursprünglich nur solche, welche auch die meisten Deciduaten mit ihm theilten. Je mehr indessen sich Sprache und Handgeschicklichkeit, und hiermit innerlich gleichzeitig die menschliche Intellectualität fortbewegte, je mehr Phantasie, Ideenassociation und Erfindungsgabe wuchsen, je mehr mußten sich auch an der Hand dieser Processe die Gefühle vertiefen und steigern. Allein es wird sich aus der geschichtlichen Entwickelung des religiösen Processes ergeben, daß ganz in derselben Weise, wie sich, gestützt auf die sich entwickelnde Sprache, die ursprünglich thierisch-instinctive Verstandesfähigkeit des Urmenschen zur menschlichen Vernunft, und seine Handgeschicklichkeit sich zur Kunstfertigkeit fortbewegte, auch in ganz der nämlichen Weise die dem Urmenschen angeborene, noch thierisch geartete Gefühlsunterlage (und mit ihr das damit eng verknüpfte Wesen der Ideenassociation) nur dadurch in bestimmter Richtung zur Entwickelung kam, daß ihr thatsächliche Ereignisse und Erfahrungen zur Stütze dienten, um ihr einen Aufschwung zu verleihen, der von der größten Tragweite war. Wir werden im Folgenden diesen Aufschwung betrachten und die Ereignisse ins Auge fassen, welche der ursprüng-

lichen Ideenwelt des Urmenſchen nothwendig eine gewiſſe Entwickelungsrichtung gaben; denn nur wenn wir dieſe Ideen ihrem vollen Werthe nach ins Auge faſſen, ſind wir im Stande, einen Blick in das Dunkel zu werfen, welches ſich bisjetzt über den urſprünglichen Entwickelungsgang und die Ausbildung des religiöſen Gefühls unter den roh und wild gearteten Urmenſchen gebreitet hat. Auch in dieſem nun folgenden Abſchnitte wird es aber hauptſächlich gelten das feſtzuſtellen, was auf natürliche Weiſe von der religiöſen Grundlage dem Urmenſchen als thieriſchem Deciduaten bereits angeboren war, um es von dem zu ſondern, was wir als Zuwachs zu begreifen haben; denn nur ſo kann es in der klarſten Weiſe gelingen, den weitern Bildungsgang des menſchlichen Geiſtes auch nach dieſer Seite hin einzuſehen.

Drittes Buch.

Die Uranfänge des religiösen Lebens.

„Die Entwickelung der moralischen Eigenschaften ist ein hoch interessantes und schwieriges Problem. Ihr Grund liegt in den socialen Instincten, wobei wir unter diesem Ausdruck die Familienbande mit einschließen. Diese Instincte sind von einer äußerst complicirten Natur und bei den niedern Thieren veranlassen sie besondere Neigungen zu gewissen bestimmten Handlungen; für uns sind aber die bedeutungsvollern Elemente die Liebe und ie davon verschiedene Erregung der Sympathie. Mit socialen Instincten begabte Thiere empfinden Vergnügen an der Gesellschaft anderer, warnen einander vor Gefahr und vertheidigen und helfen einander in vielen Weisen."

Darwin, „Die Abstammung des Menschen", II, 345.

Wenn Erfahrung und Beobachtung lehren, daß es die socialen Instincte zunächst sind (aus denen die moralischen Eigenschaften der Nächstenliebe herfließen und die natürlichen Bande des Familienlebens gewoben werden), welche Menschen und Thiere miteinander theilen, und naturwissenschaftliche Folgerungen mit Rücksicht auf mannichfache Thatsachen zu dem Schlusse zwingen, daß nicht sowol die Thiere, wie auch der noch halb thierische Mensch der Urzeit sich ohne wirkliche Religion zu empfinden den Naturmächten *angepaßt hatte*, so entsteht eine neue Aufgabe: Es müssen die Gründe und die empirischen Anstöße aufgewiesen werden, welche Veranlassungen werden konnten, diese Anpassungen an die Naturereignisse und Objecte durch eigenthümliche übernatürliche Ideen zu vernichten, um nach und nach die Naturobjecte in das Bereich religiöser Betrachtung hinüberzuziehen. Stehen dem einseitigen *Nativismus* der Religionsphilosophie alle Naturobjecte dem Menschen gegenüber von *vornherein* im Lichte eines religiösen Interesses und eines poetisch erhabenen Nimbus, so hat der *kritische Empirismus* zu zeigen, wie von einer begrenzten religiösen Wurzel aus dieses Interesse erwachsen und das noch unpoetische Gemüth des thierischen Menschen mit der Zeit zur Poesie sich erheben konnte.

1.

Einleitung über das Weſen und die Entſtehung der Religion.

Der Stand der Frage und Hinweis auf die Löſung des Problems. — Die Spuren von Religion in der Thierwelt und Hinweis auf die urſprünglich thieriſche Stufe des religiöſen Gefühlslebens im Menſchen. — Die Wechſelwirkung der Erziehung der Glieder in der Thierfamilie und der Einfluß von Erziehung beziehungsweiſe Dreſſur in Bezug auf Zucht, Sitte, Religion und die ſittlichen Gefühle überhaupt. — Beſitzt der Menſch ein urſprünglich angeborenes Abhängigkeitsgefühl bezüglich erhaben ſcheinender Naturgewalten? — Einzig mögliche Beantwortung dieſer Frage durch die vergleichende Pſychologie. — Verneinung der Frage durch Hinweis auf die urſprünglich angeborene äußere „Auffaſſungsenge". — Die falſche pſychologiſche Auffaſſung des Urmenſchen und die bisherige Kritikloſigkeit in Bezug auf die ſogenannte Angeborenheit und die Entſtehung des religiöſen Gefühls für das Erhabene. — Die Unſtatthaftigkeit der Annahme einer urſprünglichen Kluft zwiſchen Thier und Menſch mit Bezug auf ein dem letztern allein zugeſprochenes Religionsgefühl. — Die beiden ſich in dieſer Frage gegenüberſtehenden pſychologiſchen Parteien und ihre Argumente. — Hinweis auf die urſprünglich angeborene Auffaſſungsenge und die ſich daraus ergebenden Conſequenzen, insbeſondere die ſich hieraus ergebende urſprüngliche Intereſſeloſigkeit gegenüber den Naturerſcheinungen, welche die Selbſterhaltung nicht direct betreffen. — Die Urſachen und Gründe, welche von ſeiten der Phyſiologie dieſe Thatſache erklären. — Völkerpſychologiſche Gründe, welche dieſe Thatſache gleichfalls ſtützen. — Uebergang auf die Frage nach dem Weſen und nach der Entſtehung der Religion, und Hinweis auf diejenigen Objecte, welche ſich am urſprünglichſten in das Licht des religiös Erhabenen ſtellen konnten. — Die im Familienleben und in der Nächſtengemeinſchaft ſich bildenden und wachſenden Gefühle der religiöſen Furcht in der Liebe gegenüber dem erhaben ſcheinenden hohen Alter, dem ſittlichen Vorgeſetzten und dem Führer der Gemeinſchaft. — Die Thiere in der urſprünglich naiven Anſchauung der Menſchen. — Nachweis an der urſprünglich religiöſen Unterſcheidungsgabe und am Begriffe des Erhabenen, daß die Thiere urſprünglich und ſelbſtverſtändlich keine religiöſe Anbetung auf ſich ziehen konnten. — Nachweis am Begriffe des Erhabenen, daß auch andere Naturobjecte urſprünglich und ſelbſtverſtändlich

kein religiöses Interesse erwerben konnten. — Das religiös Erhabene und seine Voraussetzungen in Bezug auf Gefühl und Unterscheidungsgabe. — Alle außerhalb der Nächstengemeinschaft liegenden tiefern Objecte und die Naturerscheinungen erhalten das Licht religiöser Erhabenheit erst durch vermittelnde Zwischenglieder der Vorstellungsweise, d. h. durch bestimmt nachzuweisende Ideenassociationen und deren äußere Anregungen und Stützen. — Die sich hieraus ergebende Aufgabe für die Entwickelung des religiösen Processes. — Das Wesen der Religion im allgemeinen und Hinweis auf die Möglichkeit des Sinkens und Steigens derselben unter den Geschöpfen. — Specieller Hinweis auf die im Folgenden zu lösende Aufgabe.

Die Entstehung und das Wesen der Religion sind zu aller Zeit Gegenstände des tiefsten Nachdenkens der Philosophen gewesen. Und ohne Zweifel gibt es für die Geschichte der Menschheit keinen Gegenstand von höherm Interesse. Die Religion mit ihren Wurzeln bildet den tiefsten Mittelpunkt des Gemüthslebens, und das Gemüth mit seinen geheimnißvollen Einflüssen können wir psychologisch niemals ganz loslösen vom Willen sowie von dem Wirken und Schaffen des intellectuellen Geistes und dem Wirken der Vernunftthätigkeit. — Gemüth und Verstand, Wille und Gefühl leben in einer innigen Gemeinschaft der Wechselwirkung, und tief miteinander verweben sich die Fäden dieser Seelenthätigkeiten, und zwar so eng, daß sie kaum voneinander zu lösen sind. Auf diese Weise können wir uns nicht wundern, daß viele Philosophen die Religion als den Quell und Born angesehen haben, der offen oder versteckt, bewußt oder unbewußt zugleich alle Gefühle und Handlungen des Geistes durchtränkt, und der so, alle Begierden leitend, dem einzelnen Charakter seine specifischen Eigenthümlichkeiten aufprägt. Unter diesen Umständen kann es daher noch weniger wundernehmen, daß sich das Nachdenken der Menschen ganz besonders in diese dunkle Kammer des Gemüths vertieft hat, um in ihr nach dem Schlüssel zum ganzen Menschenleben und nach den geheimen Triebkräften zu forschen, welche die Geschichte der Menschheit leiten. Wie der Berg-

mann in den dunkeln Schacht hinabſteigt, ſo ſteigt der nachdenkende Philoſoph in den dunkeln Dom des Gemüths, in dem die charakteriſtiſchen Gefühle des Mitleids, der Nächſtenliebe und der Verträglichkeit nebſt andern tiefſittlichen Eigenſchaften zunächſt ihre Wurzeln treiben. Doch wie mannichfache Schätze hier die forſchenden Philoſophen bereits gegraben haben, und wie ſehr ſich die tiefern Geiſter aller Jahrhunderte bemüht haben, dieſen wunderbaren und dunkeln Dom des Gemüths mit dem Lichte klarer Erkenntniß zu durchleuchten und ſeine Tiefen zu durchmeſſen, den urſprünglichen Aufbau dieſes großartigen Gebäudes vom Grunde aus haben ſie bisher geſchichtlich nicht erkannt, und als Entwickelungsproceß nicht erfaßt. Im Gegentheil, fertig und als etwas Angeborenes und Vollendetes ſtand den meiſten forſchenden Meiſtern dieſer Theil unſerer tiefern Innenwelt gleichſam als ein wunderbarer großartiger Bau vor Augen, und ſelten genug tauchten in ihnen Gedanken darüber auf, ob nicht auch die Religion und mit ihr der ihr zugehörige Theil des Gefühlslebens in ganz derſelben Weiſe wie die Entwickelung der Kunſt und die allmähliche Entwickelung des Intellects und Verſtandes im Menſchen einen Proceß allmählicher Bildung und allmählichen Aufbaues und Anwuchſes aus beſtimmten Wurzeln aufzuweiſen habe. Dieſer Gedanke, ſo nahe er lag, wurde im Gegentheil meiſt bisher heftig abgewieſen; denn gerade hier, in der völligen und urſprünglichen Angeborenheit des religiöſen Gefühls und Vorſtellungskreiſes, glaubten die Forſcher ſtets das letzte ſichere und ſchärfſte Kriterium der Unterſcheidung zwiſchen Thier und Menſch finden und nachweiſen zu können. Wir wiſſen, daß dieſelben Behauptungen vor Jahren auch über den menſchlichen Intellect, über die Sprache und andere ſogenannte menſchliche geiſtige Vorzüge aufgeſtellt wurden, und wir haben aus den frühern Abſchnitten erkannt, inwieweit hierzu eine Berechtigung vorlag und inwieweit eben nicht. Wir haben geſehen, daß die moderne pſychologiſche Forſchung den genauern Nachweis liefern konnte darüber,

auch schon von einem Gemüthsleben der Raubthiere und Affen zu sprechen wagen. In ganz derselben Weise, wie es für das Gemüthsleben der Menschen, aus dem die Religion entspringt, ursprünglich eine Stufe gab, die thierisch in ihrer Art genannt zu werden verdiente, so gibt es für den scharfsinnigen Beobachter unter den am höchsten entwickelten Thieren auch eine Reihe von sonderbaren Handlungen, welche spurenweise die Regungen des Gemüths nicht verkennen lassen.

Wer die Deciduatenarten zum Gegenstande einer tiefern psychologischen Betrachtung zu machen versucht, dem kann nicht entgehen, wie fast alle hierher gehörigen Gattungen und Ordnungen neben der ihnen gegenüber den übrigen Thieren zukommenden höhern Intelligenz auch deutlich die tiefern Gefühle „der Anhänglichkeit", der Sorglichkeit, des Mitgefühls, des Beistandes, sowie der ängstlichen Theilnahme und Liebe für die Jungen entwickeln. Eine merkwürdig entwickelte, fast zärtliche Familienanhänglichkeit der jungen Glieder untereinander charakterisirt thatsächlich die Nagethierarten, und treten die im allgemeinen als sehr unsittlich geltenden Raubthiere hiergegen zurück (wir haben nur an den Löwen und Tiger zu denken, die ihren Weibchen die Jungen rauben, um sie zu fressen), so stellen sich indessen gerade deshalb um so mehr wieder die dem Menschen körperlich so nahe stehenden Affen in dieser Beziehung in den Vordergrund. Nicht ohne Grund ist die sorgsame Liebe des Affenweibchens zu den Jungen als „Affenliebe" sprichwörtlich geworden. Die Jungenpflege ist aber offenbar nebst den ihr unterliegenden Gefühlen ein primitiver Act der Erziehung, sie setzt in ihrer Art daher vorzugsweise die mit Recht ewig als sittlich geltenden Gefühle des Wohlwollens, der innigen Verträglichkeit und des tiefsten Mitgefühls für den Nächsten voraus, und es entwickeln sich unter dem Einflusse dieser sittlich bildenden und erziehenden Mächte dem gegenüber in den wohlgepflegten und hingebungsvoll erzogenen Jungen die Gefühle der Anhänglichkeit und der mit-

fühlenden Dankbarkeit. Diese Anhänglichkeit und Dankbarkeit erkennen wir in dem hohen Verträglichkeitssinne, mit dem die Thiere in Gruppen und in größern Familien zusammenbleiben, um gemeinschaftlich Leid und Freud' des Lebens in größern Gemeinschaften zu theilen. In dieser Geselligkeit entwickeln sich alle edeln Mitgefühle, welche sich durch Geberden und Mienen verständlich machen, ohne der Sprache zu bedürfen. Auch hier bezüglich der sich entwickelnden Mitgefühle: der dankbaren Mithülfe und liebreichen Beistandsleistung, treten ganz besonders die Nagethierarten und Affen hervor, von denen hierüber tausend Beispiele bekannt sind.* Aber selbst die auf raubthierartige Thiere, wie etwa auf Hunde, Löwen u. s. w. ausgedehnte erziehende Dressur, d. h. die menschlich künstliche Beeinflussung, beweist uns in mannichfachen Beispielen, daß selbst die sehr schwierig zu erziehenden unsittlichen Raubthiere den Gefühlen der Dankbarkeit nicht ganz unzugänglich sind; die Beispiele hierüber sind jedem bekannt.** Offenbar läutern Dressur und Erziehung die Gefühle in hohem Grade, und in der wechselseitigen Beeinflussung der Aeltern und Kinder und deren Verhalten zueinander sowie in der Sorge und Achtung der Aeltern auf die heranwachsenden Jungen liegen erziehende, geheimnißvoll wechsel-

---

* Vgl. hierüber die betreffenden Kapitel in Brehm's „Illustrirtes Thierleben", von Schödler.

** Auch Darwin, der ausführlicher diesen Punkt in seinem Werke über die Abstammung des Menschen berührt, führt uns eine Reihe von Beispielen vor, die schlagend darthun, wie die moralischen Gefühle den Thieren nicht fremd sind (vgl. hierüber Kapitel III des angezogenen Werkes). Es konnte Darwin indessen durch die bloße Zusammenstellung derartiger Angaben, so schlagend sie sind, nicht völlig gelingen, den Gegner zu überzeugen; denn das, was dieser vermißt, ist die Einsicht in den Uebergang zu jener hohen Stufe, auf welcher sich der Mensch bezüglich der moralischen Gefühle befindet. Der Nachweis nun des Ueberganges, der diese Kluft ausfüllt, ist die Aufgabe, die uns in dieser Hinsicht gestellt ist, eine Aufgabe, die Darwin (wie er auch selbst offen zugesteht) dem Psychologen zu überlassen hat.

wirkende Kräfte, die für die Ausbildung jedes bessern und tiefern Gefühlslebens nicht hoch genug anzuschlagen sind.

Allein so viel Gemüthseigenschaften von tieferm Charakter sich auch unter dem Schutze sich lebendig beeinflussender Mächte entwickeln mögen, und wie viele Spuren sittlicher Gefühle daher unter den besser angelegten und gearteten Thieren hier und da aufkeimen, so werden die meisten Forscher, die sich an ältern Anschauungen gebildet haben, in allen diesen Beziehungen doch noch nichts wesentlich Religiöses finden zu können meinen. So hoch die Thiere unstreitig auf der Scala der Gefühle steigen mögen, und wie weit und wie sehr sie auch in dieser Beziehung anfänglich mit dem noch sehr thierisch gearteten Urmenschen concurriren mochten, es fehlt ihnen dennoch, wird man einwerfen, ein Etwas, das erst hinzukommen muß, um das wesentlichste Charakteristicum der Religion zu begründen. Dieses Etwas und dieses Charakteristicum meinte man nun nicht mit Unrecht in jenem dem Menschen scheinbar angeborenen „Abhängigkeitsgefühle" finden zu müssen, das sich im Gemüthe gegenüber der Uebermacht der äußern Naturgewalten entwickelt findet. Allein so hoch wir das Abhängigkeitsgefühl gegenüber den kosmischen Gewalten in der Folge bezüglich der Religion auch zu schätzen haben werden, so darf uns der Hinweis hierauf dennoch nicht abhalten, uns in psychologischer Beziehung die Frage vorzulegen: ob wir schwer genug wiegende Gründe haben, dem Menschen zum Unterschiede von den Thieren von vornherein ein eigenes ihm angeborenes Gefühl der Abhängigkeit gegenüber den übermächtigen äußern Naturgewalten überhaupt zuzusprechen.

Wie dargelegt, haben wir uns in unserer Entwickelung bisher sorgfältig vor jeder sogenannten Angeborenheit zu verwahren gesucht, und war eine solche zuzugestehen, so haben wir genau erwogen, inwieweit von einer solchen geredet werden konnte. Wir sahen in den vorigen Abschnitten, daß auch von Intelligenz, Sprache und Handgeschicklichkeit u. s. w. bis zum gewissen Grade vieles dem Ur-

menschen in gleicher Weise wie den Thieren angeboren war, wenngleich wir in dieser Beziehung zugeben mußten, daß in aller Hinsicht dem Menschen der Urzeit, d. h. dem Menschen auf der ursprünglichsten Stufe, keinesfalls viel mehr zukam wie den ihm zunächststehenden Thieren, d. h. zunächst den Affen. Wir brauchen kaum vom psychologischen Gesichtspunkte zu bemerken, daß es sich mit den sogenannten Angeborenheiten in religiöser Hinsicht nicht anders verhalten kann. Wenn es sich also jetzt um die Frage handelt: kommt den Thieren, und dem in gewisser Weise noch sehr thierischen Urmenschen eine Art von Abhängigkeitsgefühl bezüglich der auf den entwickelten Menschen Eindruck machenden erhaben scheinenden Ereignisse und Gegenstände der äußern Natur (wie Gestirne, Sturm, Blitz und Gewitter u. s. w.) zu, so kann diese wichtige Frage in strengster Weise daher psychologisch nur dann entschieden werden, wenn wir zugesehen haben, ob auch bei den Deciduaten und den in der äußern Sinnesentwickelung und Nervenanlage dem Menschen am meisten nahe tretenden Thieren Spuren dem ähnlicher Empfindungen zu beobachten sind. Nur also durch die sorgfältigste psychologisch-comparative Methode, welche zugleich Rücksicht nimmt auf die Ergebnisse der Physiologie, lassen sich alle hierher gehörigen Fragen in einigermaßen genauerer Weise lösen. Alle übrigen Argumentationen, erscheinen sie noch so speculativ, müssen hiergegen zurücktreten.

Bei genauerer Beobachtung nun ergibt sich uns leicht in der zulänglichsten Weise das Resultat, daß die Deciduatenarten sich gegen das Leuchten der Gestirne, sowie gegen Donner, Blitz, Sturm und Gewitter, sowie gegen andere erhaben scheinende Ereignisse und Objecte der äußern Natur völlig apathisch und gleichgültig verhalten. Die höhern Thiere unserer Zoologischen Gärten, die wir genau zu beobachten Gelegenheit haben, beweisen uns der Reihe nach, daß, obwol sie im Freien gehalten werden, um hier möglichst der Wildniß conform zu leben, keins derselben an den eigentlichen Natur-

ereignissen einen bestimmtern tiefern Antheil nimmt. Regen und Sturm, Gewitter und Sonnenschein ziehen über ihren Köpfen dahin, ohne daß sie, wie wir oft genug beobachten können, sonderlich viel hiervon Notiz nehmen. Deutlich zeigen vielmehr ihre gleichzeitigen Handlungen und Bewegungen, daß sie mit ihrem innern Sinnen und Trachten nur einen merkwürdig eng begrenzten Gesichtskreis beachten, den sie freilich in ihrer Art auf das schärfste zu durchmustern verstehen. Richtet sich Auge, Ohr und Geruchssinn aufmerksam in die Ferne zu den Wolken und in die Lüfte, so gilt diese Aufmerksamkeit nicht den alltäglichen und häufig wiederkehrenden Erscheinungen der Natur, sondern stets einem bestimmten Gegenstande, dessen Beziehung zur Selbsterhaltung oder zu dem geselligen Leben des Thieres in der genauesten und engsten Beziehung steht, eine Beziehung, die sich jedesmal leicht erkennen läßt. In dieser Richtung nehmen besonders die Raubthiere auf das schärfste wahr, sie wissen genau das täglich Wiederkehrende oder öfter Beobachtete zu erkennen, ein selten gesehener fremder, ungefährlicher Gegenstand aber, sei er äußerlich noch so sonderbar, wird ihnen dagegen merkwürdig rasch gleichgültig. Aehnlich auch verhält es sich mit den Affen, die, obwol schreckhafter und von großer Neugier getrieben, alle Objecte in ihrer Nähe rasch untersuchen. Das wirklich Gefährliche vom Seltsamen, aber Ungefährlichen, wissen sie gleichfalls sehr rasch zu unterscheiden. Gegen die ungefährlichen und nutzlosen Objecte, seien diese noch so seltsam und äußerlich wunderlich, bleiben sie völlig indifferent und gleichgültig, sobald sie sich eben nur, was rasch genug geschieht, hieran gewöhnt haben. In der freien Wildniß nun, wo der große Kampf ums Dasein von den Thieren, wie wir erkannt haben, gefochten wird, haben die Thiere noch viel weniger Zeit, sich mit den äußern gleichgültigen Objecten und Naturereignissen am Himmel zu beschäftigen, und die ganze Intelligenz der Thiere sehen die umsichtigen Beobachter daher gespannt auf die bestimmten Zwecke, welche der Selbsterhaltung dienen. Die Phan-

tasie und das Schlußvermögen der Thiere, kindlich in ihrer Art, vermögen freilich unter den Objecten, die sich ringsumher verbreiten, das Lebendige vom Unlebendigen nicht immer scharf genug zu unterscheiden (was sich durch mancherlei Beispiele und Experimente deutlich beweisen läßt), das Gefährliche vom Ungefährlichen darunter erkennen die Thiere dagegen mit wunderbarem Scharfsinn, das Gefährliche allein aber behalten sie hiervon fest im Auge, das Ungefährliche, und sei es in seiner Art das Seltsamste und Auffälligste, verlieren sie dagegen gleichgültig sehr rasch aus dem Gesicht und gehen nun darüber hin, als sei es etwas Alltägliches.* So begrenzt sich auf natürliche Weise die Auffassung und der Gesichtskreis jeder Thierart durch den Kreis des Interesses, und nur das hebt sich in der Auffassungsenge und dem Horizont der Thiere bemerklich hervor, was durch ihre Lebensweise sich ein solches bestimmtes vom Beobachter leicht zu errathendes „natürliches Interesse" erzwingt.

Merkwürdigerweise hat sich die ältere Psychologie seit langem daran gewöhnt, den Menschen überhaupt, und also folglich auch den Menschen der Urzeit, den psychologischen Grundbedingungen, welche bei den am höchsten entwickelten, und ganz besonders bei den dem Menschen in jeder Hinsicht am innigsten verwandten Thieren gelten, in jeder Weise zu entheben. Ja, man hat sich, wie schon mehrfach bemerkt, sogar stets jede mögliche Mühe gegeben, für den Men-

* Es war mir stets auffällig und vom psychologischen Gesichtspunkte eine merkwürdige Erscheinung, wenn ich bei Affen und Raubthieren im Zoologischen Garten beobachtete, wie lebendig die Augen dieser Thiere funkelten, sobald man ihnen einen Gegenstand hinhielt, der ihnen zu ihrem Genusse zu dienen schien. Hielt man ihnen hingegen andere Objecte hin, zu denen sie keine Beziehung einsahen, so starrten die Augen merkwürdig „gläsern" darüber hinweg, es schien mir oft, als sei ein solcher ihnen nahe gelegter Gegenstand ihrem Gesichtskreise völlig entrückt. Aehnlich gläsern starren die Thiere die Fremden an, die an ihrem Käfig vorübergehen, sie haben sich an diese Erscheinungen (die sie doch immerhin interessiren sollten) so gewöhnt, daß, wenn man ihnen zuruft, man oft meint, einen Ruf aus weiter Ferne an die Thiere zu richten.

schen eine gänzlich anders geartete psychologische Basis zu suchen, deren völlige Unstatthaftigkeit sich indessen leicht erkennen läßt.

Es klingt sonderbar, aber es ist nicht zu weit gegriffen, wenn wir bemerken, daß man sich nicht selten in dieser Beziehung noch immer den Urmenschen als einen im Paradiese lustwandelnden Adam vorstellte. Voll sinnigen, frommen Gemüths und beseelt von Dankbarkeit gegen übermächtige Naturwesen, sollte dieser Urmensch hinausblicken in den weiten Himmel, um nicht nur hier die entfernten Lichter der Gestirne, den Mond und die leuchtende Sonne freundlich und gerührt zu betrachten, sondern vornehmlich sollten zugleich Blitz, Donner, Sturm und Gewitter in ihm die Ahnung göttlicher Gewalten rege machen, und so die Gefühle einer erhabenen Uebermacht erwecken. Das Gefühl für „das Erhabene" sollte mit Einem Worte im Menschen ursprünglich allein platzgreifen, es sollte ihm den Thieren gegenüber allein angeboren sein. Allein das tiefe Gefühl des Erhabenen, das wir in der That, wie sich in der Folge noch zeigen wird, so innig mit dem Wesen der Religion verschmolzen und verwebt finden, mußte, wie uns die psychologische Analyse lehren wird, seinem Umfange und seiner Tiefe nach erst begriffen, erst im Laufe der Zeit erfahren, und mit Einem Worte, ursprünglich erst erlernt und in seiner höhern Gestalt nach und nach erkannt und erfaßt werden. Was aber im Verlaufe der Zeit erst erfaßt und im Laufe einer bestimmten Entwickelung erst begriffen und erkannt werden will, das ist nicht von vornherein fertig angeboren, sondern das mußte sich erst aus einer bestimmten Wurzel und einem Keime nach und nach herausbilden und gestalten. Aber über diese bestimmtere Entwickelung aus einer natürlichen Wurzel sah man eben hinweg, da man dem Menschen von vornherein, den Thieren gegenüber, allein die Anlage eines bestimmten Abhängigkeitsgefühles, ihm allein eine bestimmte Beziehung zu den äußern Naturereignissen und Naturobjecten zusprach, ohne genauer

zu untersuchen, ob sich diese Anlage als eine wirkliche und ursprüngliche Wurzel auch anerkennen ließ. Ferner aber, indem man nicht zusah, ob es sich nicht bei genauerm Hinblick zeigte, daß diese Anlage gar keine eigentliche Wurzel war, sondern schon ein Triebwerk und eine Verzweigung einer andern Wurzel darstellte, die als natürlichere deshalb angesehen werden mußte, weil wir ihre Triebe theilweise schon in der höhern Thierwelt wuchern sehen, so konnte man diese Frage gar nicht wissenschaftlich beantworten. Indem man diese psychologische Untersuchung aber unterließ, verzeichnete man selbstverständlicherweise das psychologische Bild des Urmenschen in dieser Beziehung, und stellte ihn auf eine falsche psychologische Basis. Statt eines wirklichen Urmenschen mit noch unentwickelten und ungeläuterten Gefühlen und Vorstellungen stellte man sich ein fertiges sentimentales Wesen vor, das halb träumerisch und auf das Erhabene sinnend in die wild aussehende Welt hinausblickte. Im völligen Gegensatze zu den Thieren sollte der Urmensch der ältern Psychologie ausgerüstet gewesen sein mit dem angeborenen religiösen Gefühle für die mächtige Ueberlegenheit der Naturereignisse und Naturmächte; und er, der wie die Thiere und Kinder das Lebendige vom Unlebendigen nicht scharf genug zu unterscheiden wußte, sollte zugleich den Schluß gemacht haben, daß alle diese lebendigen Wesen, die ihn umgaben, und ihn aus weitester Ferne meist gleichförmig betrachteten, sich trotzdem für ihn direct interessirten. Es ist leicht zu sehen, daß mit der Annahme eines solchen angeborenen Religionsgefühls in Bezug auf die Naturobjecte sogleich wieder ein voller Gegensatz und eine tiefe Kluft zwischen der Thier- und Menschenwelt uns entgegengethürmt wird, und es hat den Anschein, als wollte die veraltete Forschung hiermit in einem letzten Gebiete den Versuch machen, jene Kluft zu befestigen, die wir nach andern Seiten menschlicher Fähigkeiten doch so glücklich zwischen Thier und Mensch zu beseitigen wußten. Wir sehen jedoch sogleich, daß dieses Festhalten an einer thatsächlichen, tiefen, unausfüllbaren Unter-

scheidungsgrenze zwischen Thier und Mensch dennoch auch in dieser Beziehung gar nicht haltbar ist, und bemerken ferner, daß für das wirkliche Verständniß und die natürliche Entwickelung auch der Gemüths- und Gefühlsseite des Menschen nur dann etwas gewonnen werden kann, wenn wir es, wie schon mehrfach bemerkt, verstehen, die Verbindungslinien auch in dieser Beziehung zwischen Thier und Mensch richtig zu ziehen, und so also jene früher gesetzte Kluft überbrücken.

Es stehen sich auch hier in diesem Gebiete also zwei Parteien gegenüber, die eine meint, um es genauer zu präcisiren, der Mensch besitze ein angeborenes „religiöses Gefühl" für das Erhabene in der Natur, d. h. für die mächtigen Naturkräfte und kosmischen Objecte, und er kommt nicht nur zu dem Schlusse durch das Gesetz der Causalität, daß hinter diesen Kräften und Objecten lebendige, thätige Wesen stehen, sondern auch solche Wesen stehen, die er verehren und anbeten müsse. Die andere Partei dagegen gibt diese Schlußweise nur in Bezug auf die Belebung der Naturobjecte zu, bleibt aber hierbei bei der Behauptung stehen, daß der Urmensch ebenso wenig wie die Deciduatenarten ursprünglich damit zur Religion für dieselben gekommen sei. Sie gibt daher in keiner Weise die Folgerung zu, daß diese als thätig vorgestellten Objecte und Wesen auch bereits als erhabene „gefährliche", d. h. als interessirende Wesen überhaupt aufgefaßt und somit religiös verehrt und gefürchtet werden mußten. Und zwar rechtfertigt sie diese Behauptung durch die Thatsachen und Beobachtungen der vergleichenden Psychologie, nach denen nothwendig für den Urmenschen, ebenso wie für die Thiere, ein ursprünglich begrenzter Interessenkreis, und in Bezug auf seine Anschauung der Umgebung also eine natürliche „Auffassungsenge" angenommen werden muß. Wie die Augen der Thiere nur dann thatsächlich erregt werden und „funkeln" (siehe obige Anmerkung), wenn die Objecte in diesen Auffassungskreis des Interesses hineinragen, im übrigen aber gläsern und blöde bleiben, sobald dieses

natürliche Interesse daran nicht nachzuweisen und nicht thatsächlich zu bezeichnen ist, so auch beim Urmenschen. Auch der Mensch stand ursprünglich innerhalb dieser natürlichen „Auffassungsenge"; denn wir haben keine Thatsachen, die uns Gründe an die Hand geben, ihn diesen psychologischen Grundverhältnissen zu entheben. Im Gegentheil, alle aus der Anthropologie und Völkerpsychologie aufzubringenden Thatsachen lehren uns, daß der Urmensch ursprünglich ganz so wie das Thier einer ursprünglich angeborenen Apperceptionsenge verfallen war, und obwol er wie die Thiere, wie sich im Folgenden zeigen wird, noch keine klare Vorstellung des Todten gegenüber dem Lebendigen bilden konnte, sodaß ihm alles in der Anschauung belebt blieb, so konnte er doch um seiner Selbsterhaltung willen alles ihn dauernd Interessirende vom nur vorübergehend Interessirenden und Interesselosen auf das schärfste sondern. Das die Selbsterhaltung nicht direct, dauernd und enger, d. h. sozusagen handgreiflich Interessirende blieb dem Urmenschen innerhalb der Auffassungsenge (Apperceptionsenge) aber farblos und gleichgültig. Er beachtete alle derartigen nur aus der Ferne auf ihn wirkenden Erscheinungen nicht, da er sich im Laufe der Zeit hieran gewöhnte, und alles das als Alltägliches anstarrte. Da nun die sogenannten erhabenen Naturerscheinungen nicht ursprünglich in die natürliche Apperceptionsenge psychologisch hineinragen, so entwickelte der Urmensch ursprünglich hierfür kein thatsächliches Interesse, folglich keine Religion. Dieses die Argumente, auf welche sich die Psychologie bei dieser Ansicht stützt. Gehen wir nun im Folgenden näher hierauf ein, um diese Sätze genauer zu rechtfertigen.

Die Entwickelungsweise unserer ganzen bisherigen Darstellung läßt leicht erkennen, daß wir uns auf die Seite derjenigen begeben, welche an den zuletzt entwickelten Argumenten der Psychologie festhalten. Wenn wir nun auch im Folgenden nachweisen werden, wie und wodurch sich der Mensch nach der religiösen Seite, und besonders in dieser Beziehung nach seiten der Verehrung der Natur-

gewalten, entwickeln konnte, so dürfen wir eben, um diese Entwickelung Schritt für Schritt einzusehen, den Menschen nicht in einer einzigen Beziehung ursprünglich von den Thieren losreißen, sondern wir müssen ihn im Gegentheil, gestützt auf obige Gründe, wie es naturgemäß ist, nothwendig *den Thieren anschließen*. In der That, wer wollte in Rücksicht auf die Urgeschichte versuchen, den Urmenschen als einen müßigen Träumer und Phantasten zu denken, der sich ursprünglich verschwommene und verwaschene Vorstellungen über Wind, Wolken, Blitz, Gestirne und Thiere vorgegaukelt hätte? Hätte der wirkliche Urmensch in solcher Weise geträumt und phantasirt, so hätte er offenbar seine Aufmerksamkeit nur zu leicht getheilt und so alle Gefahren übersehen, die ihn im Kampfe mit den Raubthieren und Feinden täglich umlauerten. Wir vergessen eben, sobald wir uns solche Vorstellungen über die innere Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit des Urmenschen bilden, daß sich die äußern Lebensbedingungen dem ersten Menschen in ganz gleicher Weise wie den Thieren gegenüber geltend machten. Ganz in derselben Weise wie die Thiere mußte der Urmensch die vollste Aufmerksamkeit innerhalb seiner Auffassung streng auf die *nähere* und *nächste* Umgebung richten, und deshalb eben mußte er nothwendig in den näher beschreibenden Farben das für die Vorstellung außer Acht lassen, was ihm in engern und weitern Kreisen *nicht wahrhaft gefährlich werden und ihn im übrigen nicht dauernd fesseln konnte*. Wie verhältnißmäßig wenig aber waren dem frühesten Urmenschen, der ja, wie wir wissen, noch kein Ackerbauer war, Sonne, Mond, Gestirne, Wetter und Regen gefährlich, und wie sehr entlegen mußten ihm und seinem wirklichen Interesse alle diese Objecte deshalb stehen. Alle diese Gegenstände und Vorkommnisse in der äußern Natur greifen ja nicht direct den Menschen an, und selbst der Blitz tödtet verhältnißmäßig nur so selten, daß wir uns nicht wundern dürfen, wie selbst die Affen, welche in den Wipfeln der Bäume lebend seinen Schlägen am meisten ausgesetzt sind, gar

keine Notiz von diesem so thätigen Feinde nehmen. Wenn in mehrern Jahren hier und da ein Thier oder Mensch von diesem Feinde zufällig erschlagen wird, ohne daß die Thiere durch die Erfahrung hierauf merken, so zeugt das freilich von sehr kurzen Gedanken und vielen anderweitigen ihnen wichtiger erscheinenden Beschäftigungen mit schlimmern Feinden, aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch der Urmensch diesen andern nähern und bestimmtern Interessen feindlicher und freundlicher Art unterlag, und so also in ganz gleicher Weise wie die Thiere von solchen zufälligen und seltenen Feinden ursprünglich keine tiefer interessirende Vorstellung zu bilden wußte. Wenn sich bei späterer Fortentwickelung diese Vorstellungen dennoch bestimmter in der Menschenerfahrung zu entwickeln vermochten, so müssen wir in der Folge eben zusehen, wie das genauer geschah und welche „Hülfen" sich herausbildeten, um der Vorstellung über den persönlichen Feind hinter dem donnernden Blitze, Sturm und Winde u. s. w. eine religiös interessirende Gestalt zu geben. Es wird sich zeigen, daß hier erst eine Reihe von bestimmten Ideenassociationen entstehen mußte, die später (wie auch in Bezug auf die übrigen Naturobjecte) diese Vorstellungen im kindlichen Menschengeiste, gestützt auf eine Reihe bestimmter Ereignisse, ins Leben riefen. Hier in der Einleitung müssen wir aber streng daran festhalten, daß vorerst und ursprünglich vom ersten Menschen bestimmtere Vorstellungsweisen über Naturwesen, denen religiöse Verehrung oder religiöse Beachtung geschenkt werden müsse, nicht gebildet zu werden vermochten. Thier und Mensch standen hier auf gleicher Stufe, beide ließen ursprünglich die ferner liegenden Naturobjecte im Drange der Verhältnisse außerhalb desjenigen Kreises und Bereiches der Erkenntniß und Betrachtung, innerhalb dessen sich die Dinge mit einem hervortretenden stark gefärbten Interesse überhaupt bekleiden. Besäße aber der Mensch jenes oben von der ältern Psychologie behauptete angeborene tiefere und feinere Gefühl für die äußern erhabenen tönenden und leuchtenden Naturereignisse, so

müßte er demgemäß auch eine feinere Ausbildung gerade derjenigen Sinnesorgane ursprünglich besitzen, welche zu den hier in Frage kommenden Naturerscheinungen in enger physiologischer Beziehung stehen. Wie leicht zu erkennen, hätten es also hauptsächlich Auge und Ohr sein müssen, deren ursprüngliche Anlage ganz besonders in dieser Beziehung über die der andern Thiere hervorragen mußte. Allein gerade in der Entwickelung dieser beiden Sinnesorgane trat der Mensch, wie schon früher dargethan, ursprünglich hinter andere Deciduatenarten zurück. Wir wissen, daß die Feinheit des Gehörs bei den Nagethieren bei weitem die des Menschen noch heute übertrifft, obwol das Ohr des Menschen später durch die Ausbildung der Tonwerkzeuge und der Sprache einen so eigenartigen hohen Aufschwung der Entwickelung in anderer Beziehung nehmen konnte. Aehnlich wie mit dem Ohr verhält es sich mit dem Auge, auch in der Schärfe des Gesichts wurde der ursprüngliche Mensch in Rücksicht auf seine Selbsterhaltung und alle hierauf bezüglichen Betrachtungen durch die Raubthiere bei weitem übertroffen, und noch heute vermag es das menschliche Auge in dieser Beziehung nicht mit der Augenschärfe einiger Raubthierarten aufzunehmen. Wenn sich später im Verlaufe der geistigen Entwickelung auch das Auge des Menschen eigenartig und reich ausgebildet hat, und zwar in einer so umfassenden Art und Weise, wie es trotz aller besserer Uranlage die Raubthiere nicht vermochten, so liegt das an andern Ursachen, die wir in der Folge noch genauer übersehen werden. Hier aber, wo wir es mit der ursprünglichen Anlage und mit dem Urzustande dieser menschlichen Organe zu thun haben, müssen wir festhalten, daß die angeborene Sinnesstärke des Urmenschen in dieser Hinsicht nicht hervorragte, sondern im Gegentheil sogar gegen die vieler Deciduatenarten sehr zurücktrat. Wie wir dargethan haben, lag der wirklich angeborene ursprüngliche Vorzug des Menschen gleich den Affen in physiologischer Beziehung in der feinern Ausbildung der Handorgane und des Tastvermögens an Händen und Füßen, woran

sich eine feinere Fingerbeweglichkeit und eine gelenkigere Muskelausbildung des Körpers überhaupt anschloß. Durch die Angewohnheit des Aufrechtgehens konnte sich beim Menschen später die Ausbildung von Armen und Händen außerordentlich steigern, während dem gegenüber die Entwickelung der Fußgelenkigkeit gegen die der Affen nachließ und zurückging. Wir haben in den vorigen Abschnitten verfolgt, wie von dem ursprünglich angeborenen Vorzug eines feinern Tastgefühls die physiologische Entwickelung sich fortsetzte und Rückwirkungen auf die andern Organe ausübte. Uebersehen wir aber hier nochmals alle Factoren dieser Entwickelungsreihe, so leuchtet um so deutlicher hervor, wie wenig gerade die Sinnesschärfe und Feinheit von Auge und Ohr ursprünglich hervortraten, und wie sehr es der Rückwirkungen und der Entwickelungsweise ganz anderer Organe und Verhältnisse bedurfte, um diese Sinne eigenartig in ihrer Auffassungsweise hinterher zu bilden.

Somit leuchtet ein, daß sich vom physiologischen Gesichtspunkte ergibt, daß Auge und Ohr sich ganz so wie das religiöse Gefühl für die äußern Naturobjecte erst zu bilden und zu entwickeln hatten, und daß in keinem Falle bezüglich einer angeborenen Begabung des Auges und Ohres sowie ihres feiner gebildeten Nervenbereichs auf eine nähere Beziehung des Urmenschen zu den erhabenen, blitzenden und tönenden Naturereignissen (wie etwa Sturm, Gewitter u. s. w.) geschlossen werden darf. Hätte es überhaupt eine solche Beziehung von vornherein gegeben, oder ließe sich solche ursprünglich überhaupt in religiöser Hinsicht psychologisch von den Sinnesorganen aus rechtfertigen, so hätten wir also in jedem Falle auch hier wiederum zuerst an die Raub- und Nagethiere denken müssen. Da wir jedoch deutlich erkennen, daß selbst die in diesen Sinnesorganen ursprünglich so bevorzugten Thierarten nichts hiervon wahrnehmen lassen, so dürfen wir aus diesen Gründen noch viel weniger auf den Urmenschen im Hinblick hierauf folgern. So ergibt sich, daß die Gründe, welche wir von physiologischer Seite

innewohnenden nähern Wurzel entwickelt habe, so liegt uns ob zu zusehen, in welcher Färbung des Gefühls wir denn eigentlich überhaupt auf einen ursprünglich religiösen Inhalt zu schließen haben. Wiesen wir vorher nach, daß von vornherein alle diejenigen Naturobjecte außerhalb jedes religiösen Interesses des Erhabenen fielen, deren ursprüngliche Beziehungen zum Menschen rein ungefährlicher Natur überhaupt waren, so werden wir im Folgenden sehen, daß weder das Interesse des Gefährlichen noch das des Nützlichen einem Gegenstande die Eigenschaft erwarben, sich in erhabene religiöse Achtung zu setzen; verliehe aber der bloße Charakter des Gefährlichen oder Nützlichen das Interesse für Religion, so wäre trotzdem die thatsächlich bei den Völkern vorgefundene Thieranbetung keineswegs hiermit erklärt; denn diese erstreckt sich merkwürdigerweise auch auf nicht direct nützliche und gleichgültige völlig ungefährliche Thiere, die im Grunde ein Interesse für den Urmenschen überhaupt niemals besaßen. Die psychologische Grundfrage bleibt also in jeder Hinsicht die, wie Naturerscheinungen, Thiere, gleichgültige und nützliche Objecte in das Gebiet des Erhabenen und der religiösen Anbetung gezogen werden konnten, ohne daß dieselben einestheils, gehemmt durch die ursprüngliche Auffassungsenge des Menschen, ein nothwendiges und directes Interesse für sich geltend machen konnten und zugleich durch Ungefährlichkeit den Menschen furchtlos ließen. Indem wir nun diese Frage zu beantworten versuchen, haben wir nachzuweisen, was Religion und religiöses Interesse überhaupt ist, aus welcher Wurzel sich die Religion im Menschen entwickelte, und welche Erscheinungen und Objecte die frühesten waren, die sich dem entsprechend in das Licht des Religiösen und Erhabenen setzen konnten. Es wird sich damit zeigen, weshalb ursprünglich Thiere und Naturobjecte dem Menschen nichts selbstverständlich Religiöses und Erhabenes sein konnten.

Wenn wir uns den Urmenschen nicht etwa als einen sentimentalen Träumer vorstellen wollen, der die Dinge und Objecte in der

äußern Natur um ſich her nicht recht ihrem Charakter gemäß in das richtige Licht bezüglich ſeines individuellen Intereſſes zu ſtellen wußte, ſondern wenn wir uns den wirklichen Urmenſchen vor Augen führen, und hier darauf achten, wie demſelben die entlegenen Objecte des Himmels gar kein eingehenderes Intereſſe abnöthigten, ſo erkennen wir leicht, daß der Kreis von Gegenſtänden, an welchen überhaupt die erſten und früheſten Gefühle der Religion zum Ausdruck gelangen konnten, urſprünglich nur ſehr eng gezogen werden darf. Dieſer Hinweis, welchen uns die Thatſache der urſprünglichen Auffaſſungsenge ohnehin an die Hand gibt, wird zugleich bezüglich der Religion weniger befremdlich ſein, ſobald wir uns erinnern, daß auch bei den am höchſten entwickelten Thieren, welche ja, wie wir wiſſen, gleichfalls nur einen ganz eng begrenzten Geſichtskreis für ihre Auffaſſungsweiſe beſitzen, ſchon deutlich ausgeprägte Spuren von innigern, tiefern Gefühlen und von religiöſen Gemüthseigenſchaften zur Erſcheinung kommen.

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß beſonders durch die Jungenpflege, und in Anbetracht der thieriſchen Mutterliebe durch die Pflege als Act der Erziehung überhaupt, eine Reihe von tiefern Gefühlen in den Thieren und der thieriſchen Familie aufkeimt, Gefühle, die wir in einem noch entwickeltern Grade beim Urmenſchen wiederfinden müſſen. Und was wir hier finden, das iſt in der That, wie wir ſahen, eine tiefere und naturgemäße Anhänglichkeit der Familienglieder untereinander. Alles, was uns die Urgeſchichte in ihrem Entwickelungsgange bisher lehrte, lieferte ja gleichzeitig den Beweis, daß der engere Anſchluß der Familienglieder untereinander für den Menſchen allein die Grundlage bildete zu dem ſtaatlichen Gemeindeverbande, in welchen wir ihn den Thieren gegenüber übertreten ſahen. Es zeigte ſich ferner, daß durch das im Menſchen im Durchſchnitt beſſer angelegte Gleichgewicht von Selbſtgefühl (Ehrgefühl) und Mitgefühl im Charakter, gleichzeitig die innere Anhänglichkeit und Verträglichkeit der Glieder ſowie das zugleich hiermit verknüpfte

ehrerbietige sittliche Auftreten und Handeln allein gedeihen konnten. Entwickelten aber die Thiere durch Pflege und erziehende familiäre Wechselwirkung untereinander bereits einen Kreis von tiefern Gefühlen guter oder böser Natur, so hier in einem noch viel höhern Grade der Mensch; auch in ihm erzeugte sich durch Wechselwirkung der Familienglieder ein Kreis von innigern, tiefern Gefühlen, welcher neben manchen sehr böswilligen doch zugleich die tiefsten Regungen des menschlichen Herzens in sich schloß. Hier im Kreise des engern Familienlebens bildet sich unter dem Einfluß von Pflege und Liebe zu den Kindern jene religiöse Anhänglichkeit und jene Nächstenliebe der Einzelglieder, aus der tausend sittliche Gefühle und wohlwollende Handlungen sprießen; hier wird der erste Grund zu jener tiefen religiösen Pietät gelegt und das erste kindliche Verständniß erweckt zu jener erhabenen Furcht in der Liebe und zu jener furchtvollen religiösen Achtung und Abhängigkeit, die wir in so natürlicher Weise gegen den verständigen Greis, gegen den Vater und gegen den allgemeinen hervorragenden erhabenen Beschützer desjenigen Gesammtkreises empfinden, in dem wir uns staatlich eingeordnet finden. So erwecken diejenigen Gefühle, die wir im allerengsten Kreise fast unbewußt und sozusagen mit der Muttermilch einsaugen, zugleich ein tieferes Verständniß für die Achtung, welche wir endlich als Menschen auch dem Patriarchen, dem Stammvater, dem Heros und auch dem Fürsten und Herrscher entgegenzutragen gewohnt sind. Mit Einem Worte, *das engere Familienleben mit seinen tief sittlichen Beziehungen und erziehenden Wechselwirkungen ist der ursprüngliche Born und die unerschöpfliche Quelle der tiefsten Empfindungen, auf deren Grundlage allein das Verständniß und die Macht aller wahren Religion emporwächst.* Man nehme einem Kinde den Begriff der älterlichen Liebe, man vernichte in ihm alle angeborene Nächstenliebe, man ertödte in ihm alle die Gefühle, die es an die engern und weitern Nächstenkreise der menschlichen Lebensgemeinschaft überhaupt

ketten, und wir werden raſch nicht nur alle wirkliche Pietät, ſondern auch die Unterlage aller tiefern Empfindungen ſchwinden ſehen, aus denen alle Religion ihre Nahrung ſaugt. Hier im Schoſe der innigſten Nächſtengemeinſchaft wird allein die wahre Nächſtenliebe, hier allein jene Furcht in der Liebe vor der Autorität und Erhabenheit der Aeltern geboren, die wir als Vaterliebe und Aelternliebe auf das Höchſte zu übertragen uns gewöhnt haben. Was wäre das Leben ohne die Liebe, und was wäre die Liebe ohne den Nächſten? Welche natürliche Nächſtengemeinſchaft aber wäre denkbar ohne die zeitlichen Unterſchiede des abgeſtuften Alters, das ſich durch eine reichere Erfahrung nothwendig eine erziehende Autorität und damit den Jüngern gegenüber die erſte natürliche Stufe der Erhabenheit erzwingt, eine ſittliche Erhabenheit, die uns eine gerechte Abhängigkeit, Furcht, Achtung und Ehrfurcht einflößt. So, ſehen wir, ſind uns in der Nächſtengemeinſchaft und in der Familie bereits alle Wurzeln gegeben, aus denen die religiöſe Furcht in der Liebe und damit das Gefühl fürs Erhabene emporwächſt. Wie in den Anſätzen zum innigen Familien- und verträglichen Heerdenleben die Thiere nach allen Seiten hin bereits Spuren und Anfänge zu tiefern Empfindungen und Regungen des Gemüths verrathen, ſo ſehen wir von dieſer thieriſchen, freilich hier noch ſehr unentwickelten Baſis aus, das Gemüth des Menſchen wachſen und ſich vertiefen.

Wir haben im Verlaufe der Urgeſchichte die Gründe kennen gelernt, welche den Menſchen zwangen, die Bande der Nächſtengemeinſchaft enger zuſammenzuziehen, und wir erkennen nun ſogleich, inwieweit hiermit der Boden zu einer tiefern Religioſität geebnet und bereitet wurde. Mit nur wenig Intelligenz und mit einem noch ſehr engen thieriſchen Erkenntnißkreiſe wurde der Menſch geboren, allein innerhalb dieſes engſten Kreiſes, den er ſogleich überſah, ſtand bereits das erſte Bild ſeines Nächſten, er lag als Neugeborener an der Bruſt der Mutter, Nächſtenliebe hält Mutter und Kind umfangen, die Bande beginnen ſich mehr und mehr zu lockern,

aber während sie bei den Thieren unter den meisten Verhältnissen nur zu rasch gänzlich zerreißen, erblüht in der menschlichen Gemeinschaft hiermit eine Reihe anderer verwandter Gefühle, die sich fortbilden und verzweigen, und so das erste Triebwerk religiöser Grundgefühle emporwuchern lassen. Wohlwollen, Dankbarkeit und Verehrung, Achtung und ehrfurchtsvolle Hingabe beginnen sich an den Gliedern der Gemeinschaft auf natürliche Weise zu entwickeln. Wurde so das Wesen der Religion in seiner vollsten Tiefe, wie wir sahen, in dem engern Lebenskreise geboren, den wir ausdrücklich „den Nächstenkreis" nennen, so liegt es uns nunmehr ob zu zeigen, daß wir psychologisch keine Gründe haben anzunehmen, daß der Urmensch auch die Thiere oder andere Objecte ursprünglich in denselben hineinzog, um sie eo ipso mit einem religiösen Inhalt auszustatten und sie mit erhabener religiöser Achtung zu begrüßen. Im Gegentheil werden wir nachweisen, daß alle tiefern Gefühle, namentlich das der sittlichen Erhabenheit, ursprünglich nur ihr natürliches Gedeihen gegenüber den Gliedern und Genossen der Nächstengemeinschaft fanden, an andern todten Dingen und Wesen aber, welche der Mensch mit natürlichem Instincte sorgfältig von seinesgleichen und vom Nächsten unterschied, nicht zur Geltung kommen konnten. Die Gefahren, welche den ersten Menschen umgaben, verlangten es nothwendig, daß er deutlich das Thier sowie andere Objecte überhaupt von seinesgleichen und von seinem Nächsten trennte, und dem entsprechend unterschied der früheste Mensch in dieser Hinsicht auch deutlich die Gefühle, welche sich mit andern Vorstellungen verschmolzen, er mußte die hierauf bezüglichen Gefühle daher nothwendig auseinanderhalten, und es war nicht möglich, beide zu verwechseln. Hoben sich die Thiere, mit denen der Mensch Umgang hatte, allerdings im Unterschiede von entferntern Naturobjecten und Himmelserscheinungen in das Bereich eines ursprünglich tiefern Interesses, so traten sie, wie wir sahen, in psychologischer Hinsicht dennoch nicht in den Kreis jener Vorstellungen, an denen

ſich die Gefühle wahrer religiöſer erhabener Achtung und Liebe emporrankten. Denn, um es vorweg zu ſagen: waren dem Urmenſchen die gefälligen oder nützlichen Thiere keine Objecte, an welchen religiöſe Furchtgefühle haften blieben (die im Erhabenen liegen), ſo waren wieder die ihm furchtbaren Thiergeſtalten keine ſolchen, an welche ſich die gleichzeitige religiöſe Achtung und Liebe knüpfen konnte (die gleichfalls das Erhabene einſchließt). Einſeitig, wie ſich die Thiere ihrer angeborenen Natur nach gegen den Menſchen verhalten, bleiben daher auch die Gefühle und Vorſtellungen, welche der Menſch für ſie entwickelte, ſie gewannen daher nicht den Charakter der religiöſen Erhabenheit, mit dem ſich die Gefühle ausſtatten, die wir dem über uns ſtehenden Nächſten entgegentragen und mit denen wir in dieſer Art unmittelbar keinem andern Weſen wieder zunächſt begegnen, es ſei denn, daß beſondere Ideenaſſociationen hierbei ins Spiel kommen, welche wir unter dieſen Umſtänden näher zu unterſuchen hätten. Alle Ideenaſſociationen als vermittelnde Zwiſchenglieder zu der in ſpäterer Zeit der menſchlichen Religionsentwickelung angetroffenen Verehrung von Thieren und Naturerſcheinungen ſind eben genauer feſtzuſtellen und nicht zu überſehen, und in dem Nachweis derſelben liegt eben die pſychologiſche Aufgabe, die uns in dieſer Hinſicht vorgezeichnet iſt. Wir überſehen aber dieſe wichtigen Vermittelungsglieder, ſobald wir es, wie mehrfach hervorgehoben, an ſich ſelbſtverſtändlich, einleuchtend und urſprünglich natürlich finden, daß der Urmenſch allerlei Thiere von vornherein verehrte. Allein dieſe Anſicht zerfällt in ſich ſelbſt; denn ſie beſitzt in keiner Hinſicht pſychologiſche Stützen.

Ebenſo wenig wie wir den uns furchtbaren Feind lieben und verehren, es ſei denn, er wechſelte ſeine Abſichten, um durch Großmuth alle Rachegefühle in uns zu erſticken, ſowenig liegt es in der Natur der Sache, daß die erſten Menſchen den ihnen feindlichen Thieren jene charakteriſtiſch religiöſe Furcht in der Liebe, als wahren Ausdruck des Erhabenen, entgegentrugen, wodurch ſie bekannt hätten,

daß das ſie verfolgende Raubthier ein menſchliches Herz hat, mit dem es ihnen ebenſo ſittlich nahe zu treten und ſich religiös bewegen zu laſſen im Stande iſt wie das Herz des Nächſten. Gerade im Gegentheil, der früheſte Menſch, der noch durch keine Reflexionen geleitet und beirrt war, mußte inſtinctiv im Hinblick auf alle ſeine Erfahrungen nur um ſo deutlicher herausfühlen und unterſcheiden, daß das feindliche Herz des Thieres eben jenes menſchliche Mitgefühl in ſeinem Herzen gar nicht beſaß, und daß es nicht im Stande war, ſeinen feindlichen Sinn zu wechſeln und ſeine Natur zu verleugnen. Deutlicher wie die vom Aberglauben umſtrickten Menſchen der ſpätern Zeit, mußte der urſprüngliche Inſtinct des Urmenſchen, der ſich ohne Nachdenken auf die Glaubwürdigkeit der ſinnlichen Eindrücke noch ebenſo verließ wie das Thier, durchfühlen, daß die ihm gefährlichen Thiere aller Regungen der Nächſtenliebe völlig bar waren. Denn in dieſen Vorausſetzungen der Unterſcheidung liegt es ja allein, daß er die Weſen, welche ſeinesgleichen waren, ſo unumſtößlich klar von allen Thierweſen zu trennen wußte und letztern inſtinctiv auswich. Von einer ohne weiteres angeborenen Pietät des Menſchen für die gefährlichen Thiere kann daher gar nicht geredet werden.

Steht es ſo mit der urſprünglichen Religion um die gefährlichen furchterregenden Thiere, ſo ſehen wir ein, daß es ſich in Bezug auf die religiöſe Anbetung noch ſchlimmer geſtalten wird für alle diejenigen Geſchöpfe, die ſich nur durch den Charakter des Gefälligen oder Nützlichen Intereſſe erzwangen. Allen hierher gehörigen Thieren mangelt, wie ſchon angedeutet, wieder umgekehrt jeder für die Erzielung von Pietät nothwendige Grad von Furchterregung.

Wir haben es bei der Unterſuchung über das Weſen der Religion vorzugsweiſe mit dem Begriffe des Erhabenen zu thun, und während wir durch die Zergliederung dahin geführt werden, einzuſehen, daß ſich dem Urmenſchen, da er noch in der thieriſchen Auf-

faſſungsenge befangen war, das Naturerhabene noch verbarg und verſchleierte, liegt es hier ob, einleuchtend zu machen, daß eben das ſittlich Erhabene nur im Menſchenkreiſe, und nur unter den Weſen urſprünglich zum Ausdruck kommen konnte, die in den menſchlichen Nächſtenkreis hineingehören. Nehmen wir den Begriff des Erhabenen, ſo liegen in ihm zwei charakteriſtiſche Elemente, die nicht voneinander zu trennen ſind und die, einſeitig herausgehoben, den Charakter des Erhabenen und Ehrfurcht Einflößenden zerſtören. Dieſe beiden Charakteriſtica ſind die Elemente von Furcht und Liebe. Wie könnte eine Ehrfurcht vor einem Gegenſtande gedacht werden, und wie könnte ein Object in den Rang des Erhabenen geſtellt werden, ſobald ihm das Moment der Furchterregung mangelt, das im Worte Ehrfurcht ſelbſt ſeinen Ausdruck findet, und wie hinwiederum könnte eine wahre ſittliche Furchteinflößung gedacht werden, ohne daß die Liebe und Güte hinzukämen, die es dem Menſchen lohnend machen, daß er ſie durch Anbetung und Hingabe religiös erſtrebe? Der Charakter des blos ſchlechthin Nützlichen und Gefälligen erwirbt ſich nun wol Neigung, aber keine Furcht und Achtung, und hinwiederum der Charakter des ſchlechthin nur Furchteinflößenden und Gefährlichen läßt wiederum die Liebe und Neigung vermiſſen, die das religiös Erhabene in ſich ſchließt.

Nachdem wir ſo den vollen Begriff des Erhabenen ins Auge gefaßt haben, läßt ſich ein Urtheil gewinnen über diejenigen Objecte, an welche der früheſte Menſch zuerſt und in unmittelbarſter Weiſe Religion und natürliche Pietät im Gefühle des Erhabenen zu knüpfen wußte. Nunmehr wird es einleuchten, daß den Charakter des ſittlich und religiös Erhabenen anfänglich ebenſo wenig die einſeitigen Naturobjecte wie die Thiere annehmen konnten. Denn mangelte ſchon den Thieren jene Beweglichkeit des Herzens, die im Stande iſt, von der Furchterweckung großmüthig zur Liebe, und umgekehrt von der liebevollen Hingabe rechtzeitig zu jener tiefeingreifenden Furcht überzugehen, die ſo merkwürdig das Erhabene charakteriſirt,

und mußte daher schon in Bezug auf sie der erste Mensch nur zu deutlich fühlen, daß alle diese Geschöpfe ihre einseitige Natur niemals verleugnen können, so leuchtet von vornherein ein, wie alle übrigen noch tiefer oder entfernter stehenden Objecte und Erscheinungen dieses lebendige Gefühlsinteresse noch viel weniger beanspruchen konnten. Verleugneten die Thiere, wie es in ihrer Natur lag, in Bezug auf den Menschen nicht ihren einseitigen Charakter, und zeigte sich, daß sich derselbe keineswegs so tief wie der Charakter des Nächsten bewegen ließ zu jenen rechtzeitigen sittlich erhabenen Wandlungen des Herzens, die uns im Gemüth stets so tief erschüttern, so mußten die in ihren einförmig gesetzlichen Wirkungen noch viel einseitiger sich verhaltenden Naturgewalten auch noch viel deutlicher dem unmittelbaren Gefühle erkennen lassen, daß in diesen Gewalten jene Beweglichkeit des menschlichen Herzens noch viel weniger gesucht werden konnte. Hier im Herzen des Nächsten hingegen, mochte dieser als Feind oder Freund auftreten, fühlte der Urmensch instinctiv jene unmittelbar und deutlich erkennbare Fähigkeit, sich rühren und bewegen zu lassen durch die unmittelbare Sprache des Gemüths und Gefühls, dort hingegen sah er die nur zu einseitigen Thiere und die seinem directen Interesse überhaupt fern liegenden Naturgewalten mit ihren ewig gesetzlichen einförmigen Wirkungen. Hier stand ihm der in seinem Herzen oft unberechenbare, aber gefühlvolle Mensch unmittelbar nahe, dort hingegen sah er die stets in gewohnter berechenbarer Aehnlichkeit wiederkehrenden Erscheinungen der Natur. Wie hehr und erhaben trat gegenüber diesem Hintergrunde der Vater dem Sohne, der Führer der Gemeinde und der ehrbare Greis den jüngern Genossen entgegen. Dort die dem Menschen im religiösen Sinne noch fremde, noch unaufgeschlossene Natur, hier dagegen das ihm unmittelbar verständliche Menschenherz. Hier dem natürlichen Vorgesetzten, dem Stärkern und Aeltern gegenüber das stete Hoffen und Fürchten mit Bezug auf den Austausch von Nehmen und Gewähren, im weitern Hinter-

grunde hingegen die ſich einſeitig verhaltenden Thiere und die noch viel einſeitiger wirkenden Naturerſcheinungen. Kein Wunder, daß ſein religiöſes Intereſſe urſprünglich nur im Menſchenkreiſe gedieh und wuchs, während nach außen die Macht der Gewohnheit und die Anpaſſung die bangen Zweifel religiöſer Furcht völlig zerſtörten, das rege Intereſſe des Menſchen für ſie überhaupt von vornherein herabſtimmten und ermatten und erlöſchen machten.

Das alſo iſt in pſychologiſcher Hinſicht das Charakteriſtiſche der Naturobjecte mit Einſchluß ſelbſt der lebendig ſich regenden Thiere, daß ſie ſich dem im Herzen ſo tief beweglichen Menſchen bei ihrem einſeitigen Verhalten urſprünglich nicht gleichzuſtellen wiſſen. Während der Menſch dem Nächſten gegenüber deutlich wahrnehmen und unmittelbar erkennen läßt, daß er einem lebendigen, großmüthigen und edeln Sinnes- und Handlungswechſel zugänglich iſt, je nachdem ihn die Umſtände und die Einwirkungen rechtzeitig dazu beſtimmen, zeigen urſprünglich und von vornherein alle Naturobjecte überhaupt dem Menſchen ſtündlich und täglich, daß ſie einem zu Herzen gehenden tiefeingreifenden Wechſel ihres Charakters niemals unterliegen können. So kehren die Naturerſcheinungen den einſeitigſten Charakter gegen den Menſchen hervor, in welcher Einſeitigkeit alle die Gefühle zerſtört werden, welche einflußreiche erziehende und erhaben wirkende Gewalten auszuüben vermögen, und zu denen wir uns wenden, um das Herz derſelben unmittelbar zu bewegen und zu erweichen. Den furchtbaren und gewaltigen Naturerſcheinungen (wie Sturm, Erdbeben, Orkan und Gewitter) fehlt die ſanfte äſthetiſch berührende Güte und Liebe des Erhabenen, und den freundlichen und nützlichen Erſcheinungen der Geſtirne, wie die der Sonne, der Sterne und dem ſanften Lichte des Mondes mangelt deutlich das Moment der mit dem religiös Erhabenen ſo tief verflochtenen Furcht. Stets freundlich treten dieſe gefälligen Erſcheinungen am Himmel auf, ohne dem Menſchen ſelbſt zu ſchaden und ohne ihm im Grunde Furcht und von dieſer Seite religiöſes

Interesse einzuflößen. Angenommen also, der Urmensch wäre ursprünglich nicht, wie außerdem dargethan, in den engern Kreis der Auffassung äußerer Verhältnisse gebannt gewesen, und wäre mit einem Horizont der Anschauung geboren worden, der alle später erst aufgenommenen Interessen für die Erscheinungen am Himmel bereits mit eingeschlossen habe, so wäre es hiernach dennoch unzutreffend, ihm eine angeborene Pietät für die gesetzlich, aber ebendeshalb sittlich gesehen, stets einseitig auftretenden Naturgewalten zuzusprechen.

Das Wesen der Religion, oder, wie wir jetzt genauer sagen dürfen, der Charakter von „Furcht in der Liebe", ist innig verwandt mit dem wirkenden Elemente in der sittlichen Erziehung.

Und in der That, wie wäre es möglich, uns eine wahre sittliche Erziehung vorzustellen, ohne zugleich an die Beziehungen von Lohn und Strafe zu denken, die beide nur erst der erziehenden, sittlich wirkenden Macht ihr wahres Ansehen und ihre wahre Erhabenheit verleihen, da sie, rechtzeitig gehandhabt, den Charakter der Gerechtigkeit ausdrücken, die in sittlicher Hinsicht den höchsten Grad der Ehrfurcht und Erhabenheit auf sich zieht. Wo wir Religion suchen, müssen wir auch eine rechtzeitige Wahl der Mittel zu gerechter Erziehung und Leitung voraussetzen. Nie wird uns das instinctive Gefühl antreiben, dort Religion zu suchen, wo wir diese Wahl der Mittel nicht voraussetzen können, oder wo uns stets das Gegentheil hiervon durch Erfahrung dargethan wird. Nur dort, wo das Thier weiß, daß sein Erzieher ihm rechtzeitig Lohn und Strafe ertheilt, die vereinigt frei in seiner Hand leben, wird es, wie der Hund, jenen vielsagenden, ehrfurchtsvoll ängstlichen Blick annehmen, der uns erkennen läßt, daß die sittlichen Vorstellungen im Thiere allmählich lebendig geworden sind, und ebendaher bleiben wir gleichgültig oder auch widerstrebend, wo wir ahnen, daß Lohn und Strafe, sowie Lob und Tadel unrichtig und ungerecht vertheilt werden, oder aber noch mehr, wo wir überhaupt aus dem Verhalten des Objects

erſchließen, daß eben dieſer Gegenſtand nicht der Wahl der Umſtände gemäß zu handeln und ſich ihnen ſittlich rechtzeitig nicht anzupaſſen weiß. Freilich aber nach den gegebenen Umſtänden zu handeln und je nach Ermeſſen derſelben durch eine gerechte Geſinnung und mit wahrhaft religiöſer Einſicht rechtzeitig zu lohnen und zu ſtrafen, vermochte als Werkzeug der höchſten Gerechtigkeit zunächſt und urſprünglich nur das bewegliche uns in unſern Gefühlen ganz und tief verſtehende und folgende Herz des Nächſten. Kein Naturobject, ſei es dieſes oder jenes, vermag ſich daher religiös verſtändnißvoll der Wahl der Umſtände anzupaſſen, um jedesmal rechtzeitig gerecht zu handeln. Kein Thier hat dieſes ſo gewaltig wirkende ſittliche Ermeſſen, und kein Naturobject entgeht daher der Einſeitigkeit und Ungerechtigkeit bezüglich ſeines Wirkens und Verhaltens, durch welche Einſeitigkeit eben alle Religion von Grund aus zerſtört wird. Jene charakteriſtiſche Herzensbeweglichkeit aber, die es in einer Hand hat, bald rechtzeitig Furcht, bald Liebe zu erwecken, je nachdem es dem Sinne und der gerechten Geſinnung gemäß iſt, beſitzt eben nur ein ſolches Weſen, das uns wie unſer Nächſter in unſern tiefſten und geheimſten Empfindungen vollkommen begreift und mit uns fühlt, um durch dieſe Herzenskenntniß die Richtung unſerer Gefühle zu beherrſchen, ihr zu folgen und uns ſo zu erziehen im Stande iſt.

Nun aber wird uns die Folge der religiöſen Entwickelungsgeſchichte lehren, daß der Menſch im Laufe der Ereigniſſe die Naturobjecte dennoch der natürlichen und urſprünglichen Einſeitigkeit ihrer Wirkungen entkleidet und ihnen allmählich ſogar ſonderbarerweiſe jene Herrſchaft angedichtet hat, welche, wie dargethan, allein urſprünglich und „natürlich“ die erziehende und religiöſe Gewalt des Nebenmenſchen den Naturobjecten gegenüber beanſpruchen konnte. Es iſt daher in pſychologiſcher Hinſicht deutlich, daß eine *Uebertragung* ſolcher Eigenſchaften, welche allein und unmittelbar zunächſt nur unſerm Nächſten, alſo dem Menſchen zukommen konnten, nur durch eine Reihe von beſtimmten, pſychologiſch genauer feſtzu-

stellenden Combinationen und Ideenassociationen vorgenommen werden konnte.

Die Naturobjecte erhielten somit erst durch mittelbare (gewissermaßen unnatürliche) Uebertragung und Vermittelung, was an religiösen erhabenen Gefühlen ursprünglich innerhalb jenes engern Kreises zum Ausdruck und zum Verständniß gekommen war, der dem Menschen in der That unmittelbar nahe stand. Dieser engere Kreis ist als die wahre Geburtsstätte der Religion anzusehen, er schließt die innigste „Nächstengemeinschaft" in sich, und mit Recht betrachten wir als solche den Kreis der Familie und in weiterer Beziehung die staatliche Gemeinde.

An diesem Punkte finden wir zugleich die Verbindungen mit den religiösen Spuren in der Thierwelt, die wir der Aufgabe gemäß zu suchen und nachzuweisen hatten.

Wie in dem Familienleben der Thiere bereits die Spuren religiöser Entwickelungskeime aufwachsen konnten, so sprießt auch beim Menschen von hier aus die Fülle aller Religion. Erst von dieser engern Lebensgemeinschaft mit all den tiefern Herzenserfahrungen, welche sie mit sich bringt, konnte sich später eine Uebertragung auf andere weitere und entlegenere Objecte ermöglichen, und erst von diesem engern Kreise aus konnte es die kindliche Phantasie (gestützt auf bestimmte geschichtliche Ereignisse, welche, wie wir in der Folge sehen werden, dem Verlaufe der Ideenassociationen zu Hülfe kamen) unternehmen, auch dort menschliche Herzen und strafende erhabene Herrscher erblicken zu wollen, wo nichts wie todte, ungerechte und einseitige Wirkungen für das Menschenauge im Grunde zu erblicken waren.

Wir haben im Bisherigen keineswegs versuchen wollen, die Frage, worin sich das Wesen der Religion geltend macht, völlig erschöpfend zu beantworten, das aber wird man leicht aus dem Gange der gegebenen Entwickelung erkennen, daß Religion überhaupt

nur dort gedeiht, wo, ähnlich wie in der engern Familie, ein inniger harmoniſcher Accord unter gemeinſchaftlichen Gliedern hergeſtellt iſt, welche ſich durch ihre tiefere Wechſelwirkung im beſſern Sinne gegenſeitig fördern und durch die Arten der Nächſtenliebe, die ſich in der Gattenliebe, Aelternliebe und Geſchwiſterliebe zunächſt ausſprechen, einander tragen. Wo dagegen jener tiefe und innige Accord in einer Gemeinſchaft aufgehört hat, und wo er im Gegentheil in Unverträglichkeiten und Diſſonanzen übergegangen iſt, da beginnen die finſtern Mächte des Zwieſpalts und der böswilligen Vernichtung ihr Weſen zu treiben, und mit ihnen beginnt auch das eigentliche Weſen der Religion zu ſinken und zu verſchwinden.

Der Verlauf unſerer bisherigen Entwickelung hat erkennen laſſen, wie ſehr der Menſch durch das innige Band der Gemeinſchaft, durch ſeine innige Familienpflege und durch die engere ſtaatliche Organiſation überhaupt ſich über das thieriſche Niveau herausgehoben hatte. In dieſem engern und innigern menſchlichen Socialleben mußten daher auch tiefere Gefühle zum Ausdruck kommen, eine tiefere Erziehung und eine tiefere Wechſelwirkung begannen ſich unter den Menſchen geltend zu machen, und in dem Anklingen dieſer tiefern erhabenen Accorde ſehen wir die urſprünglich geringen thieriſchen Spuren der Religion allmählich wachſen. Innerhalb des engern menſchlichen Familienkreiſes und der ſocialen Gemeinſchaft konnte ſich die Religion aus der thieriſchen Stufe emporheben, ſich läutern und höher entwickeln. Wir ſehen, es verhält ſich mit der Religion alſo nicht anders wie mit der Intelligenz und der Kunſt. Wie Handgeſchick, Sprache, Intelligenz und Kunſt von der niedrigſten thieriſchen Stufe aus wachſen mußten, ſo auch mußte die Religion ihren Proceß der Entfaltung von dieſer Stufe aus durchlaufen. Wie der früheſte Menſch noch kein geborener Künſtler war, der mit den Augen eines berühmten Landſchaftsmalers in die Gefilde ſah, um hier Stimmungen zu erblicken, die wiederzugeben vielleicht einem modernen Meiſter wie Hildebrand Ehre gemacht

hätten, ebenso wenig verklärten sich ursprünglich schon dem ersten Menschen die Naturobjecte in einem wirklich religiösen erhabenen Lichte. Erst mit dem Wachsthum der Intelligenz, mit der sich stärkenden Unterscheidungsschärfe und mit dem Erwachen der Kunst begann sich allmählich im Laufe der Jahrhunderte auch die äußere Natur vor den Augen des Urmenschen religiös erhaben zu beleben. In immer größerm Maßstabe übertrug er die im engern Familienkreise und in der Staatsgemeinschaft erworbenen Erhabenheitsgefühle auch auf die sich so starr und einseitig verhaltenden Naturobjecte und auf die so ungerecht handelnden gefährlichen Thiere, und so gestaltete sich dem Menschen die Natur in ihrem oft einseitig wirkenden Inhalte zu einem Bilde voller erhabener Harmonie. Umgekehrt aber kann mit dem Schwanken der innern Reinheit und Erhabenheit der Gesinnung auch diese äußere Harmonie wiederum zu sinken anfangen, und je finsterer es im sittlichen Herzen auszusehen beginnt, je mehr sich der Mensch wieder entsittlicht, um so kälter und dunkler müssen einer religiösen, resp. philosophischen Betrachtungsweise auch die Mächte in der Natur wiederum erscheinen. So, sehen wir, werden wir geheimnißvoll hingewiesen auf eine wunderbare Wechselwirkung der Innenwelt mit der Außenwelt, eine Wechselwirkung, die uns deutlich erkennen läßt, wie innig im kosmischen Wirken die Mächte verständlich verflochten erscheinen. In der That ist überall die Religion ihrem Gedeihen gemäß, wie vorher bemerkt, an einen Accord, und sozusagen an einen sittlichen Einklang gebunden, an eine Harmonie, welche die Glieder miteinander durchklingen zu lassen haben. In diesem tiefsten und erhabensten Sinne ist die Religion viel mehr als nur ein Besitzthum der Menschengemeinschaft auf Erden. Im wahren Sinne genommen, ist Religion das sittliche Product jeder eigentlich wahren Gemeinschaft im Weltall überhaupt, die mit sich und allem übrigen in Harmonie lebt. Da in der Thierwelt die Religion nur spurweise oder fast gar nicht existirt, so haben wir hiermit einen schlagenden Be-

weis, daß diese geforderte Harmonie auch unter Umständen im lebendigen Weltall gestört werden kann und somit nicht allen Gemeinschaften eignet. Wie sich eben leicht in eine Melodie Mistöne einschleichen können, so auch kann sich beispielsweise das Leben einer Gemeinschaft unter Umständen unsittlich gestalten, und damit muß die Religion unter den Gliedern nothwendig wiederum sinken und schwinden. Deshalb eben kann innerhalb der rohen thierischen Gemeinschaft keine Religion zum vollen Wachsthum gelangen, und nur erst der menschlichen Gemeinschaft war es vorbehalten, auf der Erde eine solche Gemeinschaft zu begründen, in der die wahrhafte Nächstenliebe, und hiermit die Religion, unter den Gliedern tiefere Wurzeln treiben konnte. Aus diesem Grunde, sahen wir, bildete ursprünglich die innige und natürliche Nächstengemeinschaft die wahre Stätte der Religion, von hier mußte sie in ihren Wirkungen ausgehen, um dem Menschen die Außenwelt, zuerst gestützt auf die oft wunderlichsten Ideenzusammenhänge, wie wir sie in der Folge kennen lernen werden, in der kindlichsten Weise phantastisch, später aber wissenschaftlich zu verklären. Daß sich diese Ideenzusammenhänge bezüglich einer religiösen und erhabenen Verklärung der Umgebung und der entferntern Außenwelt im Bewußtsein nur gestützt auf bestimmte „Vorstellungshülfen" vollzogen, und die früheste religiöse Naturanschauung nicht ohne eine Reihe von bestimmten Naturerfahrungen zu Stande kommen konnte, wird sich dem geschichtlichen Zusammenhange gemäß im Hinblick auf die Thatsachen erweisen lassen. Es wird daher im Folgenden unsere Aufgabe sein, im Unterschiede von der ältern Psychologie (welche dem Menschen die Anschauung bezüglich der religiösen Erhabenheit der Naturobjecte und Erscheinungen ursprünglich zusprach und dem Urmenschen angeboren sein ließ, sodaß dieser Auffassung gemäß der Trieb zur Anbetung dieser Objecte als ein ursprünglich selbstverständlicher vorausgesetzt wurde) genauer nachzuweisen, daß und wie sich diese religiöse Naturanschauung nur erst ganz allmählich entwickelte. Da-

mit wird uns aber vorgeschrieben, uns (wie es in Bezug auf jeden Entwickelungsproceß zu geschehen hat) nach den äußern Stützen und Hülfen umzuthun, welche eben diesen Proceß stets einleiteten und förderten. — Die Religion, deren Wesen und deren Bildungs- und Geburtsstätte wir in Bezug auf den Menschen betrachtet haben, ist daher, ähnlich der Kunst und andern Entwickelungsprocessen des Geistes, gleichfalls ein Proceß, dessen ursprüngliche Phasen wir im Folgenden somit empirisch genauer zu verfolgen und zu beleuchten haben.

Wie wir im Texte ausführten, hat man die natürliche und ursprüngliche Auffassungsgabe des Urmenschen meist verkannt, und man versuchte sich dieselbe künstlich so zurechtzulegen, daß es möglichst leicht schien, die frühesten Erscheinungen des Religionslebens daraus herzuleiten und zu erklären. Unterlassen aber hat man es gänzlich, diese Auffassungsgabe ihrer Naturgemäßheit zuerst rein nach psychologisch-kritischem Maßstabe zugleich durch Vergleichung mit den Thieren zu untersuchen. Hierdurch geschah es, daß man sich von vornherein in große Widersprüche verwickelte und zu der eigenthümlichen Annahme kam, daß der Urmensch nicht nur mit der Phantasie alle Gegenstände belebte (was immerhin richtig ist), sondern auch unter allen diesen lebendig vorgestellten Gegenständen nicht mehr die direct gefährlichen von den gleichgültigen und ungefährlichen zu unterscheiden wußte, sodaß man meinte, er habe allen Naturmächten von vornherein und angeborenerweise wirkliches Interesse und so auch Religion entgegengetragen. Verstand aber der Urmensch, wie anzunehmen, bereits in primitivster Weise nach dem Causalitätsgesetze zu schließen, so wußte er ebenso gut und noch besser auch Unterschiede im Interesse zu machen, vor allem aber mußte er den Unterschied von seinesgleichen und allem übrigen deutlich, auch bezüglich seiner Gefühle festzuhalten wissen. So verwaschen konnte daher der Urmensch nicht auffassen, daß man meinte, er habe alle Thiere und Erscheinungen in eine einzige Klasse geworfen und nun gesehen, daß ihm diese nützten, jene schadeten. Ganz im Gegentheil mußte er die einzelnen Objecte und Erscheinungen genau nach dem abgestuften Interesse charakterisiren, und während er sich an alles Alltägliche nach Art der Thiere gewöhnte, mußte er bei allem ihm direct Schädlichen leicht erkennen, daß es in seinem Widerstande unerbittlich war. Es

ist wichtig, daß wir in psychologischer Hinsicht uns zugleich auf eine richtige Basis stellen und dem Menschen, der Erklärung wunderlicher Phänomene zu Liebe, ursprünglich nicht das *absprechen, was erfahrungsmäßig jedem Thiere zukommt*. Es gilt, den Uebergang auch in dieser Beziehung vom Thiere zum Menschen ohne Sprung zu finden. Die Urgeschichte des religiösen Entwickelungslebens, die wir im Folgenden nun auf einer psychologischen Basis, wie wir sehen, durchzuführen haben, auf welche die bisherigen Bearbeiter sich nicht zu stellen bestrebt waren, ist ein bisher schon mannichfach behandelter Stoff. Untenstehende Arbeiten sind in dieser Beziehung, obwol eben zumeist von ältern Gesichtspunkten aufgefaßt, zu nennen.*

Die oben gegebene Einleitung zur Urgeschichte des Religionslebens liefert nur Andeutungen über die Frage nach dem tiefsten Wesen der Religion überhaupt. Es ist hier nicht der Ort, diese Frage erschöpfend zu behandeln, sondern es liegt uns nur ob, den richtigen Gesichtspunkt zu begründen, von dem aus allein diese Frage genügend zu lösen ist. Die Frage nach dem Ursprung, nach der Natur und dem Wesen der Religion hat man bisher von zwei verschiedenen Gesichtspunkten zu beantworten versucht. Einmal, indem man sich auf einen rein speculativen Standpunkt stellte, und ohne genauere Rücksicht auf das vorliegende Beobachtungsmaterial und auf hieran anzuknüpfende psychologische Begründungen, völlig aprioristisch über das Wesen und die Natur der Religion zu entscheiden suchte. Eine Reihe von Forschern und Philosophen, unter ihnen bekannt-

---

* Alexander Rossäus, „Der ganzen Welt Religionen. Aus dem Englischen übersetzt von Alb. Reimarus"; B. Hausknecht, „Beschreibung aller Religionen der Welt"; Schlegel, „Ueber den Geist der Religiosität aller Zeiten und Völker"; Fr. Ehrenfeuchter, „Entwickelungsgeschichte der Menschheit, besonders in ethischer Beziehung" (Heidelberg 1845); Dr. H. S. Hirschfeld, „Ueber das Wesen und den Ursprung der Religion" (Breslau 1856); Dr. Adolf Wuttke, „Geschichte des Heidenthums in Bezug auf Religion, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben" (Breslau 1852); Philipp Christian Reinhard, „Abriß einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung der religiösen Ideen" (Jena 1794); C. Meiners, „Grundriß der Geschichte aller Religionen" (2. Aufl., Lemgo 1787); Kaiser, „Die biblische Theologie, oder Judaismus und Christianismus nach der grammatisch-historischen Interpretationsmethode u. s. w. (Erlangen 1813); „Ueber den Dienst der Fetischgötter nebst Einleitungsversuch über Aberglauben und Abgötterei" (Berlin und Stralsund 1785); C. Radenhausen, „Der Mensch und die Welt" („Isis", Bd. 1, 2. Aufl.). Vgl. ferner die im Texte der Anmerkungen dieses Kapitels kritisirten Arbeiten.

lich in neuester Zeit Schelling und Hegel, haben diesen rein aprioristischen Weg zur Erklärung gewählt. Haben letztere beiden Philosophen auch gern einiges Beobachtungsmaterial, das ihren Entwickelungen paßte, in den Verlauf ihrer Darstellung hineingestreut, so haben sie doch im ganzen genommen einen Weg eingeschlagen, durch welchen sie gezwungen waren, den Stoff ihren Theorien anzupassen. Erhielten hiermit die entwickelten Anschauungen schon etwas Gezwungenes, so mußten in manchen Partien, wie es in der Natur der Sache lag, zugleich große Lücken bleiben, die sich sogleich herausstellten, sobald man von psychologisch-empirischer Seite daran ging, das Material zu sichten und zu untersuchen.* Der rein speculative Weg vermag eben dieser leicht entstehenden Lückenhaftigkeit halber daher nicht zum Ziele zu führen. Das ist denn auch von philosophischer Seite früh genug erkannt worden, und es war neben andern bekanntlich vorzugsweise Hume, der sich schon vor längerer Zeit gegen derartige rein speculative Erklärungsversuche des Wesens der Religion erhob und auf einen andern Weg, nämlich auf den psychologisch-empirischen hinwies. Hume war daher in seiner „Natural History of Religion" („Hume Works", Vol. IV, Sect. II) zugleich bestrebt, eine gewisse Psychologie des Urmenschen festzustellen, vermöge welcher er in stetem Hinblick auf das empirische Material alle Erscheinungen, welche in so reicher Anzahl das niedere Religionsleben der Naturvölker bietet, zu erklären suchte. Das Bild, das Hume von der ursprünglichen Auffassungsgabe des Urmenschen entwarf, entspricht so ziemlich noch den heute hierüber gegebenen Anschauungen. Hume erkennt dem Urmenschen einen bereits so ausgedehnten Interessenkreis zu, daß er Gefühle von Furcht und Hoffnung an alle, selbst an die entlegensten und gleichgültigsten Objecte knüpft.** Der dem Urmenschen innewohnende Trieb, alles zu beleben und alle Ursachen zu personificiren,

---

* „Was die Hegel'sche Erklärung ohne Zweifel auszeichnet, ist der Versuch einer genetischen Entwickelung von niedern Stufen zu höhern hinauf, obgleich die von Hegel gegebene Reihenfolge den Stufen der Wirklichkeit und ihren Erscheinungen nicht entspricht. Es ist eben der Mangel von empirischer Beobachtung, der diesen transscendenten Erklärungsversuchen insgesammt zum Vorwurf gemacht werden muß. Sie setzen an den Anfang ihrer Entwickelnng einen Begriff, den Begriff des Menschen, den Begriff Gottes — ohne doch zu wissen, ob dieser Begriff der wirklichen Erscheinungswelt auch entspricht. Erst aus der Beobachtung der Menschheit selbst in allen ihren Daseinsformen wird sich der wahre Begriff des Menschen bilden." (Vgl. Fritz Schultze, „Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte".)

** Hume, „Natural History of Religion", Sect. III.

motivirt ihm bereits den Drang, diesen belebten Objecten auch von vornherein Religion entgegenzubringen. Wir können daher mit Recht sagen, daß Hume, trotz mannichfacher seiner Einwürfe, die er sich nicht ersparte, mindestens ein allgemeines angeborenes Religionsinteresse im Urmenschen für die personificirten Naturobjecte gelten ließ. Und so darf es uns nicht wundern, wenn andere Forscher über Religion und Religionsgeschichte, wie Benjamin Constant*, gerade von diesen Hume'schen Anschauungen beeinflußt, sehr bald dazu vorschritten, ein eigenes religiöses angeborenes Seelenvermögen im Menschen psychologisch anzunehmen und festzustellen. So wurde denn ein angeborenes „religiöses Gefühl" eingeführt. Constant versteht hierunter „das von dem Menschen empfundene Bedürfniß, sich mit der ihn umgebenden Natur und den unbekannten Kräften, die ihm diese Natur zu beleben scheinen, in Verbindung zu setzen".** Dieses religiöse Gefühl ist „ein unter allen Wesen dem Menschen allein eigenthümlicher Trieb, der ihm den Wink zu geben scheint, daß die Macht, welche jene unbekannten Kräfte belebt, nicht ohne irgendeine Beziehung zu ihm ist".*** „Der Wilde verehrt verschiedene Gegenstände, weil er etwas verehren muß, und weil der Mensch seine religiösen Vorstellungen stets in das Unbekannte setzt; nun aber ist dem Wilden alles unbekannt, und so wendet sich sein religiöses Gefühl an alles, was er antrifft, zumal da ihm jeder Gegenstand belebt erscheint."† „Auf solche Weise von mächtigen und thätigen Gegenständen umgeben, die einen beständigen Einfluß auf sein Schicksal haben, bringt er unter diesen Gegenständen demjenigen seine Verehrung dar, der auf seine Einbildungskraft am stärksten wirkt. Der Zufall entscheidet darüber. Bald ist es der Felsen, bald der Berg, zuweilen ein Stein, oft ein Thier" (S. 254 fg.). Wir haben in den Ansichten von Constant in der That das Prototyp der Ansichten der bisherigen psychologisch-nativistischen Richtung vor uns. Ohne genauere psychologische Detailuntersuchung wird ein angeborenes Religionsgefühl im Menschen constatirt, und da es unter den neuern Philosophen besonders Schleiermacher war, der ein angeborenes sogenanntes schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl zu begründen suchte, so wurde von speculativer Seite diese Annahme der sogenannten nativistischen Psychologie

* B. Constant, „Die Religion nach ihrer Quelle, ihren Gestalten und Entwickelungen. Deutsch von Dr. August Petri" (Berlin 1824).

** Ebend., I, 247.

*** Ebend., I, 252.

† Ebend., I, 253 fg.

genügend sanctionirt, und nun bedurfte es keiner weitern Beweise mehr. Allein es ist leicht zu sehen (wie auch Schultze in seiner Abhandlung über Fetischismus anerkennt)*, daß mit dieser Annahme das zu lösende Problem nur erst gestellt ist. „Es muß eben dieses «religiöse Gefühl» in seine Elemente, in die uns bekannten empirischen Seelenthätigkeiten zerlegt und der Antheil aufgezeigt werden, den ein jedes an der Erzeugung der Religion hat."** Eine solche feinere Analyse der Seelenthätigkeiten in Bezug auf den Antheil zur Erzeugung und zum Wachsthum des Religionsgefühls läßt sich aber nur dann in klarer Weise vornehmen, wenn wir von der sogenannten Angeborenheit eines bestimmten religiösen Gefühls beim Urmenschen von vornherein absehen und in unbefangener Weise die Fähigkeiten und Anlagen des ersten Menschen psychologisch untersuchen, indem wir der Vervollständigung und Sicherung der inductiven Methode halber zugleich auch die Begabung der dem Urmenschen am nächsten stehenden Thiere in dieser Beziehung mit in das Bereich der genauern Untersuchung ziehen. Das ist nun bisher fast niemals geschehen, und es darf uns deshalb nicht überraschen, wenn wir im Hinblick auf dieses Kapitel der Psychologie selbst die fortgeschrittenern Forscher der allgemeinen psychologischen Richtung noch immer im Grunde genommen das Wesentliche der Anschauungen Constant's vertheidigen und festhalten sehen. Fast alle Forscher bemühen sich, an das angeborene religiöse Gefühl und „Abhängigkeitsgefühl" anzuknüpfen, ohne zu bedenken, daß sich ein solches Abhängigkeitsgefühl nur erst im Laufe einer spätern Entwickelung gebildet haben könne, zumal es bei den sich so rasch an alles gewöhnenden höchsten Thieren keineswegs psychologisch gefunden wird. Die genauere Analyse der Anlagen und Fähigkeiten des Urmenschen im Vergleich mit den Thieren zeigt uns mehr und mehr, daß sich sein Interessenkreis ursprünglich sehr eingeengt fand, sodaß er die indirecten Beziehungen zu entferntern, entlegenen Erscheinungen, wie die der Witterung, der Gestirne u. s. w., im Hinblick auf sein Schicksal keiner Aufmerksamkeit ursprünglichst würdigte.*** Wie sich dieser ursprüngliche Interessenkreis allmählich dehnen und wie er wachsen konnte, sodaß auch die Religion auf diese entfernten Gebiete zusammenhangsvoll hinübergespielt wurde, das eben ist zugleich die eigentliche Aufgabe. Allein hiervon sind die meisten Forscher weit ent-

* Fritz Schultze, „Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte".

** Ebend., S. 16.

*** Vgl. oben S. 313.

fernt. C. Meiners in seiner „Kritischen Geschichte der Religionen“* wiederholt einfach die Hume'sche Theorie, und obwol er ein höchst reiches historisches Material beibringt, so vermissen wir doch die genauere Psychologie und die klare Durchführung. Kaiser in seiner „Biblischen Theologie“** findet die Quellen der Religion „subjectiv im allgemeinen Menschencharakter, objectiv in der Natur, in den Dingen, zu welchen das Menschengeschlecht ein Verhältniß hat“. Hier findet sich das Richtige bereits angedeutet, nur hätte Kaiser eben nachzuweisen gehabt, daß, weil dieses Verhältniß ursprünglich nur sehr beengt war, es auch nur langsam und auf eigenthümliche Weise wachsen konnte. Hierüber aber sind seine Anschauungen äußerst verschwommen und unklar.*** Kaiser hält nebst Meiners den Fetischismus für die früheste Religionsstufe, während die Gottheitsanschauungen und der Polytheismus erst später entstanden sind. Wir werden im Folgenden sehen, daß uns die Urgeschichte in ihren Erscheinungen lehrt, daß dem mit der Zauberei verknüpften Fetischismus im engern Sinne bereits eine noch niedrigere religiöse Weltanschauung voraufging, während es allerdings begründet erscheint, daß der Gottesbegriff und die Gottheitsvorstellungen überhaupt erst in einer spätern Periode Wurzel schlagen konnten. Waitz† vertheidigt vorzugsweise die Ansicht Hume's, „daß ein vorher systemloser Polytheismus“ die ursprüngliche Gestalt der Religion war. Aus diesem ursprünglichen Polytheismus versucht er den Fetischismus abzuleiten. Er geht bei dieser Begründung gleichfalls von der Ansicht Hume's aus, daß der directe Interessenkreis des Urmenschen alle Objecte des für ihn sichtbaren Theiles des Weltalls ursprünglich berührte und umfaßte. Waitz stuft ebenso wenig wie Hume die Farben des frühesten Interessenkreises ab, und macht den psychologisch nothwendigen Unterschied nicht von directen (nahe gelegenen) und indirecten (völlig entfernt gelegenen) Beziehungen und Verhältnissen, die eben in dieser Art keine wahrhaften und eigentlichen Interessen (für Thier, Kind, Urmensch und Naturmensch) mehr einschließen. Daher geschieht es, daß Waitz von vornherein dazu kommt, den Urmenschen mit den kosmischen Erscheinungen in directe Beziehung zu setzen, ohne daß er im Stande ist, das genauer

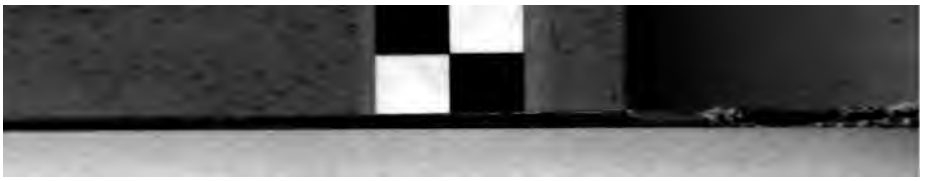
---

* C. Meiners, „Allgemeine kritische Geschichte der Religionen“ (Hannover 1806).

** Vgl. Thl. I, S. 2.

*** Vgl. hierüber Schultze, S. 18 fg.

† Th. Waitz, „Ueber die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen“ („Anthropologie der Naturvölker“), I, 324 g. 457.



psychologisch zu motiviren. Die Gottheitsvorstellungen hält er infolge dessen für ein quasi angeborenes Eigenthum aller, selbst der niedrigsten Menschen, wenngleich er in Rücksicht auf die Thatsachen zugibt, daß bei vielen Völkern diese Vorstellungen nicht zum Bewußtsein erhoben wurden, sondern gleichsam latent liegen blieben. Der Fetischismus ist ihm nichts wie eine gesunkene Entartung der ursprünglichen Gottheitsvorstellungen, er bildet ihm gleichsam die Verirrung aus dem Kreise des Erhabenen und Allgemeinen in das Kleinliche und Einzelne. Man könnte nach dieser Anschauung den Fetischismus den Polytheismus des Polytheismus nennen. Die ursprünglich gebildeten Gottheitsvorstellungen erscheinen hier gleichsam stark zerstückelt und zerkleinert. Aehnliches lehrt Schelling in speculativer Hinsicht über den Bildungsgang der Religion, und ihm schließt sich in dieser Beziehung mit Rücksicht auf Waitz neuerdings auch Pfleiderer* an. Auch Pfleiderer versucht, den Fetischismus als eine Entartung und Zerstückelung erhabener Allgemeinvorstellungen zu betrachten, und ist bestrebt, denselben aus dem ursprünglichen Polytheismus zu erklären und abzuleiten. Wir werden aus dem Folgenden ersehen, daß der Fetischismus auf das innigste mit dem Wesen der Zauberei verknüpft ist, und daß ohne das Zauberthum und Zauberwesen derselbe unerklärlich erscheint. Wenn Waitz die Bildung der Gottheitsbegriffe aus dem dem Urmenschen angeborenen Gefühle des Naturerhabenen herleitet (welches mit seinen Vorstellungen freilich sofort über den „directen Interessenkreis" hinausführt, somit der ursprünglichen angeborenen „Auffassungsenge" des Urmenschen widerspricht), so wird zwar der Polytheismus der niedern Völker erklärt, aber keineswegs der sogenannte Fetischismus. Dieser in seiner kleinlichen Betrachtungsweise widerspricht vielmehr jenem ursprünglich vorhanden sein sollenden Erhabenheitsgefühl. Auch Schultze bemerkt richtig (S. 20) gegen Waitz, daß er den Fetischismus unerklärt läßt. „Das Warum der eigenthümlichen Erscheinung, daß der Wilde in einem Dinge ein belebtes (setzen wir hinzu, ehrfurchtsvolles) Ding sieht, welches also mehr ist als eine todte Sache; denn es ist belebt (und wird geheiligt und verehrt) und doch weniger ist als ein (erhabener) Geist, denn es bleibt ein (kleinliches) greifbar körperliches Ding — das Warum dieser Erscheinung bleibt bei Waitz doch unerklärt." Sieht eine Reihe von Psychologen, wie wir erkennen, den Fetischismus als eine Entartung und Gesunkenheit höherer, besserer und umfassenderer angeborener Religionsvorstellungen an, so erklären andererseits viele Forscher den Fetischismus als die unterste und niedrigste

* O. Pfleiderer, „Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte".

Stufe der Religion. Nun aber iſt der Fetiſchismus in dieſem Sinne ein höchſt umfaſſender Begriff; denn er ſchließt in der That die Anbetung ſehr vieler nutzloſer Objecte ein, und ganz beſonders verſuchen es viele, auch den Thiercultus, wo nicht gar auch den Todten- und Leichencultus unter ihm zu befaſſen. Die natürliche Entwickelungsgeſchichte der Religion wird uns lehren, daß dieſe Art der Auffaſſung viel zu weit gegriffen iſt. Wir werden ſehen, daß der Fetiſchismus ſich anlehnt an die Zauberei. Wäre aber dieſe Erſcheinung die unterſte und urſprünglichſte Stufe der Religion geweſen, ſo müßten die Urmenſchen als geborene Zauberer auf die Welt kommen, und das verſuchen in der That viele Pſychologen zu behaupten und durchzuführen. Sie gehen hierbei (freilich ohne weitere Rückſicht auf die Pſychologie der am höchſten entwickelten Thiere zu nehmen) von dem Geſichtspunkte aus, daß dem Urmenſchen alle Objecte ſeines Horizonts gleichſam verzaubert erſchienen. Alle erregten unter der Form dieſer beſtändigen Verzauberung entweder permanent Erſtaunen, Wohlgefallen, oder Furcht und Schrecken. „Dasjenige, was Schrecken und Erſtaunen erregt, wird als etwas Außerordentliches betrachtet und ausgezeichnet; derjenige Gegenſtand, der Furcht und Schmerzen erregt, wird entfernt; aber beide werden als Dinge mächtiger Art gefürchtet. Derjenige Gegenſtand, welcher Luſt erregt, wird, durch Uebertragung der Wirkung auf ihre Urſache, Gegenſtand des Wohlgefallens und der Dankbarkeit, oder als Mittel, die Luſt zu erneuern oder die Erinnerung daran feſtzuhalten, Gegenſtand der Zuneigung" (Reinhard, S. 13 fg.). Allein wir ſehen, namentlich im Hinblick auf die Thierpſychologie, daß dieſe Anſchauung eine widerſpruchsvolle Uebertreibung iſt; denn es iſt innerhalb dieſer Betrachtungsweiſe der bei allen niedern Geſchöpfen ſo außerordentlich ins Gewicht fallenden Gewohnheit gar keine Wirkung eingeräumt. Die Gewohnheit aber, welche das Erſtaunen abſtumpft, das Wohlgefallen mindert und dem Schrecken völlig ſeinen Stachel nimmt, wirkt allem Zauber urſprünglich entgegen, und hebt ihn auf, es ſei denn, die „verzauberten" oder zauberhaft erſcheinenden Gegenſtände wüßten ſich durch völlige Unberechenbarkeit der Einſeitigkeit und Gleichmäßigkeit ihres Auftretens zu entziehen.* Nun aber

* Man hat dieſe Gewohnheit häufig beſtreiten wollen, ohne zu bedenken, daß man über dieſelbe mit Thieren und niedern Geſchöpfen und Menſchen experimentiren kann. Wie raſch gewöhnen ſich die Artilleriepferde an den ſtarken Blitz und furchtbaren Schlag der Kanonen, wie verhältnißmäßig ſchnell lernt ein gut abgerichtetes Pferd ein Piſtol losſchießen. Hier haben wir es mit Geſchöpfen zu thun, deren angeborene Scheuheit jedem Reiter bekannt iſt, die

wirken alle Naturobjecte, seien es welche es wollen, wie im Texte dargestellt, nur gleichmäßig und gesetzlich, d. h. nur ihrer einseitigen Natur gemäß, folglich fördern sie Gewohnheit und Anpassung und beschwichtigen die Gefühle. Und in der That müßten die Thiere ebensowol wie der Urmensch als die unglücklichsten Geschöpfe von der Welt angesehen werden, wenn sie beständig auf einem gleichsam vom Zauber unterminirten Boden hätten schwanken und wanken müssen. Auch müßten wir uns hiernach wundern, wie verhältnißmäßig oft nur so wenige und häufig gerade die unscheinbarsten Objecte bei vielen Naturvölkern in ein zauberhaftes Licht getreten sind. Bei weitem nicht alle Thiere und Gewächse, welche sich durch seltene Eigenschaften und Farbenpracht geltend machen und auszeichnen, haben Fetischismus bei so vielen Naturvölkern auf sich gezogen. Allein der Fetischismus ist, wie wir sehen werden, eine religiöse Anschauung der Dinge, mit dem Fetisch spielt der Naturmensch nicht, sondern er betrachtet ihn als etwas Verehrungsvolles, Heiliges, er bewahrt ihn sorgsam und betet ihn unter Umständen an. Wie ist nun diese religiöse Erhabenheit möglich für so viele indifferente Objecte, die in ihrer Art weder ein Staunen noch Wohlgefallen, noch aber viel weniger Schrecken erregen bei Thier und Mensch? Aber, wirft man ein, hat nicht ursprünglich alles im Gesichtskreise des Menschen ein ursprüngliches „Staunen" auf sich gezogen, hat er als Kind im engsten Kreise nicht alles

---

Accommodationsweise des Menschen und Urmenschen stand aber psychologisch jedenfalls viel höher. Die Wirkungen des Blitzes und Gewitters, vielleicht die einzigen, die mit den Einwirkungen derartiger Erscheinungen der Explosion vergleichlich sind, traten bei weitem nicht dem Menschen so unmittelbar dicht vor Augen wie diese Explosionen; das Leuchten des Blitzes und das Grollen des Donners waren zumeist und häufig nur hiergegen entfernte Erscheinungen, die hier und da zufällig auftretenden Ausnahmen der Einschläge konnten hiergegen nicht in Betracht kommen; denn das innerhalb einer Quadratmeile in mehrern Jahren nur zufällig Auftretende dieser Erscheinungen konnte in so früher Zeit psychologisch gegen die Summe der übrigen Fälle beim Urmenschen nicht ins Gewicht fallen. Wenn sich in heutiger Zeit die eingewanderten Einwohner Perus (so häufig auch die Erdbeben in Peru sind) doch nicht an diese Erscheinung wie die Thiere daselbst gewöhnen, so hat das seinen Grund darin, daß diese Ansiedler sich weder mit ihren Interessen noch in ihrer Auffassungsweise mit dem noch halb thierischen Urmenschen und seiner Interesselosigkeit und Auffassungsenge vergleichen lassen. Trotzdem gewöhnen sich thatsächlich die eingeborenen Stämme selbst an die heimtückischen Erderschütterungen, sodaß sie meist nur zu sorglos werden.

einmal mit Intereſſe betrachtet und ſozuſagen in die Hand genommen, um es kennen zu lernen? Doch, ſetzen wir hinzu, ſo richtig das iſt, ſo wiſſen wir andererſeits, daß nur zu ſchnell auch das Kind wieder, nachdem es die erſte Notiz von dem Gegenſtande genommen und ſeine Eigenſchaften appercipirt und der erſten Erfahrung einverleibt hat, alles das beiſeitewirft, um der anbrechenden Macht der Gewohnheit das Feld zu überlaſſen. Wir begehen daher einen pſychologiſchen Fehler, wenn wir die früheſten Erfahrungen der Kinder mit der Auffaſſungsgabe des gereiften Urmenſchen, der Naturmenſchen und der Thiere ernſtlich vergleichen wollen. Die früheſten und erſten Einſammlungen der Erfahrungen ſind eben bei allen Geſchöpfen und höher entwickelten Weſen nur erſt die Grundlegung zu ihrer gereiften Auffaſſungsweiſe. Würden das Thier, der Urmenſch und der Naturmenſch nicht hinſichtlich ihrer Auffaſſungsweiſe und Unterſcheidungsſchärfe über das Niveau des Kindes hinauskommen, ſo wäre es ihnen nicht möglich, den Kampf ums Daſein mit ihren Feinden zu beſtehen; denn die Liſt und Schlauheit, die noch kein Kind entwickeln kann, dürfen keinem Geſchöpfe bis zum gewiſſen Grade mangeln. Das Kind ſammelt erſt Erfahrungen, das gereifte Geſchöpf verwerthet dieſelben bereits. Wenn wir dennoch von einer „kindlichen" Betrachtungsweiſe des Urmenſchen und Naturmenſchen mit Recht reden, ſo bezieht ſich das nur auf den engen Geſichtskreis, den beide mit dem Kinde bis zum gewiſſen Grade gemein haben. Wenn nun Schultze, der ſich im allgemeinen an die Anſchauungen Reinhard's anlehnt, betont (S. 58) und hervorhebt, daß die auf den engern Geſichtskreis angewieſenen Geſchöpfe alle Objecte innerhalb deſſelben überſchätzen, während ſie alles darüber Hinausliegende unterſchätzen, ſo hat er nicht in jeder Beziehung recht. Denn wohin würden das Thier, der Urmenſch und der Naturmenſch wol gerathen, wenn ſie alle indifferenten und todten Objecte ihres Kreiſes in der Weiſe überſchätzten, wie Schultze im Hinblick auf den ſogenannten Spieltrieb der Kinder, der ſich eben noch im Stadium der früheſten Ungereiftheit mit allem beſchäftigt, anzunehmen geneigt iſt.*

* „Daſſelbe, was vom Kinde, gilt auch von dem Wilden, deſſen Bewußtſein ja auf der embryoniſchen Stufe des Kindes ſteht, weil es ſo gut wie keine Objecte hat. (?) Deshalb muß er die für uns armſeligſten Kleinigkeiten, welche er allein beſitzt, nothwendig ſo hoch ſchätzen, wie wir ein großes Gut." (S. 61.) Hiernach dürfte es gewiß ſehr wunderbar erſcheinen, weshalb die Naturmenſchen, obwol ſie ſo viel Indifferentes als Fetiſch verehren, ihre Trinkgeräthe und Kleider u. ſ. w., welche ſie doch am höchſten ſchätzen ſollten, nie-

In der Psychologie müssen wir alles haarscharf auseinanderhalten, und in der That kann nichts so gefährlich für den hier behandelten Gegenstand werden, als ein nach falschen Gesichtspunkten vorgenommener psychologischer Vergleich zwischen Kind, Thier, Urmensch und Naturmensch u. s. w. Was alle diese gemein haben, ist die sogenannte **Auffassungsenge** (nicht zu verwechseln mit der Bewußtseinsenge) und der engere Interessenkreis, was das Kind von allen unterscheidet, ist eben die unreife Schätzungsart der Gegenstände in Bezug auf die gesunde Selbsterhaltung, die sich eben bei allen gereiften Wesen auf **Lebenserfahrungen** gründet, die das Kind noch nicht gemacht hat, alle gereiftern Wesen aber in ihrer Art verwerthen. Es ist selbstverständlich, daß es gerade die Gewohnheit eben ist, die ihnen bei dieser Schätzung resp. Verwerthung der eingesammelten Erfahrungen so außerordentlich zu Hülfe kommt, und eben diese Gewohnheit, sehen wir, war es, die mit ihrer anwachsenden Macht die Gefühle beschwichtigt, die belebt vorgestellten Objecte allmählich mit Gleichgültigkeit betrachten lehrt und den Zauber an den Objecten zerstört. Der Zauber soll aber eben bei dem Urmenschen und Naturmenschen erklärt werden, und so erkennen wir rasch, daß alle derartigen Annahmen, wie sie Reinhard, Schultze und andere zugleich mit Herbeiziehung eines nicht richtig benutzten Vergleichs in Bezug auf das Kind machen, nicht hinreichen, das Problem zu lösen. Denn was erklärt werden muß, ist eben das bewußte religiöse Interesse an unscheinbaren, indifferenten Objecten, das sich geltend zu machen und zu behaupten sucht, trotzdem die ursprüngliche Gewalt der Anpassung und Gewohnheit ihm lange jede irgendwie interessante erhabene Farbe geraubt hatte. Es ist psychologisch einleuchtend, daß ein solches gegen alle Gewohnheit einer gleichgültigen Beziehung ankämpfendes religiöses Interesse sich nur auf Grund von bestimmten „bewußten" Ideenverbindungen erhalten konnte, die gar nichts mehr mit den frühesten unbewußten Kindeserfahrungen gemein haben können. Nur die genauere psychologische Entwickelungsgeschichte, welche von Stufe zu Stufe von der Basis der gereiften Thierauffassung bis zu höhern Anschauungen diese Ideenverbindungen im Zusammenhange aufsucht und nachweist, ist im Stande, das gestellte psychologische Problem zu lösen. Alle übrigen psychologischen Erörterungen schweben hiergegen nur künstlich in der Luft,

---

mals anbeten oder fetischistisch verehren. Was diese fetischistische Betrachtung aber hindert ist eben die Gewohnheit, die zu innig mit den Objecten verwächst, ähnlich wie der Mensch mit seinen Gliedern, die er gewiß am höchsten schätzen sollte.

und man merkt ihren Ausführungen, wie schon im Eingange der Anmerkungen hervorgehoben, deutlich an, daß sie den Erscheinungen möglichst angepaßt sind und das Bewußtsein des Urmenschen so lange zurechtzurücken suchen, bis sich ein Scheingrund zur Erklärung der mannichfachen seltsamen Erscheinungen der ursprünglichen Religionsentwickelung gefunden hat. Wie die von Hume und Constant ausgehende Richtung der nativistischen Psychologie die natürliche „Auffassungsenge" außer Acht ließ und den directen Interessenkreis, innerhalb dessen sich allein Religion entwickelt, ursprünglich zu weit annahm, da sie seine Grenze gar nicht kannte, so miskennt die von Reinhard ausgehende Richtung die gereifte und natürliche Schätzungskraft in Bezug auf das den Dingen zugewandte Interesse bei allen niedern Geschöpfen im Bereiche der von ihnen allerdings beachteten „Auffassungsenge". Da der Fetischismus auf keiner natürlichen und gewöhnlichen Schätzungskraft der Objecte beruht, wird von vornherein eine unnatürliche verschwommene Schätzungsweise bei dem Urmenschen angenommen und seine Auffassungsgabe hiernach construirt. In den gleichen Fehler fällt Feuerbach.* Auch er schließt sich in seinen Ausführungen, obwol er es nicht ausdrücklich bemerkt, im ganzen genommen an das von Reinhard Festgestellte an, wenngleich er auch das sogenannte Abhängigkeitsgefühl von seiten der andern Richtung zu Hülfe nimmt. Der ursprüngliche Gegenstand dieses Abhängigkeitsgefühls ist aber die Natur, folglich ist ihm die Natur der erste Gegenstand der Religion.** Die Art der Schätzungsweise der niedern Völker und Geschöpfe sowie des Urmenschen zeichnet auch er so, daß sie sich scheinbar bei der Beziehungsweise der Dinge vor Staunen nicht erholen können. Auch Bastian*** dürfen wir mit Recht der sich mehr an Reinhard anlehnenden Richtung zurechnen. Auch ihm ist die fetischistische Betrachtungsweise eine den niedern Geschöpfen angeborene. „Solange die Begriffsentwickelung fehlt, fehlt die Erklärung und bleibt nur das Staunen."† Allein Bastian übersieht, daß es auch eine unbewußte natürliche und thierische Erklärungsweise der Dinge gibt, in der sich das Staunen völlig gelegt hat, obwol die Art der Beziehungsweise nicht immer richtig und correct ist. Wie viele furchtsame

---

* Ludwig Feuerbach, „Vorlesungen über das Wesen der Religion. Nebst Zusätzen und Anmerkungen" (Leipzig 1851).

** Ebend., Vorlesung 3, 4 und 5.

*** Bastian, „Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung" (Leipzig 1860).

† Bastian, a. a. O., II, 15.

Thiere mögen in ihrer niedern Anschauungsweise Bäume für mächtige, lebendige Wesen ansehen, und wie wenig staunen sie wol vor ihnen, selbst wenn der Wind ihre mächtigen Häupter schüttelt. Es wäre unglücklich um das Innere der Wesen bestellt, wenn sich die allmähliche Gewöhnung in den Lebenserfahrungen der gereiftern herangewachsenen Thiere und niedern Geschöpfe nicht irgendwie geltend zu machen wüßte, um sie aus dem ersten Kindeszustande mit seiner anfänglich staunenden Betrachtungsweise (die im ersten Stadium alle Geschöpfe erlebten) herauszuhelfen. Der noch unbewußte Fetischismus (wenn wir die staunende Betrachtungsweise schon so nennen dürfen) der Kinder und des Thierkindes wird eben durch die auf der Basis der Gewohnheit sich aufbauenden Lebenserfahrungen glücklicherweise rasch überwunden. Und es ist in der That psychologisch merkwürdig genug, wie rasch Thiere und Naturkinder dieses Stadium erster Kindheit beseitigen. Und die Natur hat damit weise gehandelt; denn wie sollten die Geschöpfe sich behaupten können in ihrem Dasein, wenn sie wie die Kinder aus der ersten Lehrzeit nicht sehr rasch herauskämen. Der Fetischismus, den wir in der Folge in der Religionsgeschichte der Menschen betrachten werden, ist ein ganz anderer und zwar ein bereits bewußter Fetischismus, jener ähnliche Zustand im ersten Kindesalter ist ein noch halb unbewußter. Das Räthsel, das der Psychologie gestellt ist, ist nun das, wie die staunende fetischistische Anschauungsart noch einmal in erhöhter Weise unter dem Lichte des Bewußtseins durch neue Lebenserfahrungen aufleben konnte, während die große Summe der durch die Gewohnheit getragenen Erfahrungen des noch halb thierischen, aber gereiften Urmenschen und frühesten Naturmenschen jenes erste kindliche Stadium der unsichern und für sie unreifen Schätzungsweise längst beseitigt hatte. Es müssen folglich einzeln alle Ideenverbindungen und hierauf bezüglichen eigenthümlichen Lebenserfahrungen des Urmenschen aufgesucht werden, um diese Erscheinung im Bewußtsein zu erklären. So ist leicht zu sehen, daß die Auflösung dieses Problems nur gelingen kann, wenn wir im Folgenden die Entwickelungsgeschichte und die Erfahrungen des Menschen in der Urzeit von Stufe zu Stufe verfolgen. Die trefflichen Arbeiten Bastian's bieten ein reiches und schätzenswerthes Material, sind jedoch keine eigentliche folgerichtige psychologische Entwickelungsgeschichte. Was nun schließlich noch die ausländische hierauf bezügliche Literatur anlangt, so will ich nur im allgemeinen bemerken, daß sich die meisten und hervorragenden Forscher gern an Hume angelehnt haben. Unter ihnen dürften wir als beachtenswerth hauptsächlich Buckle, Lubbock und Tylor zu erwähnen haben. Was Buckle anlangt, so sind seine psychologischen Anschauun-

gen meiſt ungenau, und bieten in Bezug auf die Anſichten über die Einwirkungen der Naturerſcheinungen auf die Phantaſie nichts Verlaßliches. Unter den Engländern ragen Edw. Tylor, Spencer und Lubbock am meiſten hervor. Ihre Arbeiten ſind voll Geiſt, doch mangelt ihnen bei großer ſyſtematiſcher Umſicht die tiefere Einſicht in die Geſetze der Pſychologie, es ergeht ihnen hier wie faſt allen Engländern, Darwin nicht ausgenommen, ſie alle ſind zu ſehr beſtrebt an dem feſtzuhalten, was vor einem Jahrhundert ihr großer Landsmann Hume in Bezug auf die Religion feſtſtellte. Wenn Darwin (S. 55 ſeines Werkes „Ueber die Abſtammung des Menſchen") die Worte M'Lennan's anführt: „Irgendeine Erklärung der Lebenserſcheinungen muß der Menſch ſich ausdenken, und nach ihrer Allgemeinheit zu ſchließen, ſcheint die einfachſte und dem Menſchen ſich zuerſt darbietende Hypotheſe die geweſen zu ſein, daß die Erſcheinungen der Natur der Anweſenheit ſolcher Geiſter in Thieren, Pflanzen und Gegenſtänden, ebenſo wie in den Naturkräften zuzuſchreiben ſeien, welche jene in derſelben Weiſe zur Thätigkeit veranlaſſen, wie der Menſch ſich bewußt iſt ähnliche ſelbſt zu beſitzen", ſo beweiſt das, daß Darwin nicht genau genug wußte, worauf es bezüglich der Religion und der Entſtehung des Erhabenheitsbegriffs ankommt. Denn jener angeführte Satz zielt nur darauf hin, darzuthun, daß ſich der Urmenſch alle Objecte belebt und thätig vorzuſtellen genöthigt war. Ob und wodurch jedoch der Menſch dieſe thätigen und lebendig vorgeſtellten Objecte urſprünglich in das Gebiet des Erhabenen und des religiöſen Intereſſes zog, gegenüber der von ihm doch andererſeits feſtgeſtellten Anpaſſungskraft, darüber führt Darwin keinen genügenden Grund an. Auch Tylor darf uns in dieſer Beziehung ebenſo wenig wie der ſonſt ſo treffliche Lubbock als ein Gewährsmann vorgeführt werden. Denn beide Forſcher unterſuchen in pſychologiſcher Hinſicht zu wenig die urſprüngliche Auffaſſungsenge. Spencer und Tylor glauben „die Träume" und die alles verklärende Erinnerung als Grund der Entſtehung des Geiſter- und Erhabenheitsbegriffs anführen zu können. (Vgl. Tylor, „Early History of Mankind", 1865, S. 6.) Allein ſo wichtig, wie ſich uns zeigen wird, auch das Moment der verklärenden Erinnerung bezüglich der auftauchenden Erhabenheit iſt, ſowenig iſt hiermit das ſittliche Element in dem Begriffe der religiöſen Erhabenheit erklärt, das allein zur Verehrung und Anbetung treibt; denn die Erinnerung verklärt nach ſeiten des Erhabenen nur dann, wenn ſie an einen ſittlichen Kern mit edeln Gefühlen anknüpfen kann. Ferner glaubt Tylor den Begriff des Geiſtes aus den Traumbildern der Objecte und Perſonen erklären zu können. Auch darin liegt etwas Wahres, doch vergißt er, daß die Träume ſtets nur un-

deutliche Erinnerungsbilder der Wirklichkeit sind, Bilder, die auf diese letztere also auch stets zurückbezogen werden. Der Begriff des Geistes setzt aber gerade eben die vollständige Loslösung der Erscheinung von aller und jeder Wirklichkeit voraus, und diese absolute Loslösung konnte nicht eher vorgenommen werden, das heißt die Zurückbeziehung der Träume in diesem Sinne nicht früher unterdrückt werden, bevor die Erfahrung den Menschen auf Erscheinungen aufmerksam gemacht hatte, die jene Loslösung der Seele vom Körper dargethan. Diese Erfahrungen kannte aber nachweislich der früheste Urmensch ebenso wenig wie die Thiere. (Vgl. die Einleitung des zweiten Bandes.)

Die in obigem Kapitel niedergelegten Sätze über den Ursprung und die geschichtlichen Grundlagen der menschlichen Religionsentwickelung sind, trotz mannichfacher Anfechtungen, unwiderlegt geblieben. Die Forschung befindet sich auf dem Felde der wissenschaftlichen Discussion über diese culturhistorischen Grundfragen offenbar vor einem Entweder-Oder. Das heißt: Man übersieht entweder die Resultate der vergleichenden Psychologie, welche uns lehren, daß die am höchsten entwickelten Thiere sich den Erscheinungen und Ereignissen der Naturmächte angepaßt haben, und dann kann man es nur durch psychologische Erschleichungen versuchen, dem Urmenschen im Gegensatz zu den Thieren eine angeborene Religion gegenüber den Naturobjecten zuzusprechen. Oder aber man wendet sich mit Hinblick auf die widersprechenden Thatsachen von diesem von Grund aus falschen Nativismus ab, so wird man alsdann gezwungen, sich nach den empirischen Hülfen und Anhaltepunkten für die Ideenassociation umzusehen, welche die Veranlassungen bildeten zu jenen eigenthümlichen Anthropomorphismen, durch welche der Urmensch die Naturobjecte gleichsam künstlich färbte, und gegenüber der naiven und natürlichen Unterscheidungsgabe (welche die Thiere zwang, ihresgleichen von andern feindlichen Factoren zu unterscheiden und den Urmenschen davor bewahrte, Pflanzen, Thiere, Steine, und Sonne, Mond und Sterne u. s. w. mit Menschen zu verwechseln), dennoch mit der Zeit, dem unmittelbaren Realismus zum Trotz, allmählich vermenschlichte. Wir sehen hier deutlich, daß der Nativist die vorliegenden Probleme gar nicht kennt; denn er bleibt, wie auch Viele in einer Kritik dieses Werkes anerkennt, bei dem Satze stehen: „Für den Naturmenschen sind alle Gegenstände der Natur Personen wie er.“ Dieser falsche Satz wird von Philologen und Mythologen leider hundertfältig nachgeschrieben.

Wilhelm Mannhardt ſtellt ihn an die Spitze eines geiſtvollen, umfaſſenden Werkes über den Baumcultus. Dr. Martin Schultze ſchreibt neuerdings ein Handbuch der „Ebräiſchen Mythologie" und läßt durchblicken, daß er obigen Satz ebenfalls anerkennt. Dr. Otto Henne-Am Rhyn in ſeiner Schrift „Ueber die deutſche Volksſage" kann ſich, wie er zudem ausdrücklich in Kritiken gegen den Verfaſſer bekannt hat, ebenfalls über dieſen Grundſatz nicht erheben. Dieſe Beiſpiele ließen ſich vielfach vermehren. Wie es aber den Nativiſten und Aprioriſten meiſtens zu ergehen pflegt, ſie behaupten nur, widerlegen nicht und fragen ſehr ſelten die Erfahrung um Rath. — Wir haben ſchon mehrfach oben zu erwähnen Gelegenheit gehabt, daß uns an Thieren oft genug Gelegenheit geboten iſt durch Experimente zu erweiſen, daß ſie ſehr ſcharf zu unterſcheiden wiſſen ihresgleichen von andern Perſonen und Objecten, wenngleich ſie daher (was Experimente ebenfalls darthun) vieles Unlebendige als belebt vorſtellen, ſo verwechſeln ſie trotzdem nicht den Charakter aller dieſer Belebungen gegenüber ihrer eigenen Weſenheit. Damit aber wird dargethan, daß wenn man dem Nativismus in dieſem Gebiete huldigt und den Satz anerkennt: „Für den Urmenſchen ſind alle Gegenſtände der Natur Perſonen wie er", der Menſch urſprünglich weit unter die Thiere geſtellt wird, was empiriſch unmöglich iſt. Denn Thiere fürchten ſich nicht vor Pflanzen, Steinen, Sternen und ſonſtigen Naturobjecten, alle ſind ſehr raſch im Stande, durch Erfahrung ſich dieſen Erſcheinungen anzupaſſen und alle Furcht hiermit abzuſtreifen. Es wiſſen eben alle Thiere ſehr bald den Charakter der Objecte in Bezug auf ihre Selbſterhaltung richtig zu ſchätzen. Aber dieſe natürliche Schätzungskraft, welche die Thiere unmittelbar beſitzen, möchte man dem Urmenſchen gar zu gern abſprechen. Viele Nativiſten gehen ſogar noch viel weiter und meinen, der Urmenſch habe ſich irgendeine allgemeine Vorſtellung von Kraft gemacht, welche wirkt und doch als ſolche nicht geſehen wird, und dies genüge, ſo meint man, zur Erklärung der Anbetung von Naturobjecten. Mit dieſer abſtracten Betrachtung aber hebt man den Urmenſchen über alle Erfahrungen hinaus. Denn, ſo fragt der Empiriker mit Recht, woher ſollte angeborenerweiſe der Menſch den Begriff des Unſichtbaren haben? Wie viele verwickelte Gedankenproceſſe waren nothwendig, um dem geiſtig ſchon entwickelten Menſchen die Vorſtellung beizubringen, daß gewiſſe Dinge aus der weiteſten Ferne unſichtbar wirken können. Die Thiere wiſſen und ahnen hiervon nichts, ſomit wußte hiervon auch wol der Urmenſch noch keine Vorſtellungen zu entwickeln. Im Gegenſatze zu dieſem

rohen, sich selbst widerlegenden Nativismus, der im Grunde die Urmenschen von vornherein wie kleine Professoren der Mathematik und Physik ursprünglich anschaut, werden wir hingegen das Problem zu lösen haben, wie der Mensch zur Vorstellung des Körperlosen, rein Geistigen und völlig Unsichtbaren psychologisch allmählich vordringen konnte. Gegenüber dem doctrinären Nativismus gelangt man aber sehr leicht zu einer richtigen Construction des Urmenschen, wenn wir ihn innerhalb seines engen natürlichen Interessenkreises, gleich den höchsten Thieren, ursprünglich richtig unterscheiden und vergleichen lassen, ihn aber mit Unkenntniß und geistiger Blindheit behaftet denken in Bezug auf Vorstellungen, für deren Bildung sich anfänglich kein Anhaltepunkt in der kindlich-thierischen Lebenserfahrung darbot. Hierzu ein Beispiel: Daß die Sonne wärmt, ist eine Erfahrung aller Geschöpfe; aber daß diese Wärme durch Feuer hervorgebracht wird, ähnlich wie es der Mensch später durch Reibung entzünden und beherrschen lernte, und die Kraft der Sonne also eine zugleich im anthropomorphistischen Sinne feuerreibende Kraft war, diese Schlüsse konnte der Mensch vor der Entdeckung des Feuerreibens offenbar nicht ziehen. — Allein der sogenannte Nativismus, der sich die Erklärungen gewöhnlich durch seine Postulate sehr leicht macht, kommt nicht einmal zu einer richtigen und tiefern Begründung des wahren Religionsgefühls; denn indem hier die Forscher die Annahme machen, daß die Religion sich entwickelt habe durch das „Abhängigkeitsgefühl" gegenüber den Naturmächten, leiten sie die Gefühle der Religion einseitig (wie Hume schon that) aus der bloßen Furcht her, mit Rücksicht darauf, daß sich eine Furcht später beim Menschen als furchtvoller Aberglaube gegenüber den Naturmächten thatsächlich entwickelt hat. Auch mit dieser Annahme aber wird nur vorweggenommen, was erst hinterher einer tiefern Erklärung bedürftig ist: nämlich die Entstehung jenes später so mächtig im Menschen auftretenden Abhängigkeitsgefühls gegenüber den Naturmächten, das durch die Gewohnheit ursprünglich aufgewogen wurde. — Nöthigen die Thatsachen, daß wir uns von dem religionsphilosophischen Nativismus abwenden, so wollen wir nun freilich damit nicht in den Fehler der einseitig empirischen Richtung verfallen. Der einseitige Empiriker würde uns vielleicht in allen Stücken recht geben, aber schließlich zu der Behauptung vordringen: daß im Thiere wie im Urmenschen wirkliche Anlagen zur Religion überhaupt gar nicht gelegen haben, sondern mit der wachsenden Phantasie des Menschen auch die Hirngespinste aller der verschiedenen Religionsanschauungen allmählich empor-

sproßten. Dieser über das Ziel hinausschießende Empirismus würde aber übersehen, daß alle diese Phantasieerzeugnisse ursprünglich einen Boden brauchten, von dem aus sie wachsen konnten, man würde ferner die Thatsachen übersehen, welche uns auf diesen Boden der angeborenen Religionskeime selbst bei Thieren bereits hinführen. Daß dieser Boden aber die socialen Instincte und die sich hiermit entwickelnden moralischen Grundeigenschaften der Geschöpfe sind, hat der Verfasser, ohne Darwin's Ausführungen beim Niederschreiben des Manuscripts der ersten Auflage dieses Werkes schon gekannt zu haben*, von empirischer Seite selbständig zu entwickeln versucht. Namentlich ist es die Erscheinung der Ehrfurcht vor dem Familienhaupte, dem Patriarchen und dem Heros, auf die alle hier in Betracht kommenden socialen Instincte hinweisen. Von welchem Werthe diese socialen Mittelpunkte sind, an welchen auch das früheste Religionsleben historisch krystallisiren sollte, haben wir in den ersten Abschnitten des Werkes genauer gezeigt. Wir wenden uns jetzt, nachdem wir unsern religionsphilosophischen Standpunkt ausführlich gerechtfertigt haben, zu der weitern Entwickelung der vorgefundenen ursprünglich angeborenen Grundlage der moralischen socialen Instincte und ihrer Erscheinungen. Im Verfolg unserer Ausführungen wird der Leser alsdann genauer erkennen, daß wir uns fern halten von allem einseitigen religionsphilosophischen Nativismus** und ebenso von dem einseitigen Empiris-

* Darwin's Ausführungen über diese Materie sind niedergelegt in seinem Werke „Ueber die Abstammung des Menschen", das dem Verfasser erst während des Druckes der ersten Auflage zu Händen kam.

** Auch Steinthal huldigt in seinem trefflichen Werke „Abriß der Sprachwissenschaft", Thl. I, einem völligen psychologischen Nativismus. (Vgl. ebend., S. 348 und 349 fg.) Um den Gegensatz der Menschen- und Thierseele zu charakterisiren, hebt er hervor: „Die Seele des Thieres ergötzt sich nicht am Wohlgeruch, die des Menschen spielt? mit Nahrung und Kleidung u. s. w.", siehe S. 346 und 349; ferner: „Das Thier erhält über das, was es zu seiner Erhaltung zu thun habe, genügende Belehrung durch den Instinct, dem die Sinne noch helfen. Der Mensch hat von diesem Instinct wenig oder nichts" (S. 348). Hier ist der psychologische Nativismus deutlich. Auf der einen Seite eine erkünstelte Erhebung der ursprünglichen Menschenseele bis in die Region des „freien Ergötzens" selbst an den entlegensten Gegenständen, auf der andern Seite der Hinweis auf eine Degradation des sinnlichen Instincts, die so weit geht, daß selbst innerhalb des engsten Interessenkreises keine klare instinctive Unterscheidung der natürlich gegebenen Verhältnisse stattfindet. Dort ein unnützer nativistisch-psychologischer Luxus, hier ein übertriebener Mangel an natürlich-empirischer Selbsterhaltungsgabe. Der Urmensch, wie ihn

mus, welcher letztere hier als Materialismus erscheinen würde. Der Weg der causalen Entwickelungsgeschichte, den wir einschlagen, ist im Grunde einer nach allen Seiten hin genau abwägenden kritischen Richtung angehörig. Nur mit der Methode, welche uns lehrt, in den Zusammenhang aller hierher gehörigen Erscheinungen bis zur letzten unauflöslichen Wurzel einzudringen, sind wir im Stande, wie sich zeigen wird, die Elemente von Moral und Religion, welche sich in dem heutigen Grundbegriffe der Religionsphilosophie in einer unklaren Weise verschmolzen haben, psycho-historisch deutlich zu analysiren und den beiderseitigen Werth dieser Elemente gegeneinander richtig zu schätzen. Die Analyse und richtige Werthschätzung dieser Elemente der Religion ist aber von um so höherm Werthe, als die geistigen Kämpfe der Gegenwart auf diese brennenden Grundfragen bekanntlich immer von neuem wieder hinführen.

---

der Nativismus hinstellt, stolpert, Auge und Nase gen Himmel gerichtet, im Grase über jeden Stein. Dies die vielfach hervorgehobenen klar liegenden Widersprüche, durch welche der psychologische Nativismus, der hier in Betracht zu ziehen ist, sich offenbar aufhebt.

2.

Die Familien- und Staatsgemeinschaft als urſprünglichſte Grundlage zur Ausübung von Sitte und Religion.

Hinweis auf den gemeinſamen Ausgangspunkt der religiöſen Gefühle bei Thieren und Menſchen. — Die ſittlich erſcheinenden Gefühle bei Nagethieren, Affen und andern Arten gegenüber dem unſittlichen Betragen der Raubthiere. — Die Bedingungen für den hohen Aufſchwung der religiöſen Gefühle beim Menſchen gegenüber den Thieren. — Hinweis auf die Religion des engſten Nächſtenkreiſes der Familie und die natürliche ſittliche Erhabenheit des Alters gegenüber der Unerfahrenheit der Jüngern. — Die natürliche Erhabenheit des Stammälteſten und der erhabene Nimbus des Oberhauptes, das die Gemeinſchaft leitet. — Der Grad von Erhabenheit, in deſſen Licht ſich das Stammoberhaupt ſtellte, war urſprünglich verhältnißmäßig bedeutend. — Hinweis auf den ſich hieran anſchließenden allgemein verbreiteten uralten religiöſen Cultus der Herrſcher und Stammälteſten.

In der Einleitung haben wir nachgewieſen, daß die ſittlichen Beziehungen des Nächſtenkreiſes und die hier zur Erſcheinung kommenden Thatſachen nothwendig die pſychologiſche Baſis zur Conſtruction der religiöſen Entwickelungsgeſchichte an die Hand geben müſſen.

Daß auch die Thiere ſo gut wie die Menſchen in ihrer Weiſe ihren Nächſtenkreis beſitzen, das bedarf nur des Hinblicks, und dem aufmerkſamen Beobachter wird nicht entgangen ſein, wie tief und fein das pſychologiſche Netz von Beziehungen oft geſponnen iſt, welche unter den Gliedern einer Thierfamilie dieſer oder jener Art ſich entwickeln. Wie ſo ganz anders ſind die Beziehungen von jung und alt in einer Raubthierfamilie gegenüber den Familien-

beziehungen so vieler unserer Nagethierarten. Hier, welche Sorge, Aengstlichkeit und Pflege um die Jungen, dort, eine Unbekümmertheit des Familienvaters, die an Herzlosigkeit grenzt. Hier die aufmerksamste Erziehung durch Pflege und liebevollen Beistand, dort häufig und zumeist die vollste Vernichtung aller Nächstenliebe durch Ausbrüche von Habgier und Blutdurst selbst gegen das selbstgezeugte Blut. Wie weit stellen sich bezüglich besserer und edlerer Eigenschaften die Affen mit ihrer sprichwörtlich gewordenen Jungenliebe den Raubthieren gegenüber, und wie nahe streifen einzelne Züge ihres sonderbaren Mitgefühls bereits den sittlichen Nächstensinn des Menschen. Fürwahr, durchmustern wir die höhere Thierwelt, so sehen wir deutlich, wie stark sich bezüglich der früheſten Erziehung der Nachkommenschaft überall die für den religiösen Sinn so wesentlichen Mitgefühle unter den verschiedenen Arten äußern. Wir erkennen deutlich, wie Pflege und Erziehung wunderbar wirksam sind, um dem Neugeborenen schon bei der Muttermilch eine Reihe von Sitten und Verhaltungsmaßregeln einzuimpfen, und mögen es gute oder schlechte Lehren sein, die ihm hier beigebracht werden, immerhin müssen wir bekennen, daß die thierische Erziehung nicht einflußlos auf die Entwickelung des nachahmenden Instincts überhaupt sein kann. Sehen wir die geheimnißvolle Macht der erziehenden Wechselwirkung schon unter den Thieren so mannichfache Wirkungen äußern, so kann es uns nicht wundern, wenn wir die Macht dieser Wirkungen bei weitem heller schon in den Beziehungen zwischen bestimmten Thieren und dem Menschen zu Tage treten sehen. Wir alle wissen es, daß einige Thiere, die (wie die Hunde) als gefährliche Raubthiere lebten, sich durch den Charakter des Menschen mit der Zeit zähmen und sich bändigen ließen, sowie, daß die zugleich sich an den Menschen rasch anschließenden sanftern Hausthierarten uns zugleich die häufigsten Beispiele zu denjenigen merkwürdigen Handlungsweisen von Mitgefühl und Dankbarkeit liefern, in denen wir mit Recht schon einen tiefern religiösen Keim entdecken. Die

große Reihe hierher gehöriger Beispiele liefern dem Psychologen den Beweis, daß also auch das oft harte und thierisch spröde Herz tiefer stehender Wesen gewisser religiöser und sittlicher Bildung durch Schulung und Erziehung nicht ganz unzugänglich ist. Wenn es wahr ist, daß es der tiefere Einfluß bestimmter sittlicher Wechselwirkung ist, der im geselligen Zusammenleben die Gefühle nach dieser Seite hin bildet, so muß sich auch im Verkehr zwischen Thier und Mensch unter diesen Umständen diese Wirkungsweise deutlich äußern, und wir sehen hieraus überhaupt, wie eben die Art und Weise des geselligen Zusammenlebens für die Religion in ihrem Grundwesen von der höchsten Bedeutung ist.

Allein die Art der Wechselwirkung und des Zusammenlebens der Thiere und das meist feindliche, ungesellige Verhalten der thierischen Arten zueinander zeigt uns im allgemeinen freilich, daß in der Thierwelt eben nur Spuren einer so tiefen und warmen Wechselwirkung des Nächsten zum Nächsten zu Tage treten, sodaß wir mit Recht nicht auf bessere sittliche und religiöse Empfindungen unter den Thieren zurückzuschließen im Stande sind.

Im großen und ganzen zeigt es sich, daß der, wie wir sahen, unsittliche und in seinen Folgen furchtbare Kampf ums Dasein die Thierwelt mit eisernen Banden fern von jener tieffühlenden Handlungsweise hält, aus der die Religion emporwächst. Nun ist leicht zu übersehen, warum gerade beim Menschen sich die gesellige Handlungsweise im Umgang hob; denn die frühern Abschnitte haben uns gelehrt, welche Stellung die natürlichen Charakteranlagen und das Naturell dem Menschen in dem großen Kampfe ums Dasein gaben. Umgeben von tausend Gefahren und den blutgierigsten ihm an Kräften weit überlegenen Feinden, stand er ursprünglich da als ein Schwacher unter den Starken und Furchtbaren. Wie wäre es dem Menschen möglich gewesen, seine Art dauernd zu erhalten, hätten seine verträglichen Charakteranlagen, und ganz besonders dem Affen gegenüber sein selbstbewußter Muth und sein Ehrgefühl nicht dahin

waren sie auch zugleich die Stütze und die eigentliche Grundlage zu dem Aufschwunge von Religion und Pietät, den wir im Verlaufe der Urgeschichte beobachten werden. Pflege, Beistand und Nächstenliebe gelangen unter dem Einfluß dieser Charakteranlagen zu einem so tiefen Ausdruck, daß wir in der Thierwelt für einen solchen keine berechtigten Analoga mehr aufweisen können. Zu der im frühesten Kindesalter auch bei den Thieren noch vorhandenen Aelternanhänglichkeit gesellt sich beim Menschen die Geschwisteranhänglichkeit, und die Familienliebe sehen wir nun in hohem Grade überhaupt platzgreifen. Allein dabei bleibt die Entwickelung der menschlichen Gefühle ursprünglich nicht stehen, denn rasch bildet sich neben der Familienliebe und der Achtung vor dem erfahrenen Alter auch die Liebe zu dem ganzen Gemeindekreise aus, mit dem die Glieder dauernd verbunden sind, und so tritt also unter den Menschen auch die Liebe zur Genossenschaft, endlich die zur Gesammtheit und zur Gemeinschaft überhaupt zu Tage. Diese Liebe zum Gemeindekreise kommt aber im Urmenschenthume zu keinem tiefern und concretern Ausdruck als in der Anhänglichkeit an den Führer der Gemeinschaft, in Bezug auf den zugleich alle Theile fühlen, daß er der starke Beschützer und der berufene Lenker der Gemeinschaft ist. Wie im engsten Familienkreise dem Vater als dem stärksten, erfahrensten und ältesten Oberhaupte gegenüber den jüngern Familiengenossen auf natürliche Weise die Macht der Leitung und die erziehende Herrschaft der übrigen Glieder zufällt, so fällt in gleicher Weise dem Führer des Stammes in der durch Arbeitstheilung sich gliedernden Gemeinschaft die Herrschaft und die leitende und erziehende Gewalt zu, und es wird das Gefühl der Achtung und Ehrfurcht, das sich der edle Familienvater auf natürliche Weise erwirbt, in noch höherm Grade auf diesen über allen Familienhäuptern stehenden Stammhäuptling übertragen. Der Häuptling als Stammvater oder Stammältester steht über der Gemeinschaft, er der nicht allen gleich stets nahe ist, umkleidet sich daher zugleich mit einem erhabenen Nimbus dort, wo

er eingreifend und handelnd auftritt. Unter den Genossen seiner nächsten Umgebung und unter seiner engern Anhängerschaft ist der Häuptling daher ganz besonders der Gegenstand stetiger Aufmerksamkeit, Nachahmung und Beachtung. Wir sahen schon bei Gelegenheit der Entwickelung des Sprachprocesses näher, wie nothwendig sich der persönliche Mittelpunkt einer gewissen zusammengehörigen Gemeinschaft in Bezug auf die Nachahmung in den Vordergrund stellte, und wie nothwendig derselbe der Tonangeber aller noch halb unbewußt aufgenommenen Sitten und Gewohnheiten wurde, und so nimmt es uns hier nicht wunder, wenn wir zu betonen haben, daß eben dieser persönliche Mittelpunkt der Urgemeinde in Rücksicht auf seine ausgebreitete Macht und seine erziehende, leitende Herrschaft, zugleich nicht nur ein Gegenstand der Beachtung, sondern auch der ehrfurchtsvoll religiösen, erhabenen Verehrung werden mußte. So, sehen wir, konnten aus der natürlichen Grundlage der Nächstenliebe, welche sich zunächst auf dem Boden der Familie entwickelte, die weitern Triebe sprießen, welche auch den Beschützer und Beherrscher der staatlichen Gemeinschaft in das Bereich einer ganz besondern Nächstenliebe zogen, an welche sich neben dem Gefühle der Dankbarkeit die Gefühle der Achtung und erhabenen Ehrfurcht anknüpften. Damit wurde zugleich ursprünglich, wie uns die Erscheinungen lehren werden, im Menschenthume Boden gewonnen für den Cultus und die Anhänglichkeit an den Führer der Gemeinschaft, einen Cultus, dem wir nur in Spuren bei den Thieren (und zwar vielleicht nur bei den staatlich lebenden Bienen) in einer ähnlichen Weise wieder begegnen. Auch in dieser Beziehung mußte sich also der sittliche Fortschritt gegenüber dem Heerdenleben und dem wilden, zerstreuten, unsteten Leben der Thiere geltend machen. Wo ein fester, geschlossener Zusammenhang sich dauernd begründen soll, da muß dieser zugleich durch einen bestimmten Knotenpunkt getragen werden. Dieser Kern- und Knotenpunkt war aber, wie wir sahen, ursprünglich allein der hervorragende Führer der Gemeinde, der Beherrscher des Stammes.

wir auch nicht sagen, wie man wol gemeint hat, daß er eine „Selbstvergötterung" des Menschen repräsentirte. Der Begriff jeglicher Vergötterung findet eben für diese religiöse Epoche der frühesten Menschheit psychologisch noch gar keine Anwendung; denn der Grad der Erhabenheit, der sich an den Inhalt des Gottesbegriffs anlehnt und den Begriff der Götter und der Vergötterung überhaupt zum Ausdruck bringt, mußte sich erst allmählich, wie sich zeigen wird, heranbilden. Soll das Wort Vergötterung aber keine charakteristische Eigenthümlichkeit von Erhabenheitsvorstellung einschließen, sondern nur eine sehr tiefe hingebende Verehrung dem Grade nach bedeuten, so werden wir zugeben können, daß die Stammhäupter, in denen sich als an Krystallisationspunkten, wie wir sahen, Institutionen verkörperten, welche sich weit und erhaben über die der unsittlicher erscheinenden Thierwelt erhoben, eine solche ohne Zweifel in hohem Grade auf sich zogen.* Erst aus dieser natürlich entstehenden Verehrung eines Erhabenen und Höchsten im wirklichen Gemeindeleben konnten sich verständnißvoll jene Keime, wie wir erkennen werden, entwickeln für die spätere Verehrung eines unsichtbaren oder überirdischen Erhabenen und Höchsten im Gesammtstaate des Weltalls. Wie das erste Verständniß für die Verehrung des Höchsten im Staate sich naturgemäß gleichzeitig vorbereitet hatte in der sittlichen Achtung vor Vater, Großvater und Aeltern überhaupt, welche im engern Familienleben der Thiere bereits bis zum gewissen Grade zum Ausdruck kam, so bereitete sich abermals der Begriff der Gottheit, oder vielmehr der Begriff der Götter als der unsichtbaren Machthaber, durch eben den Cultus vor, der sich in der Urzeit an die Stammhäupter anschloß.

---

* Wir werden aus dem Folgenden ersehen, daß der Grad dieser Verehrung allerdings ein sehr hoher war und bei vielen Völkerschaften es noch heute ist, sodaß wir uns nicht wundern dürfen über die innige Verschmelzung, die sich bei vielen Völkern zwischen dem Begriffe des irdischen Herrschers und der überirdischen Gottheit später vollzogen hat.

Alle religiösen Begriffe der Erhabenheit weisen somit ursprünglich auf das sittlich erhabene Nächstenverhältniß eines liebevoll erziehenden Vaters zum Kinde hin, aus diesem Keime ist ihr ursprünglich natürliches Verständniß entsprungen, und erst von hier aus haben sich diese Begriffe erweitert und an Inhalt bereichert. Nur in diesem Sinne findet sich folglich zur spätern Ausbildung der Herrscheridee Gottes eine angeborene Wurzel in der Seele vor, die wachsen konnte, alle übrigen sogenannten Wurzeln aber, welche über das angeborene ursprüngliche Nächstenverhältniß hinaus noch auf die ursprüngliche Angeborenheit von Erhabenheitsgefühlen für sogenannte kosmische Naturgötter zurückweisen, sind psychologisch erschlichen, denn der Gottheitsbegriff existirte noch nicht und mußte dem Grade und Charakter seiner Erhabenheit gemäß erst gebildet werden, an Naturgottheiten war daher in Rücksicht auf die ursprüngliche Auffassungsenge und die ursprüngliche Interesselosigkeit gegenüber den Erscheinungen, welche den Menschen nicht direct berührten, nicht zu denken.

Mit dieser Ansicht stimmen zugleich die englischen Völkerpsychologen, denen wir sicherlich nicht den Vorwurf der Irreligiosität zu machen haben, überein. (Vgl. hierüber F. Farrar, „Anthropological Review", August 1864, S. 217; Lubbock, „Prehistoric Times", 2. Aufl., Heft 1, S. 564.) Darwin faßt in den allgemeinen Schlußbemerkungen zu seinem Werke „Ueber die Abstammung des Menschen" seine Ansicht über den Glauben an Gott in folgende Worte zusammen (vgl. II, 347): „Der Glaube an Gott ist häufig nicht blos als der größte, sondern als der vollständigste aller Unterschiede zwischen dem Menschen und den niedern Thieren vorgebracht worden. Wie wir indessen gesehen haben, ist es unmöglich zu behaupten, daß dieser Glaube beim Menschen angeboren oder instinctiv sei." Nachdem wir schon in dem Abschnitt über den Entwickelungsproceß der Sprache im einzelnen gesehen haben, von welcher Wichtigkeit das sociale Gemeinleben und die Wechselwirkung der Nächstengemeinschaft für die intellectuelle Fortbildung des menschlichen Geistes überhaupt ist, tritt uns der Werth derselben bezüglich des sittlichen Fortschritts und bezüglich

der vorschreitenden Gefühls- und Gemüthsläuterung in noch viel höherm Maße entgegen. Hier erst in Bezug auf die Gefühlserweiterung, die innig mit der intellectuellen Vorstellungserweiterung rückwirkend wieder verbunden ist, zeigt sich in vollem Maße, welche Keime die in der Arbeitstheilung sich entfaltende Menschenwürde in sich barg, und wie rasch und wie vielfältig diese Keime wachsen mußten. Daß von den Meistern der Völkerpsychologie der Werth der staatlichen und familiären Gemeinschaft auch in sittlicher Hinsicht ganz besonders erkannt wurde, beweist uns der schon früher erwähnte Aufsatz über den Ursprung der Sitten („Zeitschrift für Völkerpsychologie", I, 472), woselbst es heißt: „Die zusammenbleibende Familie ist der Ort, an welchem die reichsten und reinsten Quellen des Sittlichen entspringen, um sich als wechselnde Ströme durch Familie, Stamm und Staat gleichsam in den Ocean der Menschheit zu ergießen. Von wunderbarer Schönheit ist bei vielen, selbst bei niedriger stehenden Völkern das Verhältniß zwischen Bruder und Schwester; die Brüder stehen zusammen, aber auch gegeneinander im Wettkampf und Streit; die schutzbedürftige Schwester aber ist der Gegenstand und oft die Ursache der edeln Mannestugend des Bruders. Ueber alles aber geht die Sorge und die Würde des Vaters; sie ist der Keim alles ethischen Gehorsams, aller mit Liebe gepaarten Hingebung gegen jeden, welcher wie ein Vater zugleich stark und gut, zugleich ernst, weise und vorsorgend ist." Daß hier, wo in der Familienliebe alle Sittenwurzeln zusammenlaufen, zugleich neben der Religion und ihrem Gefühls- und Vorstellungskreise auch die tiefsten Wurzeln des wachsenden Rechtsgefühls gesucht werden müssen, ist leicht zu übersehen. Lazarus sagt (vgl. ebend., S. 472) auch hierüber treffend: „Man hat viel von dem Ursprunge der Rechtsbegriffe gesprochen und an einen Krieg aller gegen alle gedacht, welcher ihnen vorangehen soll; aber gewiß, schon im Kreise der Familie hat das Rechtsgefühl, zugleich mit sanftern Zügen gemildert, den Anlaß zu seiner Offenbarung gefunden. Die Phantasie braucht nur anzurühren, um hier überall Quellen von Rechtsanschauungen, gegründet auf ursprüngliche Gefühle, zu entdecken. Was die Brüder auf der Jagd oder beim Fischfang erbeutet haben, dient der ganzen Familie zum gemeinsamen Unterhalt. Was mehrere Familienväter gemeinsam erobert, wird getheilt, nach einem Maße, welches der zutreffende Ausdruck eines Rechtsgefühls ist; der Unzufriedene begeht oder erleidet ein Unrecht." Frühere Betrachtungen haben uns gelehrt, wie innig Nahrungs- und Arbeitstheilung verflochten sind, und wir erkennen leicht, wie bei fortschreitender Arbeitstheilung auch die Nahrungsgewinnvertheilung complicirter wurde und somit eine Reihe neuer Verhältnisse entstehen mußten, in denen

bestimmtere Sitten, Gebräuche und Rechtsanschauungen zum Ausdruck kamen. Daß unter diesen Sitten und Gebräuchen die tiefeingreifendsten die religiösen Sitten waren, lehrt uns ein Blick auf die Gewohnheiten der Naturvölker. Auch in dieser Beziehung können wir mit Lazarus sagen: „Die meisten religiösen Sitten knüpfen sich an die einfachen, immer gleichen Schicksale des Familienlebens; nicht blos das äußere Bedürfniß, worauf von jeher so viel Gewicht gelegt ist, sondern auch inneres verbindet Aeltern und Kinder. Geburt, Ehe und Tod (Phallusdienst wird fast überall angetroffen) bilden allenthalben den Gegenstand religiöser Formen und Mysterien; die Mutter der Dinge oder den Vater der Schicksale zu erkennen, ist überall die Sehnsucht der religiös schöpferischen Menschheit." Bei fast allen Naturvölkern nehmen die Festlichkeiten, die sich an sittliche Gebräuche des Familienlebens und der Nächstengemeinschaft knüpfen, einen in der That sehr hohen Rang ein. Keiner von diesen Gebräuchen aber ist im Stande, uns hierüber einen tiefern Einblick zu gewähren, als die Ceremonien, die bei der Wehrhaftmachung der Jünglinge vorgenommen wurden. Hieran schließen sich die Festlichkeiten, die bei der Mannbarkeitserklärung der Mädchen gleichfalls in ähnlicher Weise gefeiert werden. (Vgl. die genauern Einzelheiten in der „Zeitschrift für Ethnologie" von Bastian und Hartmann, Jahrg. 1871, Heft 1.) Was nun die erste Entstehung des Erhabenheitsbegriffes bezüglich seiner sittlich-ästhetischen Natur anlangt, so ist es wichtig, daß wir zugleich in unsere individuelle Vergangenheit zurückgehen, um zuzusehen, wie und wodurch wir ursprünglich zu den ersten religiösen Begriffen von Erhabenheit und ihrem Verständniß gekommen sind. Hier nun zeigt es sich, daß sich diese von den Pietätsgefühlen, die uns gegen die Nächsten und Mitmenschen überhaupt beigebracht wurden, nicht loslösen lassen, und daß sie sich von hier aus nur erst völlig erklären. Charakteristisch in psychologischer Hinsicht ist es hierbei, daß noch heute Kinder die Brücke zu dem Verständniß für den Erhabenheitsbegriff Gottes durch die reale Vorstellung des Königs oder irgendeines erhabenen Landesfürsten zu schlagen suchen. Als man in meiner Gegenwart einem kleinen fünfjährigen Mädchen russischer Nationalität und Abkunft (das in Deutschland erzogen wurde, ohne daß hierbei von seiten der Aeltern ein besonderer Werth auf religiöse Bildung und Erziehung gelegt wurde) ernstlich die Frage vorlegte: Wer und wo denn der liebe Gott sei, antwortete es mit Nachdruck: „Der König von Preußen." Man erzählte mir bei Gelegenheit dieser komischen Thatsache, daß es in Rußland bei Bauerkindern gar nicht selten sei, daß sie ursprünglich den Unterschied zwischen Gott und dem Kaiser in der Vorstellung gar nicht zur vollen Klarheit brächten.

Was den eigenthümlichen Grad und Charakter von Erhabenheit anlangt, den wir zu bilden haben, um zu einer ſichern Vorſtellung einer „rein unſichtbaren Gottheit“ vorzudringen (eine Vorſtellung, bis zu der viele der Naturvölker gar nicht gelangen), ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daß es nur erſt in ſpäterer Zeit hochbegabten Völkern gelang, den Gottheitsbegriff in dieſer Form zu bilden. Noch heute wird es den Kindern ſchwierig, die Vorſtellung eines rein unſichtbaren, erhabenen Weſens zu bilden. Auch ich ſelbſt beſinne mich aus meiner früheſten Jugend, nur erſt dann zur eigentlichen Apperception eines erhabenen unſichtbaren göttlichen Weſens vorgeſchritten zu ſein, als man mir auf meine kindlichen Fragen hierüber bedeutete: daß der liebe Gott weder auf der Erde, noch in der Erde, noch unter der Erde wohne, ſondern daß er ſeinen Sitz auf einem jener unendlich weit entfernten Sterne habe. Erſt mit dem Begriffe „unermeßliche Ferne“ gelang es mir, mich bezüglich der vorzuſtellenden erhabenen „Unſichtbarkeit“ des Wie und Wo und aller ſichtbaren Attribute der göttlichen Perſönlichkeit überhaupt möglichſt zu entſchlagen. Der Urmenſch, der von der Ferne in dieſer Unermeßlichkeit nichts ahnte, ſondern im Gegentheil über den nächſten Kreis der Verhältniſſe nicht hinausdachte und ſogar anfänglich bemüht war, ſelbſt das Entfernte in dieſen engern Kreis ſeines beſſern Verſtändniſſes wegen hineinzuziehen, konnte daher auch derartige Apperceptionsbrücken nicht ſchlagen und kam deshalb zu dem eigentlichen Begriffe eines erhabenen unſichtbaren Gottes in unſerm Sinne im Grunde gar nicht.* Nächſt der ſittlichen Erfahrung aus dem engern Familienleben ging daher zugleich der Bildung des Gottesbegriffs geſchichtlich die Abhängigkeit und Hingebung an den erhabenen Stamm- und Landesbeherrſcher voraus. An dieſen Begriff knüpfte die allmählich ſich ſteigernde Ideenaſſociation, wie wir im Folgenden ſehen werden, an, um die erſten Netze von Vorſtellungen zu weben, welche einen Nimbus für die Entfernten bildeten, der vorerſt die Grundlage zu einem ſittlichen Cultus einer erhaben geſtellten Perſönlichkeit wurde.

---

* Ueber die weitere Entwickelung dieſer Erhabenheitsvorſtellungen vergleiche das Kapitel über die Weltanſchauung der Feuerperiode im zweiten Bande.

3.

Die thierisch-naive Weltanschauung und deren Erscheinungen unter den Urvölkern.

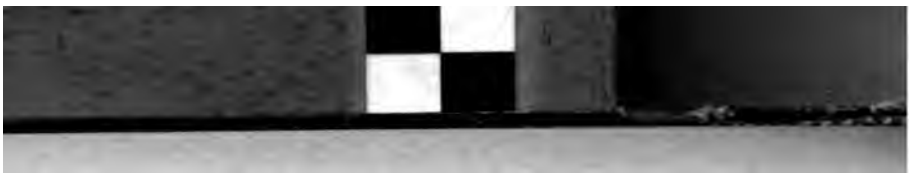
Der Aufschwung der Ideenassociation durch Stärkung von Phantasie und Erinnerung. — Der Häuptlingscultus und die ursprünglich natürlichen und sittlichen Grundlagen für die Entstehung des Opfers. — Der Stammälteste und seine sittlichen Functionen in der Urgemeinde. — Der Mangel der Begriffe von Körperlosigkeit sowie des Geistes und der Seele innerhalb der frühesten Weltanschauung. — Der ursprüngliche Mangel einer klaren Todesvorstellung. — Die Verstorbenen in der Anschauung des Urmenschen als Ruhende und Schlafende. — Hinweis auf dem ähnliche Anschauungen bei den Thieren. — Der Leichencultus der „Entschlafenen". — Die Entstehung des Thiercultus und der psychologische Zusammenhang desselben mit dem Leichencultus. — Die Doppelwesen von Thier und Mensch (Sphinxe). — Die Thiere als verwandelte Menschen. — Der Kannibalismus, seine Verbreitung in der Urzeit und der Zusammenhang dieser Erscheinung mit dem bestehenden Leichen- und Thiercultus auf Grund der ursprünglichen Weltanschauung. — Hinweis auf die vorgestellte Leibeswandlung von Mensch in Thier als Vorstufe zur spätern Seelenwanderungslehre. — Uebergang zum folgenden Kapitel.

In frühern Kapiteln haben wir die Entwickelung des Menschengeistes bis zu einer gewissen Stufe der Ausbildung verfolgt. Wir sahen, wie sich an der Stütze der Sprache vorzugsweise das Gedächtniß und die Erinnerung erweitern konnten und am Vehikel der angeborenen Hand- und Fingerbeweglichkeit der künstlerische Trieb mehr und mehr erwachte, sodaß allmählich die Schwingungen des Phantasievermögens eine tiefere und bedeutendere Tragweite im Geiste annahmen. Hier in diesem Kapitel, in dem wir nun von

dem Aufschwung des innern Gefühlslebens überhaupt handeln wollen, müssen wir alle jene Factoren zusammennehmen, um zu erkennen, wie allmählich alle menschlichen Anlagen zu einer größern Blüte und Entfaltung kommen konnten. Durch den Aufschwung, den Phantasie und Gedächtniß nahmen, erweiterte sich der innere Vorstellungshorizont des Urmenschen, und unter dem Wachsthum und dem Aufbau neuer Gedankengespinste bildeten sich zugleich neue Gedankenfolgen und Verknüpfungen aus, welche wir psychologisch mit dem Namen der Ideenassociationen zu benennen uns gewöhnt haben.

Nach Art der Thiere hatte sich der menschliche Geist gewöhnt, seine Aufmerksamkeit nur dem engern und nächsten Kreise seiner Umgebung zuzuwenden, und innerhalb desselben wiederum nur die Ereignisse der Gegenwart zu betrachten und durch Gefühle zu begleiten, jetzt erst unter dem Einflusse einer mächtig wachsenden Gedankenübersicht und Erinnerungszunahme begann er auch über Zukunft und Vergangenheit klarere Vorstellungen zu fassen. Die erlebten Ereignisse blieben jetzt im Hintergrunde der Seele in einem Dämmerlichte der Erinnerung stehen, in welchem sie einen verklärten Schimmer annahmen, der sie zuweilen in einen erhabenen Nimbus tauchte, durch welchen die geschäftige Phantasie in Fluß und Thätigkeit gerieth. Hiermit wurde vorzugsweise Phantasie und Vorstellungsvermögen rege, und auch die Gefühlskreise wurden in den Fluß einer sich neu aufbauenden tiefern Gedankenwelt hineingezogen. Wie die Vorstellungen, so waren auch die Gefühle und Empfindungen des Urmenschen ursprünglich auf dem niedern Niveau seiner ersten Vorstellungswelt ähnlich den Thieren nur der Gegenwart anheimgegeben. Noch hatte sich der Mensch keine weittragenden Zukunftshoffnungen gemacht, und noch vergaß er oft nur zu rasch eine trübere Vergangenheit, sobald es ihm wieder besser erging. Jetzt nun, wo er durch das Vehikel der Sprache und durch den hiermit verknüpften Gedankenaufschwung hinausgeführt wurde über den engen Gedankenkreis der unmittelbaren Gegenwart, ändert der bisher noch halb

thierisch fühlende und empfindende Mensch allmählich den Charakter seiner Gefühlswelt, und es wandelt sich mehr und mehr zugleich hiermit sein Naturell überhaupt. Immer größer und größer wird nunmehr auch in der Welt der Gefühle und Vorstellungen der Abstand zwischen ihm und dem in der Gegenwart hangen bleibenden Thiere. In eine neue Welt von Hoffnungen und Befürchtungen tritt der Mensch, welche das Thier nicht mehr in dieser Art kennen lernt. Ein neues inneres Gedankenleben erblüht, und dem innern Auge eröffnet sich eine bereicherte Vorstellungswelt, die den Geist in neuer Art belebte und beseligte, in anderer Hinsicht freilich auch wieder um so furchtbarer niederdrückte. Nach seiten der Vergangenheit breitete sich jetzt das sanfte Licht der Erinnerung aus über die mannichfachsten Erlebnisse, zugleich aber war der Sinn auf das Dunkel der unsichern Zukunft gerichtet, über welche sich die Phantasie eine Reihe bunter Vorstellungen bildete, die aus dem Bereiche der bisherigen Erfahrungen geschöpft waren. Werden sich diese Gedanken über die Zukunft erfüllen? das ist die neue belangreiche Frage, welche der Mensch gegenüber den Thieren nunmehr aufwirft, ihn allein den Thieren gegenüber durchzucken jetzt die unheimlichen Angstgefühle vor den unbestimmten Erlebnissen der Zukunft. So sehen wir die Gefühle von Furcht und Hoffnung in einer ihm früher nie bekannten Weise in des Menschen Herz einziehen. Kein Wunder, daß unter dem Einflusse dieser neuen Erfahrungen des Gefühlslebens sich auch in rascher Weise eine Reihe von neuen Gebräuchen und Sitten entwickelt, die, dem Gemüthe entsprungen, äußerlich uns darthun, daß sich das Wesen der Religion schon sehr früh den merkwürdigsten Ausdruck gegeben hat. Es ist eigenthümlich, aber nach dem Vorausgeschickten erklärlich, daß es hauptsächlich der Stammälteste, d. h. der Häuptling der Gemeinde war, an dessen Persönlichkeit sehr früh dieser Ausdruck in merkwürdig hervorragender Weise zu Tage trat. Der Beherrscher und Beschützer der Gemeinde bildete, wie im vorigen Kapitel dargestellt, den ersten Ansatzpunkt zur Grundlage einer Reihe



von seltsam religiösen Handlungen, welche wir in Nachklängen bei heutigen Naturvölkern noch wiederfinden.

Nicht nur die Urgeschichte unserer hervorragenden Culturvölker, nicht nur der reiche Inhalt von Mythen und Traditionen, sondern in der That auch mannichfache Gebräuche bei den in der Entwickelung am niedrigsten stehen gebliebenen Naturvölkern der heutigen Zeit, weisen deutlich hin auf die große Rolle, welche in frühester Zeit der Häuptling und Stammälteste als der Beschützer und Beherrscher der Gemeinde gespielt hat. Um ihn drängte sich die Schar seiner Verehrer und Anhänger, welche ihm aus Treue und Hingebung ihr Leben opferten, zu ihm drängten sich die Unglücklichen, welche ihn um Schutz zur Abwehr ihrer Unterdrücker anflehten, und somit war also der Beherrscher der Urgemeinde nicht sowol nach innen Friedensstifter, wie nach außen hin ein Beschützer der Gemeinde überhaupt. So richtete sich die Furcht und Hoffnung der Stammgemeinschaft auf den natürlich hervorragenden Mittelpunkt, und hiermit sehen wir an der erhaben vorgestellten Persönlichkeit des Stammältesten einen sittlichen Cultus von thatsächlicher Opferwilligkeit, Hingebung und Dankbarkeit zum Ausdruck gelangen. Es war der erste tiefere religiöse Trieb, der in der Thierwelt nicht mehr zur Geltung kam, der Trieb, der das Herz des Menschen zwang, sich seinem Beschützer gegenüber dankbar zu erweisen, und ihm zu lohnen, und zwar nicht etwa in thierischer Art in Blicken und unterwürfigen stummen Geberden, oder durch bloße willige Folgsamkeit und Nachahmung seiner Manieren, sondern vielmehr jetzt durch eine eigene entgegenkommende Handlung als selbständige That, die hinweisen sollte auf die schuldige Dankbarkeit. Diese sittliche Handlung, zu der die Thiere sich nicht mehr erheben, ist die opferwillige Mittheilung von Nahrung und Gewinn an das Oberhaupt. Was im engern Familienkreise unter den einzelnen Gliedern die Liebesgabe als Schenkung war, in welcher Handlung sich das sittliche Herz bekundete, das wird im Gemeindekreise gegenüber dem Allgemeinbeschützer zu einer Art von

anfänglich freier sittlicher, später pflichtgemäßer Abgabe, welche Handlung bereits den Keim zu den später den Priestern und den Göttern gespendeten „Opfern" enthält. Was die Thiere nur in der Zeit gewissermaßen bemerken lassen, in der sie ihre Jungen säugen, füttern und pflegen, was sie indessen niemals ihren Altersgenossen gegenüber offenbaren, nämlich freie Opferwilligkeit, beziehungsweise Theilung und Abgabe eigen erbeuteter und gesuchter Nahrung, das beginnt im menschlichen Kreise nunmehr Sitte zu werden.

Erst durch den Ausdruck dieser freien sittlichen Handlung, in der in hohem Grade die „Nächstenliebe" zur Erscheinung kommt, sehen wir geschichtlich einen Cultus auftreten, von dem wir auf der thierischen Religionsstufe noch nicht reden konnten. Opfer und Abgaben an den Häuptling und Herrscher des Stammes waren es, durch welche in diesem frühesten Cultus die Pflicht der Untergebenen und das Wohlwollen und die Dankbarkeit der durch ihn Beschützten zum Ausdruck kam. Indem aber Furcht und Hoffnung in Bezug auf die Ereignisse einer stets dunkeln Zukunft die Gemüther in religiöser Hinsicht beängstigten, trieb sie zugleich ein unsagbarer Drang zu erfahren, was ihre Handlungen ihnen in Zukunft eintragen werden, und so waren die Herrscher und Beschützer zugleich auch die frühesten Tröster, Helfer, Berather und Wahrsager. Noch gab es ja in jener ersten Zeit der Entwickelung, von der wir hier sprechen, kein bestimmtes wahrsagendes Priesterthum und noch keinen Seher und Propheten, und hätte auch der Drang sich in dieser Beziehung mancher niedern Persönlichkeiten bemächtigt, so hätten sie unter der Menge keinen Glauben gefunden, da ihnen, wie erst später erhellen wird, ein äußeres Mittel mangelte, ihre Autorität und ihren Beruf wirklich zu beglaubigen und zu befestigen. Erst in einer spätern Periode der religiösen Entwickelungsgeschichte sollte sich durch die äußere Zauberei diesem Drange das Mittel bieten, diese Autorität den Obern gegenüber zu stützen und zu erkämpfen. Die Zau-

berei aber bestand nicht als etwas dem Menschen Angeborenes, sondern diese Erscheinung mußte erst geschichtliche Anknüpfungen haben, die wir in der Folge aufsuchen müssen. Hier wo sich die ersten Menschen nur erst Schritt für Schritt aus den noch halb thierischen Gesichtskreisen emporzuheben hatten, war von allen diesen Erscheinungen noch keine Rede. Nichts Weiteres hatte sich bis dahin in sittlicher Hinsicht krystallisirt, als eben die erziehenden und sittlich wirkenden Gewalten, die uns als erhabene Führer der Gemeinde, und in religiöser Hinsicht als Erzieher der Völker und Stämme entgegentraten. Was später durch Arbeitstheilung bei weiterer Entwickelung, wie wir sehen werden, auf die Zauberer und Priester überging, das lag im Keime hier noch gebunden als ein Trieb, der wie fast alle übrigen ursprünglichen Religionstriebe, allein anfänglich durch den erhabenen sittlichen Mittelpunkt der Gemeinde und Häuptling des Stammes zur Geltung kam. Denn der Stammälteste war eben auch der ursprüngliche religiöse Führer, der noch alle diejenigen priesterlichen Functionen in embryonaler Weise ausübte, die sich späterhin in der Folge des natürlichen Entwickelungsprocesses auf andere sich heranbildende religiöse Führer vertheilten. So ist der Inkosi (Häuptling) der Kaffern noch heute beispielsweise denselben im wahren Sinne der Vater des Volks, er gilt ihnen als die Quelle alles Guten, alle Wohlthaten kommen von ihm, selbst für Leben und Gesundheit seines Stammes hat er zu sorgen: „er ist die Brust, an der das Land trinkt und sich nährt." Wer Gutes thut oder wen man darum bittet, wird daher mit dem Beinamen Inkosi angeredet. (Döhne und Bastian, II, 405.)

Wir sehen, der Gang der sittlichen Entwickelung brachte es mit sich, daß die Herrscher und Führer des Stammes und der Gemeinde nicht nur, wie früher dargestellt, natürliche Concentrationspunkte für den Fortgang übereinstimmender Sitte und Sprachschöpfung waren, sondern wir sehen, daß sie neben ihrer Führerschaft des Stammes auch nach innen ein primitives Richterthum und Priesterthum zu

vertreten hatten. Sie waren als Herrscher in der That zugleich sittliche Ordner, und den hülflosen, schwächern Untergebenen nicht minder Beschützer und Berather, wie den Zweifelnden in ihrer Art thatsächlich Wahrsager. Freilich sind es nur erst die keimartigen Ansätze zu allen diesen verschiedenen sittlichen Thätigkeiten, die hier zum Vorschein kommen, aber dennoch beginnen sie bereits zu sprießen und zu wachsen. Es kann uns alles das nicht auffallen; denn alle jene soeben hervorgehobenen sittlichen Functionen, wissen wir, beginnen sich in einer noch keimartigern geringern Weise schon bei dem Vater als dem Oberhaupte einer engen Familie zu zeigen. Auch das Familienoberhaupt ist den Seinigen bekanntlich ein Beschützer nach außen und ein Richter nach innen, auch er ist zugleich den Seinen ein Helfer und Berather in kritischen und zweifelhaften Fällen, und seiner Stimme mußte oft genug die patriarchalische Familie der Urzeit instinctiv folgen, wie der Stimme eines Propheten und Sehers.

Wir sind in psychologischer Beziehung heute nicht mehr im Stande, uns eine vollkommen klare Vorstellung von jenen in ihrer Art noch tief kindlichen und instinctartigen Verhältnissen der Anhänglichkeit zu machen, die sich ursprünglich in den ersten Menschenfamilien und in den zusammengehörigen Gliedern der Gemeinde geltend machten, wie wir uns gleichfalls heute nicht mehr in voller Klarheit den Grad von thierischer Schroffheit zu veranschaulichen vermögen, welchen diejenigen Gemeinden und Stämme der Urzeit hervorkehrten, die sich einander feindlich gegenübertraten. Nur wenige thatsächliche Anhaltepunkte besitzen wir, um kraft der psychologischen Gesetze auf die Sitten und die innern Beziehungen zurückzuschließen, welche sich in einer so frühen Zeit unter den Völkern und Stämmen ausprägen mußten. Diese Gesetze lehren uns aber, wie früh und nothwendig bereits die sittlichen Functionen des Richters und Priesters zur Geltung kamen, und wie sehr dieselben im Keime bereits vorhanden waren, um von hier aus zu wachsen.

Es mag freilich eine immerhin sehr lange und fast unübersehbare Periode der menschlichen Entwickelung gewesen sein, in der das Patriarchenthum, das im kleinen durch den Familienvater und hinsichtlich eines größern Kreises durch den Stammhäuptling repräsentirt wurde, keimartig alle richterlichen und priesterlichen Hauptfunctionen zur Geltung brachte; aber eben deswegen, weil wir aus psychologischen Gründen annehmen dürfen, daß dieser Zeitraum größer war als wir meinen, ist es auch um so wichtiger, die Sitten und Gebräuche eben dieser Zeit zu studiren und das Vorstellungsleben, d. h. die Weltanschauung jener Entwickelungsperiode genauer kennen zu lernen.

Auffällig lehren uns nun eine Reihe der wichtigsten Erscheinungen der früheſten Urzeit, daß der Begriff des körperlos Unsichtbaren und aller sich hieran anknüpfenden Ideenassociationen noch nicht gebildet werden konnte.

Wir wissen, daß der Vorstellungsübergang vom Sichtbaren auf Wirkungen eines rein Unsichtbaren, sobald hierzu die bestimmtere Handhabe und Vorstellungshülfe noch mangelt, zu den schwierigsten in psychologischer Hinsicht gehört, und es erscheint uns daher, um ein Beispiel zu erwähnen, in keiner Weise wunderbar, wenn wir erfahren, daß brasilianische Völkerstämme den Begriff „der ruhigen unsichtbaren Luft" gar nicht gebildet haben, obwol sie den Begriff „des fühlbaren wehenden Windes" genau kennen.* Während ihnen die fühlbare Thätigkeit des Windes eine sichtbare Handhabe zur Begriffsbildung bietet, fehlt ihnen bezüglich der ruhigen unsichtbaren Luft in jeglicher Weise die Vorstellungshülfe zur Begriffsfeststellung. In gleicher Weise erging es dem Urmenschen, er konnte ähnlich den Thieren noch nicht den Begriff eines unsichtbaren Geistes und körperlosen Wesens überhaupt ausbilden; denn zu einer völligen Trennung des Wesens von seiner körperlichen Erscheinung mangelte

* Vgl. Martius, „Die Brasilianer".

die erfahrungsmäßig gewonnene Hülfe. Zwar haben einige Psychologen, unter andern Tylor (vgl. Kapitel 1 dieses Buches, Anmerkungen), auf den Traum hingewiesen, in dem uns die Objecte, losgelöst von ihrem thatsächlichen Boden der Wirklichkeit, erscheinen. Aber so zusammenhangslos der Traum auch ist, seine Bilder sind doch stets nur Spiegelungen der Wirklichkeit, es sind nur Abbilder, in deren Beziehung zum Urbilde nicht jener Vorstellungssprung von körperlicher Form zum körperlosen unsichtbaren Wesen liegt. Der Träumende bezieht daher sorgfältig seine Bilder bei späterer Deutung auf die Wirklichkeit zurück, hier aber in der Trennung von Körper und körperlosem Geiste liegt eine Begriffstrennung vor, zu der ein Grund in der Erfahrung erst gesucht werden muß; denn nur die Erfahrung ist erst im Stande, die Vorstellungshülfe zu dieser weiten Trennung von Körper und körperlosem Geiste auszubilden. Man kann daher von keinem körperlosen Geiste eher träumen, bevor man gestützt auf ein neues Substrat der Erfahrung diesen Begriff seinem Vorstellungsschatze einverleibt hat. Allein gehen wir mit psychologischer Folgerichtigkeit auf das Vorstellungsleben jener frühesten Kindheitsperiode der Menschheit zurück, und orientiren wir uns zu näherm Aufschluß über dasselbe an den Erfahrungen mit den Thieren, so ergibt sich sonderbarerweise, daß es nicht nur der Begriff des rein körperlosen Wesens ist, der sich in diesem Vorstellungskreise noch keine Geltung erringen kann, sondern es zeigt sich ferner, daß auch die Begriffe und Unterscheidungen des Lebendigen vom Unlebendigen noch keineswegs deutlich gebildet waren. Im Gegentheil, alle Erscheinungen führen uns darauf hin, daß ähnlich den Thieren die Menschen der frühesten Zeit ihre Umgebung in eine große Reihe von thätigen und lebendigen Wesen auflösten, Wesen freilich, mit denen die Menschen wie die Thiere umgehen lernten, und an deren Ruhe und Sanftheit sie sich gewöhnten, sobald sie sich wie Bäume und Steine nur eben ruhig verhielten oder ihnen doch bei ihren Bewegungen nicht direct schadeten. Diese

Gewohnheit war es, durch welche wir das ursprünglich religiöse Interesse für sie in Bezug auf den Urmenschen zurückweisen mußten. Thier und Mensch stehen hier eben auf der Stufe gleicher Erlebnisse und Erfahrungen, und Thiere und Menschen zeigen auf dieser Stufe keine Religion und keine Verehrung, ja was mehr sagen will, in dieser Hinsicht nicht einmal eine bestimmte Aufmerksamkeit. Sonderbar, auch in Bezug auf die Todeserscheinung und deren früheste Betrachtung unter den Urmenschen werden wir lebhaft an die Thiere erinnert. Todtes und Lebendiges verschwamm in diesem Vorstellungskreise unklar miteinander, und der Entschlafene konnte in dieser Anschauung kein Todter sein; denn die Begriffe des Lebendigen und Todten lagen noch völlig ungeschieden im Bewußtsein. Wie nothwendig drängt uns daher die psychologische Folgerichtigkeit anzunehmen, daß der Entschlafene, wie es eben im Worte selbst liegt, dieser Anschauung zunächst nur ein Schlafender war. Der Schlafende lebt noch, Thiere und Genossen sah der Urmensch häufig genug in diesen Zustand sinken, er selbst kannte ihn aus eigener Erfahrung, kein Wunder daher, daß er sich angesichts der Todeserscheinung zunächst des Bildes eines Schlafenden erinnerte. Während dem Urmenschen in täglicher Erfahrung das Wachen mit dem Schlafen abwechselte, und während er gewohnt war, diese beide Zustände immer wieder aufeinander folgen zu sehen, war er anfänglich noch nicht im Stande, sich von dieser Folge bei einer ähnlichen Erscheinung loszumachen, und so blieb nothwendig seine Vorstellungsweise angesichts des Todten an dem Bilde des Schlafenden haften, und er verstand es nicht, sich aus dieser Befangenheit völlig zu befreien. Eine Reihe von höchst seltsamen Sitten und Gebräuchen der allerfrühesten Zeit erhellt sich mit Rückblick auf den Mangel dieser Begriffsbildung unter dem Lichte der frühesten Weltanschauung. Noch heute liefern uns die Thiere die zahlreichsten Beweise, daß auch sie sich über die Trennung von Leben und Tod völlig unklar sind. Eine Reihe von Thatsachen lehrt uns, daß sich die Thiere eine wirkliche Todes-

vorstellung in ihrem noch wenig umfangreichen Gedankenkreise nicht bilden. Zwar lehrt sie ihr starker Selbsterhaltungstrieb allen Feinden entgehen, alle Schmerzen fliehen und sich gesund erhalten, aber daß der Tod es ist, der sie bedroht, das kommt ihnen deutlich nicht vors Bewußtsein, und das was ihnen vorschwebt, ist nur ein Zustand voller Pein und Schmerz, dem sie bei Angriffen entrinnen zu müssen glauben. Jene menschliche Vorstellung aber, die den Tod als das Aufhören aller Qualen betrachtet, sodaß starke Schmerzen zum Selbstmorde treiben, zu diesem Schlusse bringt es nicht mehr das scharfsinnigste Thier. Nur der Mensch konnte, aufmerksam gemacht durch eine Reihe von Erfahrungen, zu einer solchen Schlußweise sich emporschwingen. Was der Tod sei, und ob es einen Tod im Unterschiede vom Leben und vom Schlafe überhaupt gibt, das ist eine Frage, die über die naive Anschauung der Thiere noch weit hinausliegt. Daher kommt keine Klage dem Thiere über die Lippen, sobald es seinen Nächsten umfallen und sterben sieht. Daß aber selbst den höchsten Thieren beim Anblicke des todten Gefährten der Gedanke auftaucht, daß derselbe nur tief schlafe, beweisen uns interessante Beobachtungen und Experimente, die man zu diesem Behufe mit Aeffinnen vorzunehmen Gelegenheit hatte. Hier ergab sich, daß, sobald man versuchte, den Aeffinnen ein gestorbenes Junges zu entreißen, sie hierüber in große Trauer verfielen und die größten Anstrengungen machten, dasselbe wieder in ihren Besitz zu bringen, um es dauernd wie einen kranken Genossen zu pflegen. Erst ganz allmählich gewöhnten sich die Thiere an die Regungslosigkeit des Pfleglings und ließen ihn alsdann später unbeachtet und unbekümmert liegen. Die große Anhänglichkeit und Neigung der Affen zueinander, namentlich aber die fast übergroße Neigung der Affenmutter zu ihrem Kinde, läßt die Thiere die anhaltende Todesruhe des Genossen, an dessen Lebendigkeit die Mutter und der Spielkamerad gewöhnt waren, tief empfinden, und unter Umständen verfallen Aeffinnen über den plötzlichen Verlust ihres Kindes in so tiefen Gram, daß sie sterben.

Dennoch aber sind diese Fälle nur selten, fast stets hat der psychologische Beobachter Gelegenheit, an Handlungen wahrzunehmen, wie die Herrschaft sonderbarer Vorstellungen dem Gedanken an einen ewigen Verlust des Genossen keinen Raum gibt, sondern nur die Anschauung hervorrufen macht, daß der Gestorbene schlafend, erkrankt oder hülflos sei, sodaß er der doppelten Pflege bedürfe. So erklärt sich die Erscheinung, daß sich Aeffinnen oft noch tagelang mit ihren todten Säuglingen schleppen und ihnen die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen, und der Spielgenosse des Verstorbenen die ihm entrissene Leiche immer von neuem herbeiholt, um sein Spiel mit ihm fortzutreiben. Die früheste Anschauungsweise der Menschen stand dieser thierischen Auffassung ursprünglich aber bei weitem noch näher, als wir heute zu glauben geneigt sind. Ja wir haben Gründe anzunehmen, daß die Menschen sogar noch lange Zeit in dieser Anschauung haften blieben.

Die thierisch-naive Weltanschauung, wie wir mit Recht dieselbe nennen, und von der umfangen der Urmensch heranwuchs, charakterisirt sich also, wie wir sehen, durch den Mangel bestimmter Begriffsbildungen, und zugleich durch die Enge des Interessenkreises, den die Auffassung beherrscht. Die thierisch-naive Weltanschauung bindet sich wesentlich an den Sinnenschein und erfaßt die Objecte so, wie sie in ihrer materialen Form erscheinen. Offenbar ist demgemäß diese Anschauung eine tief materialistische; denn der Begriff des Lebens und der lebendigen Kraft erscheint noch als identisch mit dem Begriffe des Körpers, ja mehr noch, die früheste Weltanschauung, unter deren Licht der Mensch heranwuchs, war im Grunde noch bei weitem naiver wie die früheste materialistische Weltanschauung, der wir in der Geschichte begegnen. Denn die frühesten Materialisten kannten trotz ihrer Auffassung den Begriff des Geistes und der Seele, wenngleich sie dieselben nur nicht körperlos auffassen zu können meinten. Zu jener frühen Zeit indessen waren die Begriffe von körperlosem Geist und Seele überhaupt der Vorstellung noch

gar nicht zugänglich. Wir sehen, diese naive Weltanschauungsweise charakterisirt sich zunächst durch den Mangel des Begriffs der Körperlosigkeit sowie durch den Mangel einer klaren Todesvorstellung. Die Bildung einer klaren Todesvorstellung hängt mit der Auffassung des Seelenbegriffs innig zusammen, und beide wurden daher auch, wie wir sehen werden, nur erst in einer spätern Epoche gemeinsam ausgebildet.

Gehen wir nun genauer noch in die Zergliederung jener Weltanschauung ein. Das tiefere Bewußtsein des Menschen begann sich auf der untersten Stufe nur eben zu dehnen, es kommt daher über eine an den Sinnesschein gebundene Schlußweise psychologisch folgerichtig noch nicht hinaus, es beginnt wol Tieferes zu ahnen, aber es bleibt dennoch hierüber im Unklaren. Solange das Auge dieser Zeit einen Körper betrachtete und ihn in seinen Umrissen vollständig erblickte, glaubte es auch dieser Anschauung gemäß in ihm alle Kräfte suchen zu müssen, die sich während seiner Thätigkeit dahinter verbargen. War aber der Umriß des Körpers nicht mehr ein vollständiger, fehlte einem Leichnam ein Arm oder ein Bein, so mußten nun dem erstarrten Körper in den Augen des Urmenschen Kräfte abhanden gekommen sein. Allein irgendwohin mußten in seinen Augen die abgerissenen Glieder nebst ihren Kräften gerathen sein; denn darin eben liegt das Charakteristische der ursprünglichsten und kindlichsten Anschauung der Dinge, daß sie die Kräfte innig mit dem Körper verschmolzen betrachtet und als congruent auffassend noch nicht voneinander zu trennen weiß. Geschah es daher, daß sich der Urmensch umsah, wohin denn etwaige losgerissene Glieder des Leibes gelangten, und erblickte er demgemäß, wie nur zu häufig, daß sich eins der vielen ihn umgebenden Raubthiere eines Menschenleibes oder einer Leiche bemächtigte, so schien sich hiermit jenes Thier in seinen Augen auch die Kräfte des Geraubten anzueignen.

Durchdenken wir diese in ihrer Vorstellungsweise noch sehr kindliche Art von Weltanschauung in Rücksicht auf die Mangel-

haftigkeit ihrer ganzen Begriffsbildung, so wird sich uns hiermit im Zusammenhange eine Anzahl von merkwürdigen Gebräuchen und Erscheinungen erklären, welche in der Urgeschichte der Völker eine hervorragende Stelle einnehmen. Diese Erscheinungen, auf welche uns direct gewisse fossile Ueberreste aus der Urzeit zurückschließen lassen, standen offenbar in nächster Beziehung zu dem religiösen Leben der Urzeit, von dessen Entwickelung wir hier zu handeln haben.

Die ersten Erscheinungen aber, deren Zusammenhang sich uns unter dem Lichte der obenerwähnten Anschauungsweise enthüllen wird, sind die Leichenverehrung und der Thiercultus.

Wir haben im vorigen Kapitel bereits auf einen früheſten Cultus hingewiesen, d. h. auf einen religiösen Brauch, der auf die Unterlage bestimmter sich zum Ausdruck drängender sittlicher Gefühle hinwies. Bis zu einem Cultus brachten es die Thiere nicht; denn ihre Gefühle erhoben sich nicht zu einem gemeinsamen äußern Ausdruck, der zurückdeutete auf tiefere religiöse und sittliche Empfindungen. Der früheſte Gemeindekreis des Urmenschen indessen schien gar nicht denkbar, ohne daß ein solcher Cultus sich folgerecht sogleich entwickelte. Und in der That, wie wäre das sittliche Fortleben der früheſten staatlichen Menschengemeinde denkbar gewesen, hätten sich nicht den Thieren gegenüber gewisse Culten ausgeprägt, die sich zunächst den sittlichen Erhabenheitserscheinungen des Nächstenkreises, wie wir gezeigt haben, zuwandten. In Bezug auf den Cultus des Oberhauptes hätte sich vielleicht an die Bienen erinnern lassen, die in der Ernährung der Königineier Spuren dem ähnlicher gemeinsamer Opferwilligkeit wahrnehmen lassen. Allein in Bezug auf den Leichencultus lassen sich keine Spuren ähnlicher Handlungsweise mehr unter den Thieren auffinden; denn die Behauptung, daß der Gorilla seine Todten begrabe, hat sich als Fabel erwiesen, und so sittliche Gefühle auch die Affen in Bezug auf gestorbene Genossen zu erkennen geben, bis zu einem gemeinsamen Cultus erheben sich dieselben nicht.

In der Zeit, in welcher die Leichenverehrung auftauchte, hatte sich der Mensch geistig und körperlich so weit gehoben, daß sein künstlerischer Sinn bereits die Bearbeitung von Steinen anfing zu betreiben und von ihm sowol Waffen gearbeitet als auch Höhlen erbaut wurden. In ebenjenem Abschnitte der Urgeschichte, da die spätere Periode des Steinzeitalters heraufdämmerte, hatte indessen die Religion des Urmenschen noch immer keine andern Grundlagen als das Erhabene des Nächstenkreises.

Im Familienkreise und in der Gemeinschaft des engern und noch kleinern Urstaates hatten jene ersten sittlichen Erscheinungen Wurzel geschlagen, welche wir geschildert haben und welche sich nur auf einer Basis, wie wir sahen, erhoben hatten, von der aus die natürlichen Verbindungslinien zu den primitiven sittlichen Beziehungen unter den Thieren hinüberwiesen. Allein schon die frühesten tiefern Sitten des Nächstenkreises, welche sich gemeinsam entwickelten, begannen den Menschen mit Einem Schlage in der sittlichen Gefühlswelt über die Thierwelt hinauszuheben. Obwol noch für sehr lange Zeit hinaus der Gottheitsbegriff und auch die Anbetung von Gestirnen und sonstigen todten Naturgegenständen keine Anlehnung und Stütze für die Auffassung im frühesten menschlichen Bewußtsein fanden, stehen wir doch mit dem Hinweis auf die bereits erwähnte Leichenverehrung vor einem Zeitabschnitte der Geschichte der religiösen Entwickelungslehre, da der Urmensch sonderbarerweise im Begriff ist eine große Reihe von Thieren mit in den Kreis seiner interessevollen Betrachtung und religiösen Anschauung hereinzuziehen. So natürlich es der ursprünglichen Vorstellung des Urmenschen war, in den Raubthieren nur die unverbesserlichen und einseitigen Feinde zu sehen, die er verabscheute und verachtete, so wollte es dennoch wunderbarerweise der weitere Entwickelungsgang des religiösen Bewußtseins, daß das erwachende Vorstellungsleben mit Hülfe sonderbarer, kindlicher Ideenassociationen hauptsächlich und zuerst gerade ebendiese Thiere mit in den Kreis einer specifisch religiösen An-

schauungsweise hineinziehen sollte. Diesen Ideenzusammenhang gilt es nun zugleich im Zusammenhange mit den andern Erscheinungen der frühesten Zeit genauer nachzuweisen. Es wird sich zeigen lassen, daß der Thiercultus, der bekanntlich eins der räthselhaftesten Phänomene der Urzeit ist, sich nur aufklären läßt, wenn wir ihn im Zusammenhange mit andern gleichzeitig entstandenen Erscheinungen der Urzeit ins Auge fassen. — Werfen wir zunächst unsere Blicke auf die Sitte der Leichenverehrung.

Die früheste Geschichte der Religion ist reich an kindlichen Ideenassociationen, und wir dürfen uns über den losen Faden der Gedanken, der oft nur mit kindlichen Vorstellungen gewebt erscheint, in psychologischer Hinsicht nicht wundern. Es war zugleich der Weg, den die menschliche Geistesentwickelung nahm, ursprünglich ein in seiner Art steiniger, indem nur zu häufig der kindliche naive Verstand durch die überschwengliche Phantasie zu kurz kam. Allein sofern auch die Phantasie bei allen ursprünglich religiösen Ideenassociationen in den Vordergrund tritt, so liegt doch dem Gespinste derselben stets ein achtbares und in religiöser Hinsicht sehr anerkennenswerthes Motiv zu Grunde, das selbst dem sonderbarsten Gedankengange einen gewissen Werth verleiht und uns mit den Fehltritten, welche das Bewußtsein hiermit that, aussöhnt.

Wenn wir uns die innige Anhänglichkeit der Familienmitglieder der frühesten Zeit und die Unterwürfigkeit und Hingebung der Gemeindeglieder gegen das erhabene Oberhaupt vor Augen führen, so muß es verständlich erscheinen, daß sich der sittliche Geist dieser patriarchalischen Gemeinde mehr und mehr auch den Entschlafenen als den gleichsam Hülflosesten des Gemeindekreises zuwandte. Und in der That, auf die Verstorbenen übertrug sich sehr früh die innige sittliche Anhänglichkeit, die das ganze Familienleben des staatlichen Verbandes so charakteristisch beherrschte, gegenüber dem lockern Heerdenleben, dessen Mitglieder die Todten nicht beachteten. An dem Verstorbenen wollte das kindlich naive Bewußtsein des staatlich

lebenden Menschen darthun, daß die durch die lange Gewohnheit des Umgangs und der Gemeinschaft geknüpften Bande nicht insoweit zerreißen können, daß man die Entschlafenen den Raubthieren preisgab oder den Feinden überlieferte.

In jener Zeit aber, da sich die Sitte ausbildete, die Entschlafenen zu schützen, begann sich die Fähigkeit des Bautriebes mehr und mehr zu entwickeln, und so nimmt es nicht wunder, wenn wir bemerken, daß schon in eisgrauer vorhistorischer Zeit, da der Vorstellungskreis des Menschen nur erst einen geringen Horizont umfaßte, und der Blick des Menschen noch nicht verständnißvoll auf die Gestirne sah, und sein Geist noch nichts Göttliches oder Vergöttertes in der todten Natur erkannte, er dennoch schon aus religiöser Nächstenliebe seinen Todten Erdhöhlen und Steingräber bereitete, in welchen er sie vor feindlichen Thieren schützte, auf daß sie (wie uns Sagenreste, welche noch auf diese Zeiten anspielen, darthun) geschützt und erhalten nach ihrem langen Schlafe wieder zum Leben erwachen konnten. Speise und Trank, die man sich in sittlicher Hinsicht früh gewöhnt hatte mit dem Schwachen und Hülfsbedürftigen zu theilen, dem Höhern aber als Opfer verehrte, wurden den sich in der Erinnerung erhaben verklärenden Verstorbenen zur Nahrung mitgegeben, damit sie nicht hülfsbedürftig blieben, sobald sie die Augen wieder öffneten. Selbst Waffen zur Vertheidigung und andere Gegenstände glaubte der Urmensch dem Entschlafenen mit in die Ruhestätte geben zu müssen. Im Sitzen wurden die Verstorbenen in der mit Steinen zugedeckten Erdhöhle begraben, gewissermaßen darauf hindeutend, daß sie ausruhen wollen, ohne dem Leben völlig zu entsagen. Erst in einer viel spätern Zeit, da sich Erinnerung und Beobachtung gehoben hatten, begann man auf den Verlust des Leichnams aufmerksam zu werden, welchen dieser an Masse durch das Zerstörungswerk der Fäulniß erleidet. Allein um so mehr schien es dem naiven Urmenschen jetzt, da er Acht darauf hatte, nöthig, daß der Leib völlig dem Umfange nach erhalten wurde,

damit die dem Körper innewohnenden Kräfte zusammenblieben. So begann denn später jener sonderbare Brauch der Leichenconservirung durch Einbalsamiren des Körpers und durch möglichst festen Abschluß derselben in steinernen Särgen gegen Luft und Witterung. Die Zerstörung des Körpers sollte das Leben nicht zerstören, und

Celtengruft bei Parcelly Hay.

war der Mensch als Mumie dem Aegypter der Urzeit nur ein Wesen, das einer Pflanze ähnlich, gepflegt und bewahrt werden mußte, so war die Pflanze ebenso wenig wie die Mumie dem Beobachter jener Zeit ein völlig lebloses Ding. Nur erst der spätere Aegypter, der den Brauch des Einbalsamirens aus uralter Zeit vorfand, gestaltete seine Vorstellungen hierüber völlig um, und zwar nur erst dann, als er den Seelenbegriff kennen gelernt hatte, der ihm die

Handhabe bot, den Körper von den entweichenden körperlosen Kräften zu trennen. Die tiefreligiösen Aegypter waren es ferner, wie wir wissen, welche ihre Entschlafenen, und zwar besonders die entschlafenen Herrscher, durch die größten und zugleich sichersten und unzerstörlichsten steinernen Gräberbauten zu bewahren wußten, und hat sich der sogenannte Pyramidenbau als Brauch und Sitte auch viel weiter über die Welt in der Urzeit verbreitet, als wir noch heute zu glauben geneigt sind, so haben es die Aegypter im Gräberbau und im Leichencultus offenbar am weitesten gebracht. Speise und Trank trugen auch die Aegypter nach allgemeiner Sitte jener Zeit ihren Todten zu, und es wird sich in der Folge zeigen, wie sich der später entstehende priesterliche Opfercultus folgerichtig dem Grab- und Leichencultus anschloß. Daß es überall vorzugsweise die Herrscher und Häupter des Staates waren, deren Gebeine man zu bewahren trachtete, nimmt uns mit Rücksicht auf die frühesten Objecte des Erhabenen nicht wunder. Hoch und erhaben ragen in der That die großen ägyptischen Gräberbauten in den Himmel, deutlich zeigen sie wie sehr schon in frühester Zeit der Mensch dem Erhabenen Ausdruck verlieh, im Hinblick auf eine Unterlage, die mit den Mächten der Außenwelt und der Natur noch nichts gemein hatte. Keine hehre Naturmacht verkörpert sich in den erhabenen Pyramiden, keine Naturgottheit hatte hier einen Tempel, sondern mit mächtigem Finger weisen diese uns erhaben entgegentretenden Denkmale auf den Menschen selbst, der im frühesten Laufe der Entwickelung sich selbst eine geachtete und sittlich erhabene Stellung zu geben wußte, die der kindlich naive Sinn jener Zeit gleichsam stützte und mit Denkmalen unterbaute. Daß die großen Baudenkmale und Grabwohnungen jener Zeit für die Nachbleibenden auch Gedächtnißmale und Denkmale waren, ist leicht zu ersehen; wir werden auch über diese Seite des Grabcultus in einem spätern Abschnitte zu reden haben. Für jetzt haben wir bezüglich der Entwickelungsgeschichte des Geistes festzuhalten, daß die Grabmale (seien es die

der Höhern oder der Niedern) überhaupt in den Augen jener Zeitgenossen zugleich die Schutz- und Wohnstätten für die Hülflosen und Ruhenden des Stammes waren. Bewahren und beschützen wollte man die „zur Ruhe Gegangenen" vor Raubthieren und Feinden, welche die Leichen schändeten, um dieselben zugleich der Anschauung jener Zeit gemäß ihrer Kräfte zu berauben.

Altgriechische Grabstätte.

Wenn es die Absicht des Urmenschen war, seine Todten nicht sowol vor Feinden wie vor Thieren zu schützen, so ersehen wir nun, in einen wie nahen Zusammenhang vor dem religiösen kindlichen Bewußtsein des Urmenschen die Thiere mit dem früh entstandenen Leichencultus treten. Hingewiesen auf die Thiere, begreifen wir bei dem hohen Grade von sittlicher Anhänglichkeit und Nächstenliebe, welche man den Entschlafenen bewies, von welcher Seite dieselben das erste religiöse Interesse des Urmenschen rege zu machen im Stande waren und auf welcher Grundlage sich diejenigen Ideenassociationen erhoben, nach welchen auch den Thieren allmählich

folgerichtig Erhabenheit angedichtet werden konnte. Es scheint uns freilich heute unbegreiflich, daß sich die unter den Einwirkungen der thierisch-naiven Weltanschauung stehenden Menschen jener Zeit einbilden konnten, daß die Raubthiere, welche sie nicht sowol den Menschen wie den Leichen der Gefallenen nachstellen sahen, zugleich darauf ausgingen, sich die Kräfte derselben anzueignen, aber wir haben Beweise genug in Händen, die uns folgerichtig darauf hinführen, daß die Urmenschen dieser frühen Periode so gedacht haben. Sowenig das Wanderleben der Völker jener Zeit dazu geeignet war, die Leichname aller verstorbenen Genossen hinreichend in Grabstätten zu sichern, und sowenig sich die Menschen selbst bei hinreichender Vorsicht vor den Anfällen vieler Raubthiere zu schützen im Stande waren, so sehr war die kindlich-naive Anschauung genöthigt, an diese tausendfältig gemachten Erfahrungen zunächst anzuknüpfen, um so den weitern Vorspiegelungen Raum zu geben, daß die Kräfte und Thätigkeiten aller von Thieren gefressenen Menschen in den Leib desjenigen Thieres übergewandert waren, das sich derselben bemächtigt hatte.

Auf Grund dieser kindlichen Anschauung traten zunächst die mit dem Menschen kämpfenden Thiere in ein ganz neues Licht. Blieben doch nun vor den Augen des kindlich erwachenden religiösen Bewußtseins diese Thiere nicht mehr nur ungerechte verabscheuungswürdige Feinde, im Gegentheil dieselben gestalteten sich vor der Phantasie nunmehr zu zusammengesetzten Wesen, welche halb Thier, halb Mensch waren, da sie durch Raub innerlich menschliche Kräfte und somit beiderlei Naturen in sich aufgenommen hatten.

Diese Doppelwesen von Thier und Mensch, an die uns Mythen und Denkmale jener merkwürdigen Zeit noch heute in vieler Beziehung erinnern, drängten sich zunächst in dieser sonderbaren Gestalt ein in den religiösen Kreis der menschlichen Vorstellungen. Man denke an die Darstellungen der schakal-, geier- und sperberköpfigen Götter der Aegypter, den indischen „Mann-Löwen" Vishnu,

den löwenköpfigen Herakles, den adlerköpfigen Gott Nisrôk der Assyrer, den Löwengott Nêrgal und den in Gestalt eines wilden Hundes dargestellten Nibhaz u. s. w. Kein Wunder, daß die Geschöpfe, nachdem sie so in dem religiösen Interessenkreise sich Geltung zu verschaffen gewußt hatten, nun auch das Moment des sittlich Erhabenen folgerichtig in sich aufzunehmen vermochten. So geschah es, daß sich in der Vorstellung des Menschen die natürliche angeborene Furcht vor den wilden Thieren sonderbarerweise in eine erhabene Ehrfurcht umwandelte. Denn das was den Thieren in jeder Weise vorher mangelte, nämlich das menschenähnliche Wesen und hiermit die den Menschen allein zu religiösem Verständniß zwingenden Eigenschaften eines frei nach Umständen handelnden sittlichen Herzens, das hatte sich das Thier nunmehr in seltsamer Weise anzueignen und einzuverleiben verstanden.

Der religiöse Horizont des Menschen begann sich hiermit in eigenthümlicher Weise zu erweitern. Waren die Entschlafenen noch am Leben? Diese Idee war fragend an den Menschen herangetreten. Aber weit entfernt, diese Frage sich klar und richtig beantworten zu können, hatte sich die kindliche Anschauung zunächst mit Aufmerksamkeit dem Schicksale des verstorbenen Körpers zugewandt, das ihm begegnete, sobald menschlicher Schutz nicht im Stande war, sich ihm zuzuwenden. Hier nun treten die Thiere in einem neuen Lichte hervor; denn sie waren es, die zu dem getödteten oder gestorbenen Körper in einer eigenthümlichen und engen Beziehung standen. So erklärlich es aber war, daß die von den wildesten Raubthieren umgebenen Menschen jener Zeit sich vor diesen Feinden zu bewahren suchten, so natürlich mußte das Thier, das der Mensch ursprünglich haßte, sich allmählich in seinen Augen verändern, sobald ihm die kindliche Idee nahe trat, daß jene Raubthiere das Gebein und die Kräfte seiner Gefährten und Nächsten in sich trügen. So fand die naive Frage, was aus dem Körper des Verstorbenen wurde, ihre früheste kindliche Beantwortung in dem Hinweis auf jene seltsame

„Ueberwanderung" menschlich hingeschiedener Lebensthätigkeit in das thierische Dasein. So wuchsen also die Thiere und umgaben sich mit neuen unnatürlichen Kräften; denn was sich in den Thierleibern nunmehr geheimnißvoll bewegte, das waren die ihm innewohnenden Menschen, welche sich, wie es dem geängstigten Sinne schien, durch Kampflust und Blutgier rächen wollten für die Schutz- und Hülflosigkeit, in der sie die Kampfgenossen hatten untergehen lassen. So, sehen wir, führte eine sonderbare Ausbeutung nahe liegender und unendlich oft gemachter Erfahrungen den religiösen abergläubischen Blick des Menschen in das Thierreich hinüber, und eine Reihe von Geschöpfen umkleidete sich mit Hülfe dieser Ideenverbindungen mit einem eigenthümlichen Mantel der Menschlichkeit, der Mythus, Fabel und Religion so viele seltsame und bisher noch gänzlich unerklärt gebliebene Figuren verdanken, ich erinnere nur noch im Vorübergehen an den weitverbreiteten religiösen Brauch der Verwandlung von Zauberern in wilde Thiere, ferner an die Sphinxe und jene oben bereits erwähnten Zwitterbilder von Thier und Mensch aus der Mythologie der alten Völker. Nicht alle Thiere waren es freilich zugleich, welche auf diese Weise in den religiösen Bewußtseinskreis des Urmenschen verflochten wurden, wie überhaupt selbst in spätester Zeit nicht die ganze lebende Thierwelt in diesen Kreis übertrat, sondern auf dem Wege der Ideenassociation fand stets nur eine große Reihe von bestimmten Arten die gehörige Beachtung. So waren es anfänglich* und ursprünglich zunächst

---

* In der Zeitschrift „Unsere Zeit" (vgl. Jahrg. 1876, Heft 12, S. 939) findet sich ein von Herrn Henne-Am Rhyn unterzeichneter Artikel, in welchem dieser Kritiker die Aeußerung macht, daß wir den Thiercultus seinem ganzen Umfange nach durch die oben besprochene Thatsache des Menschenfraßes von seiten der Thiere zu erklären versuchten. Gegen diese falsche Unterstellung sind wir genöthigt uns zu verwahren. In Obigem handelt es sich zunächst nur um die Erklärung der Entstehung und den Ausgang der ersten Wurzeln dieses umfassenden Phänomens. Wir verweisen den genannten Autor auf den zweiten Band des Werkes, in welchem dargethan wird, wie durch das Hinzu-

nur eben die aas- und menschenfressenden und die mit dem Menschen jener Länder überhaupt am häufigsten in feindliche Berührung tretenden Raubthiere, welche sich den Weg zu diesen Anschauungen bahnen konnten. Die Arten, welche uns in dieser Beziehung in die Augen fallen, sind zunächst die Raubvögel, wie Adler, Geier, Rabe, Falke, Sperber, der Löwe, der Hund, die Hyäne, der Bär, das Krokodil u. s. w., sie erinnern uns durch ihre Heimat zugleich an das alte Aegypten, in welchem nebeneinander der hohe Leichencultus und der, wie wir sehen, mit ihm durch das Band zusammenhangsvoller Weltanschauung in Verbindung stehende Thiercultus seine höchsten Blüten trieb. Diese Einsicht eröffnet sich uns hier zum ersten male, es zeigt sich, daß der Leichencultus ohne irgendeinen Thiercultus, sei der eine oder der andere unter den Völkern auf der Erde auch weniger deutlich ausgebildet, nicht gedacht werden kann, und in der That hat uns die ethnologische Systematik längst gelehrt, daß ein gewisser Thiercultus neben hervortretendem Leichencultus bei den meisten niedern Völkern thatsächlich gefunden wird. Wo sich bösartige Raubthiere als Verfolger der Menschen bekunden, da werden sie auch überall in eigenthümlich menschlicher Weise verehrt, nicht nur auf natürliche Weise gefürchtet und verabscheut. Wie aber später noch sehr viele andere Thierarten, besonders die Schlange und die Hausthiere, sowie sehr viele Vögel und sogar mancherlei Insekten, vorzugsweise aber, wie wir sehen werden, in der ganzen Thierwelt die auffallend roth, weiß oder schwarz gefärbten Thiere in diesen Kreis übertreten konnten, das zu erweisen bleibt den folgenden Kapiteln überlassen, welche sich mit der eigentlichen Entstehung der Religion und Anbetung auch der übrigen durch

---

kommen der entstehenden Zauberei und der schamanistischen Heilkünstelei, und namentlich durch Ackerbau und Viehzucht, sowie durch die sich an die entstehenden Götterlehren anlehnende Symbolik, eine Unzahl bestimmter farbiger und durch Zaubermerkmale symbolisirter Thiere in den religiösen Cultuskreis gezogen wurde.

Ideenassociation hineingezogenen Naturgegenstände zu beschäftigen haben werden. Für jetzt lag es uns nur ob, in psychologischer Hinsicht den durch die kindliche und religiös abergläubische Phantasie geleiteten Weg der Ideenassociation nachzuweisen, der die Gedankenfolge und die tiefern sittlichen Gefühle des Urmenschen allein dazu zwingen konnte, ihre natürliche Abneigung und den angeborenen eingewurzelten Haß gegen die feindlichen Raubthiere so zu besiegen, daß sie in Dankbarkeit, Wohlwollen und in erhabene anbetungsvolle Ehrfurcht übergehen konnten, welche der Mensch ursprünglich bisher nur gegen den sittlich erhabenen Vorgesetzten seiner Nächstengemeinschaft naturgemäß zu äußern wußte.

Allein wir verständen die volle Bedeutung und die tiefeingreifende Tragweite der naiven Ideenassociation der frühesten Weltanschauung unter den Menschen doch noch nicht ganz, wenn wir uns nur darauf beschränken wollten, den entstehenden Leichen- und Grabcultus im psychologischen Zusammenhange mit dem entstehenden Thiercultus folgerichtig nachzuweisen. Die Tragweite jener ursprünglichen naiven Ideenassociationen reicht vielmehr noch viel weiter, denn die früheste Weltanschauung führte die Religion nicht nur auf den Cultus, den die sittliche Handlungsweise mit den Entschlafenen trieb, und nicht nur auf den sich eng daran anlehnenden Thiercultus, sondern sie griff so tief ein, daß sie auch unter den Menschen selbst zu merkwürdigen thierisch erscheinenden abergläubischen Handlungen führte.

Nicht nur bei dem Gedanken konnte der Urmensch stehen bleiben, daß sich die Thiere Leben und Kräfte der gefallenen Menschen anzueignen wußten, um sich zugleich menschlich furchtvoll und erhaben zu verklären, sondern auch der Mensch selbst glaubte unter dem Einflusse jener frühesten naiven Anschauungsweise, die Leben und Körper noch auf das innigste verwebte, seine individuellen Kräfte verbessern und sein Leben gleichsam verdoppeln zu können, sobald er es den Thieren nachmachte und das Fleisch getödteter

Genossen oder gefallener Feinde nebst deren Kräften nicht verschmähte, sondern es als Speise und Nahrung in sich aufnahm. Nur auf diese Weise glaubte er sich selbst in seiner naiven Anschauungsweise der Dinge gerecht werden zu können. Es waren daher nicht thierische Rachegefühle, die zu jener seltsam furchtbaren Unsitte führten, als welche uns der so weit verbreitete Kannibalismus und das Anthropophagenthum der Urzeit entgegentritt, sondern es war vielmehr diese Erscheinung einzig und allein ein Ergebniß derselben Ideenverbindung jener naiven Weltanschauung, welche Leichen- und Thiercultus entstehen ließ.

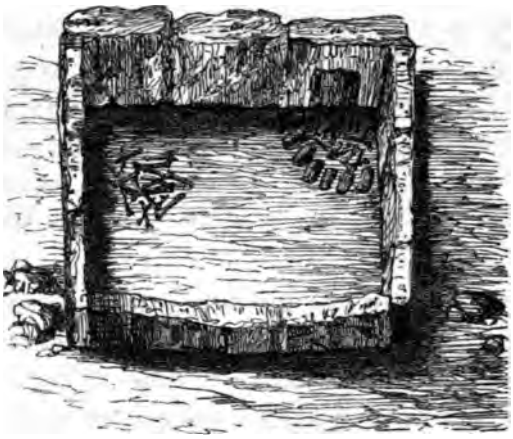
So anhänglich einerseits die verwandten Stammglieder der einzelnen Urgemeinden waren, so feindlich furchtbar und zugleich sozusagen abergläubisch traten sich die feindlichen Stämme einander gegenüber. Hier in der Gemeinde zeigte sich eine sklavische Furcht und Hingebung dem Oberhaupte und Gewalthaber gegenüber, dort aber machte sich der Gewalt des Feindes gegenüber eine ebenso übertriebene Grausamkeit geltend. Uebertrieben müssen wir sagen, denn diese Grausamkeit wurde eben in der That verstärkt durch den Aberglauben. Dieser Aberglaube aber wurde zunächst genährt durch die Furcht vor den erschlagenen Feinden. Schien dem Kannibalen der in allen seinen Gliedern und Theilen wohlerhaltene Leichnam nur ein „Entschlafener" im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, der nach längerer Ruhe zu neuen Kräften kommen konnte, so galt es also, den bezwungenen Feind nicht nur zur Ruhe zu bringen, sondern es schien nothwendig, daß er seiner bessern und wichtigsten Glieder und Theile und damit seiner besten Kräfte beraubt wurde. Und diese Aneignung der Feindeskräfte schien zugleich deshalb geboten, weil sich im andern Falle nur zu schnell die Raubthiere dieser Gefallenen bemächtigen konnten, sodaß dieselben unter diesen Umständen zu thierischen Feinden wurden, die mit doppelter Wuth nach Rache und Blut dürsteten. Wir überlassen es dem Leser, sich die naiven und abergläubischen Phantasien, welche den Urmenschen

zu einem grausamen Thiere herabwürdigten, im weitern folgerichtig auszumalen, und wollen nur noch hinzufügen, daß wir eine Reihe dieser abergläubischen Ideenverbindungen noch unter unsern heutigen niedern Naturvölkern, welche dem Leichen- und Menschenfresserthum ergeben sind, wiederfinden.

Seit langer Zeit ist den Anthropologen in Rücksicht auf die vielfachen Knochenreste, welche sich an Grabstätten und zusammengehäuft in vielen Höhlungen, namentlich des südlichen Afrikas, vorfinden, aufgefallen, daß der Menschenfraß in jener sehr frühen Zeit sehr verbreitet war, und so schloß man nicht mit Unrecht, daß derselbe eine allgemeine Zeiterscheinung gewesen sein muß. Diese Vermuthung bestätigt sich in der That dem psychologischen Historiker, der an der Hand der Erscheinungen dem Faden der Ideenverbindungen zu folgen sucht und die Gedankengespinste der Urzeit richtig zu analysiren im Stande ist. Das Anthropophagenthum, an welches sich in einer spätern Zeit die Sitte der Menschenopfer knüpfen sollte, war ohne Zweifel eine allgemeine Erscheinung der Urzeit und bezeichnet als solche eine bestimmte Phase der frühesten Entwickelung der menschlichen Weltanschauungen.* Was sich heute noch von Handlungen bei vielen Völkerstämmen der Südseeinseln und bei einigen brasilianischen Völkerschaften in Bezug auf den Menschen- und Leichenfraß erhalten hat, sind freilich nur noch Reste und Bruchstücke jenes allgemeinen abergläubischen Brauchs der Urzeit, den wir kaum noch aus bestimmtern Traditionen und Sagen kennen, wohl aber nachweisen können durch die fossilen Reste der Grabstätten. Es lag im Geiste jener frühen Zeit, daß neben dem emporblühenden Leichencultus auch der Auswuchs des Kannibalismus zur Erscheinung kommen mußte, sodaß demselben zugleich ein religiöser Beigeschmack verliehen wurde, der in der spätern religiösen

* Vgl. das Nähere hierüber in den folgenden Anmerkungen und siehe hierüber besonders S. 403.

Unsitte der Menschenopfer noch viel greller zu Tage treten sollte. So lehrt uns ein historischer Rückblick in die fernste Urzeit, sobald wir zugleich das psychologische Mikroskop zu Hülfe nehmen, in einem wie nahen Zusammenhange nicht sowol Leichen- und Thiercultus, sondern zugleich auch jener befremdliche Kannibalismus stehen, den folgerichtig zu erklären schon die verschiedensten Misversuche von seiten so vieler Ethnologen und Anthropologen gemacht wurden. Alle derartigen Erklärungsversuche können indessen nur



Celtisches Cistengrab.

dann gelingen, wenn wir die nebeneinanderstehenden vielfachen Erscheinungen in ihrem psychologischen Zusammenhange mit der herrschenden Weltanschauung und unter den Bedingungen ihrer gegenseitigen Entwickelung übersehen. Hierzu genügt es aber nicht, bloße Summen von Thatsachen anzuführen, sondern dieselben sind auch mit historischem Blick dem psychologischen Faden gemäß aneinanderzureihen.

Noch, sehen wir, war von keinem Götzencultus und von keiner Anbetung der Gestirne die Rede, denn noch hatte sich der religiöse und abergläubische Sinn außer den Thieren keiner andern Natur-

erscheinung bemächtigt. Nur die Thiere, und unter ihnen anfänglich nur erst einige Arten waren in den Gesichtskreis eines bestimmtern religiösen Interesses getreten und damit zusammenhangsvoll in die früheste Weltanschauung bestimmter aufgenommen worden. Noch hatten im Lichte dieser frühesten Weltanschauung die Menschen jener Zeit keine klare Todesvorstellung gebildet, und noch viel weniger hatten sie den Begriff der Seele appercipirt, der erst gebildet werden mußte, bevor sich aus dem sogenannten Leichencultus auch ein Seelen-, Ahnen- und Geistercultus entwickeln konnte. In der bisjetzt entwickelten Anschauung *der Leibeswandlung* aber, nach welcher angenommen wurde, daß nach dem Genusse von thierischen oder menschlichen Gliedern und Theilen auch deren Kräfte in diejenigen *überwandeln*, die sie verzehrt hatten, lagen die vorgebildeten Keime, die nach der Ausbildung des Seelenbegriffs endlich auch zur Seelenwanderungslehre hinüberführten. Wir werden im Folgenden sehen, daß der Begriff der Seele ein verhältnißmäßig sehr spät entstandener Begriff ist, dessen Bildung erst zu Tage trat, als die Urmenschheit in ihren Naturerfahrungen bei weitem mehr vorgeschritten, außerdem aber von den frühesten Menschen zugleich eine der wichtigsten Entdeckungen überhaupt gemacht worden war. Diese Entdeckung war, wie wir im folgenden Bande sehen werden, die Feuerzündung. Es wird sich uns zeigen, wie bestimmte hervorragende Entdeckungen der Urzeit überhaupt in der ursprünglichen Ideenausbildung und in der frühesten religiösen Weltanschauungsweise der Urmenschen nicht nur eine hochwichtige Rolle spielten, sondern zugleich vorzugsweise dazu beitrugen, eine feste Stütze zu werden für den Aufschwung des ursprünglichen Geisteslebens der Menschheit überhaupt.

Die psychologische Analyse lehrt uns, daß die frühesten Gebräuche und die religiösen Erscheinungen der Urzeit von einer bestimmten Weltanschauung getragen in einem nachweisbaren Zusammenhange stehen, und

daß wir uns also keinen Thiercultus ohne Leichencultus, und beide Erscheinungen hinwiederum nicht ohne den Kannibalismus zu denken vermögen. Was hier folgerichtig die psychologische Analyse lehrt, welche in Rücksicht auf den Hintergrund der Weltanschauung den Lauf der Ideenassociationen untersucht, das versucht die ethnologische Systematik durch die Summe thatsächlicher Beispiele zu stützen. Die Ansammlung von Thatsachen ist so übergroß, daß wir es besondern Monographien vorbehalten müssen, dieselben folgerichtig zusammenzustellen, wir verweisen in dieser Hinsicht auf die Arbeiten von Bastian, Tylor und Lubbock, aus denen es leicht ist, die im Folgenden gegebenen Anhaltepunkte zu vermehren. Was zuerst den bereits im vorigen Kapitel besprochenen Häuptlingscultus, resp. Herrschercultus anlangt, so ist es unschwer, die schwächern Nachklänge hiervon bei allen heutigen civilisirten Völkern nachzuweisen; denn wir alle kennen aus eigener Erfahrung die sittlichen Gefühle der Ehrerbietung, die wir empfinden gegen den sittlichen Vorgesetzten und gegen Familienhaupt und Oberhaupt des Staates. Bis zur tiefsten Stufe abgeschwächt erscheinen diese Gefühle in der Republik, wo der oftmalige Wechsel die natürliche Anhänglichkeit der Unterthanen an diesen Staatsfactor leicht untergräbt, am meisten ausgebildet finden wir dieselben dagegen noch heute in allen jenen Ländern, die mit ihren Formen und Volksanschauungen den primitivern Entwickelungsstufen überhaupt näher geblieben sind. Schon bei den Russen finden wir in Europa bezüglich ihres Kaisers im niedern Volk mancherlei Ceremonien und Handlungsweisen vor, die nach Art ihrer Ausdrucksweise uns sklavisch und einer vorgeschrittenen Anschauung sogar abgöttisch und unverständlich vorkommen. Wenden wir uns in das Innere von Asien, so sehen wir, wie sich diese Abgötterei in Bezug auf das Landesoberhaupt bedeutend vermehrt und in China bereits einen tiefreligiösen Charakter annimmt. Der weltliche Kaiser Taiko, der zuerst die getheilten Fürstenthümer Japans unter Einer Gewalt vereinigte, wurde (der Landesgewohnheit zufolge) unter die Götter gerechnet, und wie der Dairi mit dem göttlichen Titel Tajokuni Daimiosin beehrt (im 16. Jahrhundert). (Vgl. Bastian, „Der Mensch in der Geschichte", II, 412.) Gehen wir von China aus südlicher in den Indischen Archipel und zu den Völkern der Südsee, so finden wir, daß sich die Klarheit des Gottheitsbegriffs in einem bestimmten Verhältnisse verdunkelt, während dem gegenüber die Vorstellungen und Handlungen in Bezug auf den religiösen Herrschercultus sonderbarer und übertriebener werden. In Mikronesien und Polynesien findet sich bereits die auffällige Erscheinung, daß sich Häuptlinge wahrhaft vergöttern lassen, insofern sie die (freilich erst später unter ihnen entstandene) Vor-

stellung eines höchsten Wesens dazu benutzen, sich als Götter dem Volke vorzustellen. Auf der Insel Vaitupu (berichtet Gerland, „Anthropologie der Naturvölker", V, 192) lebt ein alter Häuptling, der sich als Gott der Insel vorstellte (Hale 167) und sowol auf Nukufetan wie Nuitao heißt der erste Häuptling Tui (d. h. Herr über alles, und den Begriffen gemäß somit der Höchste). Daß dem entsprechend denn auch die Ceremonien wahrhaft abgöttisch sind, versteht sich von selbst; um nur Eins von vielem Aehnlichen zu erwähnen, durfte (wie Gaimard berichtet) auf Tukopia niemand einen der Fürsten um eine Bitte angehen, ohne die Erde zu küssen. An den meisten Orten jener Gegenden sind die Fürsten und Häuptlinge thatsächlich tabu, d. h. geweiht, heilig und unverletzlich, überall (und das kann uns gleichfalls hiernach nicht wundern) werden sie (freilich erst nach Entstehung des Seelenbegriffs, mit dem, wie wir sehen werden, der Begriff der abgeschiedenen und überirdischen Herrscher gebildet wurde) auch als mit den überirdischen Göttern in wirklicher Verbindung stehend betrachtet, und die Fürsten standen mit den Göttern in stetem Verkehr. („Anthropologie der Naturvölker", V, 194.) Ueberhaupt ergeben die sehr zahlreichen und vielfältigen Thatsachen, welche auf den Südsee-Inseln gesammelt werden konnten, daß die Abzweigung des überirdischen Götterbegriffs vom Begriffe des erhabenen Oberhauptes hier nur sehr unvollkommen vollzogen wurde. Auf Tukopia hatte jeder District ein besonderes Haus, in welchem die Gottheit thatsächlich wohnen sollte, jede der dort wohnenden Gottheiten war mit den Fürsten dieser Bezirke der Insel so eng verbunden, daß sogar der Name eines dieser Fürsten, Arikitabu, sich als wirklicher Göttername auf den Gilbertinseln und den westlichen Karolinen wiederfindet. Die Mattacas (in La-Plata) haben einen Menschen zum Gott und wählen dazu stets den ältesten Greis des Stammes, der zurückgezogen lebt und nur zu zeiten den ihn mit Festlichkeiten empfangenden Stamm besucht. Kommt er bei einer der periodischen Erscheinungen nicht wieder, so wird er als todt betrachtet und der Aelteste nach ihm nimmt seinen Platz ein. (King, und bei Bastian, „Der Mensch in der Geschichte", II, 412.) Ein Usambarane sagte zu Krapf: „Wir sind alle Sklaven des Zumbe (des Königs), der unser Mulungu (Gott) ist." Die macedonischen Könige in Syrien und Aegypten führten bekanntlich den Beinamen „Gott". Kaiser Domitian begann seine Edicte: „Wir als Herr und Gott verordnen." In Guatemala wurde die berühmte Königin Atit in dem Vulkan von Atitlan verehrt (ebend., S. 413). Mit der ursprünglichen Häuptlings- und Herrscherverehrung hängt zugleich die so vielfach vorkommende Verehrung des „Ersten" (d. h. eigentlich des zugleich im Staate am erhaben-

sten stehenden Menschen) zusammen. Dieser sogenannte „erste Mensch war durch die Tradition zu einer völlig göttlich verehrten Person geworden, welche später in der Periode der beginnenden Mythenbildung zu den verschiedensten Sagen über die erste Menschengeburt durch die Hand der Götter Veranlassung gab (sogenannte Adamsmythen). So habe man im ursprünglichen Bewußtsein die Begriffe des Ersten, des Aeltesten, des Herrschenden und der erhabenen Gottesmacht zusammen. Umhlanhlabi (der Weltschöpfer der Kaffern) bedeutet den ersten Menschen als Umzelimango (der zuerst Herausgekommene). Mehrere Stämme der Nothhäute verehren als Schöpfer den ersten Menschen (Rumank-Mackana), der in den Himmel gehoben wurde. Der König von Benin ist nicht nur Stellvertreter Gottes auf Erden, sondern Gott selbst, und wird in beiden Naturen von seinen Unterthanen verehrt, sagt Adams. (Vgl. Bastian, „Der Mensch in der Geschichte", II, 413.) Gleichwie diejenigen (sagt Caligula), welche Schafe und Ochsen zu hüten haben, weder Schafe noch Ochsen sind, sondern eine weit höhere Natur haben, so sind auch die als Hirten über die Menschen gesetzten Herrscher nicht Menschen, wie die andern, sondern Götter. In Rukahiva sind die Taouas eine Klasse, die nach ihrem Tode Gottheiten werden, zuweilen aber erreichen sie den Rang der Gottheit schon während des Lebens als Atuas, von denen als lebende Gottheiten auf jeder Insel zwei oder drei lebten, die durch Menschenopfer verehrt wurden. Es versteht sich von selbst, daß ihnen zugleich übermenschliche und götterartige Kräfte beigelegt wurden, und so glaubte man, die Atuas könnten reiche Ernten oder Unfruchtbarkeit verursachen, oder nach ihrem Belieben tödliche Krankheiten senden. (Bastian, S. 417.) Ebenso ist es in Afrika bei den Malgaschen: „Die Stellung des Königs ist hier eine außerordentlich hohe, fast übermenschliche; bei den Antaymours, wo sich dies am stärksten geltend zu machen scheint, wird er fast göttlich verehrt, ist aber auch für das Gedeihen der Früchte und für alles Unglück verantwortlich, von dem das Volk betroffen wird." (Leguével, I, 320; d'Unienville, III, 285; Waitz, „Anthropologie der Naturvölker", II, 439.) Diese Beispiele bezüglich des Herrschercultus in seiner tiefsten abgöttischen Form ließen sich noch vermehren, es ergibt sich aus ihnen, in einem wie nahen Zusammenhange noch heute bei vielen niedern Völkern (gleich vielen unserer Kinder, vgl. die Anmerkung des vorhergehenden Kapitels) die Vorstellungen von einflußreichen, hochgestellten und erhaben scheinenden Herrschern, mit denen höherer übermenschlicher Gewalten (als Götter) stehen. Die Vorstellungen über die Macht und Gewalt der Herrscher und Heroen und der sich in der frühesten Urzeit außerordentlich umfangreich und bedeutend gestaltende

Cultus derselben lieferte zugleich den natürlichen Stamm, von dem sich die spätern Vorstellungen kosmischer und überirdischer Macht abzweigen konnten.

Wie bei einer fast abgöttischen Anhänglichkeit und Verehrung der Oberhäupter auch der Opfercultus und der Leichencultus einen ähnlich übertriebenen Charakter annehmen konnten, ist hiernach erklärlich. Die sittlichen Grundlagen für den entstehenden Opfercultus haben wir im Texte dargelegt, sie wurden gebildet von den Gefühlsregungen, welche das Herz des Menschen antrieben, der von ihm verehrten Person auch durch Handlungen seine Dankbarkeit und seine Hingabe zu beweisen. So brachte man den verehrten erhabenen Oberhäuptern Speise und Trank in einer ähnlichen Weise dar, wie wir das noch heute bei den auf niedrigen Stufen stehenden Naturvölkern antreffen. Zu einem ganz eigenen Cultus bildete sich dieses natürliche Opferwesen durch die Leichenverehrung aus. Wollte man dem Verstorbenen Verehrung und Anhänglichkeit beweisen, so hatte man doppelten Grund, ihm Speise und Trank an der steinernen Leichenstätte niederzulegen; denn einestheils verstand sich das naive Bewußtsein noch nicht von dem Gedanken loszumachen, daß die Leichen der Speise nicht mehr bedürften, und andererseits rief die Trauer um den Entschlafenen die Gefühle des Mitleids und des Wohlwollens doppelt wach, und so dürfen wir uns nicht wundern über die reichlichen Gaben, welche an den Grabstätten niedergelegt wurden. In den ägyptischen Pyramiden finden sich zugleich die Opferkammern angebracht, in denen dem Cultus gemäß die Opfersitte vollzogen wurde. Freilich wurde der ursprüngliche Opfercultus durch den an die Entstehung des Seelenbegriffs sich anlehnenden Geister- und Dämonencultus später modificirt, er verlor an den Grabstätten allmählich an Bedeutung und ging nach Entstehung des Priesterthums, wie wir sehen werden, auf dieses über, um endlich nur noch als symbolische Handlung bei dem entstandenen Götter- und Götzendienst bestehen zu bleiben; allein trotz dieser völligen Wandlung des Opfercultus haben sich mannichfache Bruchstücke des am Grabe vollzogenen Opferdienstes unter unsern niedrig stehenden Naturvölkern noch erhalten.* Durch die

* Auch bei den christlich civilisirten Völkern findet sich noch ein Bruchstück dieser symbolischen Handlungsweise am Grabe, wir haben nur nöthig an die drei Hände voll Sand zu denken, welche wir in die Grube werfen, um hiermit dem Todten unsere letzte Liebesgabe zu spenden. Nichts anderes ist es, wenn die Südafrikaner aus Achtung beim Vorübergehen jedesmal einen Stein auf das Grab eines Häuptlings werfen. So entstanden in Afrika mit

nahe Verwandtschaft und den natürlichen Uebergang des Heroen- und Häuptlingscultus in den spätern Göttercultus kann es uns nicht wundern, wenn wir noch so vielfach den Traditionen begegnen, nach denen hier oder da eine Gottheit als solche thatsächlich begraben liegen solle. Und wenn nun in der That solch ein Grab aufgewiesen wird, so kann es uns noch viel weniger wundern, daß an demselben auch noch heute gecpfert wird. Umaturu, die höchste Gottheit der Tamaras der Ebenen (Owaherero), soll unter kegelförmigen Steinhügeln an verschiedenen Orten begraben sein (Galton), und ebensolche Gräber, auf die jeder Vorübergehende einen Stein oder Zweig als Opfer wirft, finden sich im Tamaralande sowie auch bei den Matebele im Osten des Ngami. (Bastian, ebend., S. 332.) Diese Gräber und die sich daran knüpfenden Sitten erstrecken sich vom Camtus und Großen Fischfluß durch das ganze Kaffernland. (Vgl. Waitz.) Nach Ben Schohrab verehren die Sabäer oder Syrier die Pyramiden, wo Sabi begraben liege. Die Bewohner der Marianen verehrten die Gebeine ihrer Voräitern in ihren Häusern, indem sie dieselben mit Cocosnußöl salbten. Die Skelete der Häuptlinge und vorzüglichsten Könige sind in Holzkasten (die mit Fellen bedeckt werden) eingeschlossen und in Höhlen niedergelegt, wo ihnen die Jagas eine Art Gottesdienst bezeugten, indem sie vor Beginn des Krieges dort opferten. (Bastian, ebend., S. 396.) Clemens Alexandrinus erwähnt, daß im Nillande die Gebeine eines Gottes in einer Pyramide verschlossen wurden, woselbst sie verehrt werden. Die Frauen der Mandanen setzen sich täglich auf die Schädelstätten vor die auf Salbei gelegten Schädel ihrer verstorbenen Kinder, und unterhalten sich zärtlich mit ihnen wie im Leben, indem sie dieselben in die Arme nehmen. (Bastian, S. 396.) Der Leichencultus steht in Verbindung mit dem Thiercultus. Die menschenfressenden Thiere waren es, die zuerst in den religiösen interessevollen Gesichtskreis traten. Thiere waren verwandelte Menschen oder doch Halbmenschen, welche unzufrieden mit ihrem Schicksale die Menschen verfolgten. (Siehe die im Texte auf S. 390 hierzu angeführten Beispiele.) So sonderbar dieser Ideenzusammenhang uns heute erscheint, und sowenig wir noch heute begreifen können, daß es Völkerstämme gibt, welche, vom sittlichen Mitleid getrieben, ihre Kranken lieber selbst auffressen, als daß sie dieselben in ihrer Hülflosigkeit den Raubthieren über-

---

der Zeit förmliche Steinhaufen, die sich gleichsam zu Götzenbildern aufthürmten, und noch Mohammed fand derartige Steinhaufen vor, und es war ihm schwierig, das Volk von dem gewohnten Opfergebrauche, hier einen Stein niederzulegen, abzubringen.

lassen, und sowenig wir den Menschenfraß als eine ursprünglich religiöse abergläubische Sitte überhaupt noch begreifen können, so ist der Gedankenzusammenhang dennoch zu bestimmt ausgesprochen, als daß wir ihn zu leugnen vermöchten. Um uns diesen Gedanken in der Vorstellung einigermaßen näher zu bringen, müssen wir vor allem bedenken, daß die Urvölker zu damaliger Zeit, da diese seltsamen Gebräuche Wurzel faßten, noch kein Feuer kannten, ihre Speisen noch nicht kochten, und alle Fleischnahrung völlig roh und oft wol nicht einmal frisch, sondern im halbverfaulten Zustande, ganz ähnlich wie die Raubthiere, zu sich nahmen. Fassen wir aber die Roheit des damals noch thierisch-menschlichen Lebens ins Auge, so erscheint es alsdann nicht mehr so wunderbar, daß ein Weib der Urzeit ein ihm erschlagenes Kind als Nahrung mit derselben Gleichgültigkeit zu sich nahm wie andere rohe Fleischnahrung. Denn nehmen wir nur die Thatsache hinzu, daß die Schwächern der wilden Stämme oft genug ein Raub der Thiere wurden, und die Gestorbenen wie die Erschlagenen ebenfalls in frühester Zeit den aasfressenden Thieren anheimfielen, so erklärt es sich denn wohl, daß ein Mensch der damaligen Zeit kein Unmensch war, wenn er, um den Raubthieren die Seinigen nicht zu überlassen, deren Leiber verzehrte. Erst später, als man Werkzeuge und Kunstkenntniß genug besaß, um die Verstorbenen in Gräber zu bergen, konnte sich das Verachtenswerthe solcher Gebräuche entwickeln, und selbst dabei dürfen wir nicht vergessen, daß anfänglich wol nur erst die Leiber der Vornehmsten beschützt und in Grabstätten geborgen wurden. Alle Sitten und Unsitten damaliger Zeit ruhen, wie wir sehen, auf einer naiven materialistischen Weltbetrachtungsweise. Man konnte sich unter dieser Anschauungsform die Kräfte und das Leben gar nicht gesondert von den materiellen Theilen vorstellen, und an den Begriff einer vom Körper sich unsichtbar, das heißt körperlos abscheidenden Seele war daher ursprünglich noch in keiner Weise zu denken. Alle hierher gehörigen Auffassungen und Anschauungen sind eben in ihrer Art, wenn wir wollen, die vollständigste Widerlegung einer wirklich ausgebildeten Seelenanschauung. Wenn sich später nach der Erfindung des Feuerzündens, wie wir sehen werden, der Seelenbegriff bilden und verbreiten konnte und in den meisten Anschauungen selbst der niedrigsten Völker Eingang fand, so ist es dem Historiker recht wohl begreiflich, wie sich die Gebräuche jener Zeit, die den Seelenbegriff noch nicht kannte, dennoch erhalten konnten, trotzdem dieselben in mannichfachen Widerspruch mit der später gebildeten Seelenanschauung traten. So liefen denn bei vielen Völkern in späterer Zeit beide Anschauungen nebenher und gingen die widerspruchsvollsten Verschmelzungen ein, die wir aufzulösen haben, wollen

wir sie verstehen. Nach Cook werfen die Neucaledonier Hügel über ihren begrabenen Todten auf, gleich den australischen Wilden, und die Tumuli wurden vielfach in den verschiedenen Welttheilen mit Steinen belastet, damit die Seele Schwierigkeiten fände, sie fortzuwälzen. Wir sehen, daß hier die Seelenanschauung bereits klar besteht, aber dennoch erkennen wir aus den Fähigkeiten, die ihr zugeschrieben werden, daß sie noch mit jenem materialistischen körperlichen Beigeschmack gedacht wurde, welcher das Zeitalter vor der Seelenlehre beherrschte. Nach Tacitus pflegte man das Grab vornehmer Germanen, die mit einer besondern Art von Holz verbrannt wurden, nur mit Rasen zu bedecken, um den Leichnam nicht zu beschweren: Sit tibi levis terra. Auch diese uralte Anschauung läßt noch durchblicken, daß man den eigentlichen Leichnam bezüglich tieferer Kräfte und Empfindungen noch für mehr ansah, als er doch im Grunde war, so schwer, sehen wir, wurde es selbst den Völkern, welche am klarsten ihre Seelenlehre ausbildeten, sich von den eingewurzelten und ursprünglich übertrieben naiven materialistischen Vorstellungen loszumachen. Der Leichnam blieb dem frühesten Urmenschen eben, seiner naiven materialistischen Anschauungsweise gemäß, mit allen seinen frühern Kräften behaftet. Diese Kräfte waren ihm nur gleichsam wie beim Schlafenden zurückgedrängt, und also nicht völlig getrennt, abgeschieden und verloren. So glaubte man den Leichnam conserviren und bei sich behalten zu müssen, und die später sich entwickelnde merkwürdige Sitte der Leichenconservation durch das Einbalsamiren wird erst hiermit begreiflich. Ebenso wenig können uns die so vielfach sich noch heute bei Naturvölkern vorfindlichen Gebräuche wundern, nach denen dem Leichnam ein schützendes und für Angreifer unzerstörbares Gebäude gebaut wurde. So konnten die Pyramiden mit ihren festen steinernen Umwallungsmauern entstehen als feste Todtenburgen, die einer langen Zerstörung Trotz boten.*

---

* Der eigentliche Pyramidenbau findet sich sehr weit verbreitet und liefert uns den Beweis, wie weit sich eigenthümliche Gebräuche und Formen in der Urzeit ausbreiten konnten. Es bauten nicht blos Aegypter, Griechen und Römer (Lucian, II, 931, de Luct.), sondern auch die Otaheiten und alle südlichen asiatischen Völker derartige Grabstätten, und auch in Amerika, sowie neuerdings in Neuholland hat man Spuren dieser Grabanlagen gefunden. (Vgl. zugleich Meiners, „Grundriß der Geschichte aller Religionen", S. 44.) Daß die Pyramiden nicht, wie Meiners angibt, bloße Ehrendenkmale sind, sondern gleich allen Steingräberbauten den Zweck des Leichenschutzes verfolgten und äußerlich gleichzeitig die Erhabenheit des verklärten Todten zum Ausdrucke brachten, wird nach dem im Texte Erörterten erhellen.

Viele Völker behalten aus Aberglauben ihre Leichen in ihren Hütten. So behalten die Fürsten der Battas ihre Leichen in verpichten Särgen lange zu Hause. Die Karaiben von Caramairi beerdigten die Häuptlinge in wohlverwahrten Hütten. (Bastian, II, 378.) Während die Lares publici vergötterte Helden der mythischen Periode des römischen Volkes waren, deren Gräber man noch nachweisen konnte, bei denen man sich ihren Sitz dachte und von welchen ihre schützende Wirksamkeit ausging, waren dagegen die Lares privati berühmte ausgezeichnete Vorfahren einer Familie, die diese als Lares familiares verehrten. Deshalb wurden in ältern Zeiten die Verstorbenen im Hause ihrer Familie beerdigt, wie auch später die Kinder, die vor dem vierzehnten Jahre starben und deren Begräbniß (suggrundarium) das überstehende Dach des Hauses war. Davon hießen die Lares grundules (die unter dem Vorsprunge des Daches ihren Platz hatten), denen schon Romulus unter den dreißig Curien einen Cultus anordnete. (Vgl. auch Bastian, II, 405.)

Eng mit dem Leichencultus in Verbindung stand einerseits, wie wir sahen, der Thiercultus und andererseits das Anthropophagenthum. Den Zusammenhang für alle drei so merkwürdigen und hochwichtigen Erscheinungen der frühesten Urzeit hat man bisjetzt nicht klar eingesehen, weil man den umfassenden Rahmen der Weltanschauung, der sie angehören, nicht feststellte. Besonders der Thiercultus hat bisher die naivsten und phantastischsten Erklärungsweisen hervorgerufen. Es würde uns zu weit führen, die große Reihe völlig unbrauchbarer Interpretationen hierüber anzuführen.

Hören wir beispielsweise was Moritz Busch, der sich in seiner „Urgeschichte des Orients" an Lenormand anlehnt, Thl. I, S. 153, hierüber berichtet: „Dankbar blickten die Aegypter zu den freundlichen Naturmächten auf, die sie inmitten der Einöde glücklich sein ließen. Sie stellten sich diese gnädigen Mächte in Menschengestalt vor, aber aus der Urzeit ragte bis in die letzten Jahre ihrer Geschichte hinein zugleich der Glaube, daß sie in gewissen Thiergattungen verkörpert seien. Vielleicht, daß ihnen in jener Periode das sich stets gleichbleibende Leben der Thiere imponirte, da ihnen ein festes, unveränderliches Wesen das Höchste war, und daß die Verbindung dieser Stabilität mit Bewegung und einer gewissen Freiheit, die sie an den Thieren doch auch beobachteten, ihnen als der Typus des Göttlichen erschien." Offenbar ist mit solchen Anschauungen in psychologischer Beziehung nichts anzufangen. Hören wir einen andern Historiker, der über die Geschichte aller Religionen schrieb, wir meinen Meiners, bei ihm heißt

es S. 28: „Der Thierdienst war ebenso allgemein als der Fetischismus, und ist einer der wichtigsten Zweige desselben. Thiere beteten in Afrika nicht nur die Aegypter, sondern auch alle Negervölker an. In Amerika sind alle Wilden, und auch in Asien sind noch jetzt, oder waren wenigstens alle großen Völker, besonders die Syrer und Araber, die Scythen und Perser, die Hindus und Tibetaner, die Bewohner des Kaukasus, die Chinesen, Tunkinesen und sibirischen Barbaren ebendiesem Dienste ergeben. Auch in Europa verehrten die alten Deutschen oder celtischen Völker, nicht weniger die Griechen und Römer gewisse Arten von Thieren. Man betete Thiere sowol wegen ihrer Schädlichkeit als wegen ihrer Nützlichkeit und überdem noch aus andern nicht so natürlichen und leicht zu findenden Ursachen an." Daß Thiere ihrer Schädlichkeit halber, andere des völlig umgekehrten Grundes halber in das Bereich des Erhabenen traten, schien den ältern Psychologen gar nicht wunderbar, und das kann nicht auffallen, da sie den Begriff des Erhabenen und seine Forderungen in Bezug auf den Inhalt nicht kannten, sodaß die „entgegengesetztesten Gründe und Ursachen ohne Anstand als natürliche Widersprüche in den gemachten Religionsbegriff aufgenommen wurden". Verhält es sich so mit den Schriftstellern einer frühern Periode, so scheint es in psychologischer Hinsicht kaum in neuester Zeit viel besser geworden zu sein. So findet sich in einem sonst trefflichen Werke von Fritz Schultze über Fetischismus* folgende bemerkenswerthe Stelle: „Sowol dem Bewußtseinszustande als auch den Willensbestrebungen nach unterscheidet sich der Naturmensch wie im Peschcräh fast gar nicht, auf etwas entwickeltern Stufen sehr wenig von den Thieren. Die Welt der Thiere ist auch die seinige. Beider Interessen sind auch dieselben. Es ist also fast noch gar kein Unterschied zwischen dem Naturmenschen und dem höher organisirten Thiere. Wenn aber der Mensch noch nicht von diesen Thieren verschieden ist, so kann er sich auch noch nicht *als ein von den Thieren gänzlich Verschiedenes wahrnehmen*; sein eigenes Thun und Treiben und das der Thiere stimmen überein; es sind dieselben Bestrebungen (?), dieselben Motive bei beiden; der Naturmensch findet im Thiere sich selbst wieder, deshalb betrachtet er es nothwendig als *seinesgleichen*, als ihm in jeder Hinsicht ebenbürtig. So muß schon aus dem einfachen Grunde, *weil Naturmensch und Thier de facto noch kaum verschieden sind*, die Auffassung des Thieres als eines *auf gleicher Höhe* stehenden Wesens sich ergeben."

* Fritz Schultze, „Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte" (Leipzig 1871), S. 196.

So zerfahren und verwaschen kann man sich den psychologischen Thatbestand, der täglich durch Experimente in jedem Zoologischen Garten näher zu constatiren ist, zurechtmachen, um eine der merkwürdigsten psychologischen Erscheinungen zu erklären. Dazu kommt, daß auch Schultze den Begriffsinhalt des Erhabenen nicht erfaßt, denn hiernach kann es kein Motiv sein, Thiere, die „auf gleicher Höhe mit dem Menschen stehen", als erhabene, anbetungsvolle Wesen aufzufassen. Die Psychologie des Urmenschen macht sich Schultze ohne jeden genauern Vergleich mit den Thieren zurecht. Es wäre, wie wir schon in der Einleitung schilderten, traurig um die Existenz des sogenannten Urmenschen bestellt gewesen, hätte er sich und seinesgleichen nicht von einem Tiger oder einer Hyäne genau zu unterscheiden, und zwar streng zu unterscheiden gewußt, und diese Thiere so zärtlich behandelt und angeredet wie seinesgleichen und seinen Nächsten. Diese crasse Unnatürlichkeit als etwas sich von selbst Verstehendes hinstellen, heißt eben nichts anderes, als sich von vornherein auf die Basis des Unnatürlichen begeben. Es ist gewiß psychologisch aufs höchste merkwürdig, daß es gerade die unliebenswürdigsten Thiere und die gefährlichen waren, welche der Urmensch in das Bereich der sittlichen erhabenen Nächstenliebe zog; aber eben der hierin liegende psychologische Widerspruch muß erst durch die Erkenntniß der Ursachen aufgelöst werden, bevor man solche Thatsachen rein nativistisch und mit unpsychologischen Anschauungen zu rechtfertigen sucht. Welches höhere Thier erkennt seine Jungen nicht wieder, und weiß sie nicht genau von andern Arten zu unterscheiden, welches Thier unterscheidet überhaupt nicht genau und scharf, und sozusagen schon durch Geruch und Witterung Freund von Feind. Gerade umgekehrt, bezüglich dieser Unterscheidungsschärfe bringen es die Thiere in ihren Erfahrungen auf das allerweiteste. Niemals aber können sich die für Feind und Freund erzeugten heterogenen Gefühle so mischen, daß sie verwechselt werden, es sei denn, die Thiere befänden sich gewissermaßen im Delirium, wovon sie indessen nichts wahrnehmen lassen. Die Unterscheidungsschärfe des Urmenschen aber kann nicht im Hinblick auf die so schwierig zu erklärende Thieranbetung unter die Unterscheidung aller Thiere herabgerückt werden. Wenn uns Beobachter aus der Thierwelt berichten, daß selbst die Bienen ihre Königin noch nach dem Tode gewissermaßen mit Liebkosungen überhäufen und verehren*, so liegt für uns darin kein psychologischer Widerspruch, selbst wenn das Factum vielleicht auf ungenauer Beobachtung beruhen sollte; wollte man hingegen uns berichten, daß

* Vgl. Bastian, II, 380.

die Maikäfer den Sperling verehren, so würden wir einfach den Kopf schütteln. Vom Urmenschen aber wird uns nur ein in die gleiche Kategorie fallendes Factum berichtet, und da gilt es nun nicht die Gesetze umzukehren, sondern die neuen Verbindungen nachzuweisen, welche eine solche scheinbare Umkehr bewirken konnten. Wir haben im Texte diese Verbindungen und ursprünglichen Ideenassociationen dargelegt und erkannt, daß sie ihren Grund in einer kindlichen und übertriebenen materialistischen Anschauung über das Verhältniß der Kräfte zum Körper hatten. Hieraus gingen eigenthümliche Anschauungen über die Natur des Leichnams und den Verbleib der Kräfte, welche sich andere aneigneten, hervor. Alle menschenfleisch- und aasfressenden Thiere traten hierdurch in einen nähern Beziehungskreis zum Leichnam und zum Todten, und da man aus sittlichen Gründen den Leichnam des Verstorbenen ehrte, so traten mit der Zeit auch jene Thiere allmählich in den Kreis der sittlichen Verehrung.

Es ist charakteristisch für die psychologische Auffassungsweise aller dieser Thatbestände, daß man neben vielen unhaltbaren Erklärungen* des Thiercultus auch zuweilen den richtigen Grund berührte, ohne hierauf besondern Werth zu legen, und so nur von fern den wirklichen Zusammenhang ahnte. So sagt Waitz** in seinem berühmten Werke: „Die An-

---

* Die unhaltbaren Erklärungen über das Phänomen des Thiercultus von Edw. Tylor und John Lubbock wurden in der Einleitung bereits dargelegt. Vgl. daselbst S. 5 fg.

** Die Gründe, welche Waitz zur Erklärung des Thiercultus angibt („Anthropologie der Naturvölker", II, 177), sind ähnlich denen, welche wir soeben bei Schultze kennen lernten. Er meint, das Treiben der Thiere erscheine dem Menschen dunkel und geheimnißvoll. (?) Als wenn das einseitige und gleichartige Auftreten der Raubthiere dem Menschen gegenüber noch Geheimnisse in sich schlösse. Diese Art von Geheimnissen von vornherein zu errathen, war eben dem Menschen angeboren. Sodann schließt Waitz weiter, indem er sagt: „Dies wird verständlich, wenn man weiß, daß ihm alles für ein Thier gilt, was sich selbständig zu bewegen scheint, Töne von sich gibt und dergleichen. Der erste Dudelsack, den sie (die Neger) sahen, war ein Thier u. s. w." Diese Art von ganz natürlich kindlicher Betrachtungsweise macht eben nichts Weiteres wie die Neugier verständlich, um herauszubekommen, ob das Ding wol ein gefährliches oder ungefährliches Wesen ist. Ist der Dudelsack nicht gefährlich, so wird er vom Wilden allmählich betrachtet und endlich gleichgültig beiseitegelegt, ist er aber eine gefährliche Maschine, so wirft er ihn von sich, um ihn niemals wiederzusehen; denn seine religiöse Nächstenliebe kann er nicht erwecken. Man wolle nur immer beachten, daß das pure Feindliche und Schadenbringende ebenso einseitig gehaßt und gemieden wird, wie das

thropologie der Naturvölker", II, 177: „Außer jenem allgemeinen Grunde der Verehrung mancher Thiere (vgl. Anmerkung) kommen oft noch besondere hinzu: man trägt eine religiöse Scheu vor ihnen, weil sich höhere Geister und mächtige Zauberer in sie verwandeln können, weil die Seelen der Todten bisweilen Thiergestalten annehmen, auch wol weil manche von ihnen Menschen fressen, Leichen ausgraben und auf diese Weise menschliche Seelen verschlingen und sich aneignen. Letzteres scheint z. B. bei den Kaffern, die ihre Todten den Wölfen preisgeben, der Hauptgrund ihrer religiösen Scheu vor diesen Thieren zu sein." Aus dieser Angabe blickt der ursprüngliche und eigentlich psychologische Zusammenhang deutlich durch; denn wir dürfen nicht vergessen, daß dieser von Waitz angeführte Thatbestand bei den Kaffern sich auf eine Zeit bezieht, in der durch die längst eingedrungene Seelenlehre sich die ursprünglichen Anschauungen bereits völlig geändert oder doch modificirt und durch weitere Abzweigungen und Zusätze zu den ersten Grundgedanken erweitert hatten. Allein sehen wir uns selbst diesen bereits modificirten Thatbestand an, den uns Waitz hier citirt, so kommen wir doch zu keiner folgerichtigen Erklärung desselben, wenn wir nicht auf die allgemeinere und ursprüngliche Weltanschauung recurriren; denn ein jedes Phantasma muß sich doch auf irgendeine bestimmtere Ideenassociation beziehen, und wenn Zauberer sich in Thiere verwandeln können, und die Todten bisweilen Thiergestalt annehmen sollten, so muß die Phantasie hinsichtlich solcher Vorspiegelungen doch bestimmte Beziehungen der Todten zu den Thieren vorgaukeln; denn ohne Verbindungen existirt im Geiste des Menschen eben kein Gedanke, sei er auch noch so phantastisch. Die Aufgabe, welche uns nun in psychologischer Hinsicht in Bezug auf den Thiercultus im einzelnen gestellt wird, ist die, für jede einzelne Thierart, welche sich in einen Cultus und innerhalb des religiösen Ideenkreises verflochten findet, genau die Ideenassociationen nachzuweisen, durch welche das geschehen ist. Diese Aufgabe, das ist leicht zu sehen, fällt im Grunde dem Detailforscher und Systematiker zu. Wir indessen haben uns hier nur im allgemeinen auf die leitenden Grund-

---

Ungefährliche vergessen. Erhabene Verehrung ziehen Objecte daher, wie wir sehen, nur dann auf sich, wenn wir durchfühlen, daß sie sich durch jene erziehende und Einfluß übende eigenthümliche Doppelkraft Achtung und Interesse zu erwerben wissen, welche wir zusammengesetzt finden gleichzeitig aus Furcht und gerechter Liebe. Beide Gegensätze verschmelzen im sittlich Erhabenen.

gedanken in psychologischer Hinsicht und mit Hinblick auf die historische Entwickelungslehre des Geistes zu beschränken.

Vorläufig nun haben wir es hier mit den feindlichen, gefährlichen und bösartigen Thieren zu thun. Wir haben durch den Verlauf der Ideenassociation in Bezug auf diese eine Vermenschlichung und Verwandlung nachweisen können, wir sahen ein, wie sie auf Grund abergläubischer Beziehungen und bestimmter Erfahrungen in das religiöse Interesse traten, und damit erklärt sich, wie sie auch mancherlei menschliche Verehrung und Nächstenachtung erfahren konnten. Andeutungen über die Ideenverbindungen, die hier ursprünglich sich als wirksam erwiesen, haben sich vielfach erhalten in den symbolischen Formen der Gottheitsgestalten solcher Völker, die in hervorragendem Maße dem Thierdienste ergeben waren. Die Aegypter beispielsweise dachten sich den Wächter der Unterwelt unter dem Bilde eines aus Löwe oder Hund und Krokodil zusammengesetzten Ungethüms, während sie den Herrn des Himmels und der Erde als Sphinx darstellten, d. h. als eine Combination von Widder, Löwe, Adler und Mensch. (Uhlemann, II, 222; „Todtenbuch", Taf. L, siehe M. Schultze, „Handbuch der Ebräischen Mythologie", S. 162.) In diesen Zusammenhang gehört ferner der griechische drei- bis funfzigköpfige Höllenwächter Kerberos, und der aus Löwe, Ziege und Schlange zusammengesetzten lykischen Chimaira entspricht nach Martin Schultze der germanische Fenriswolf, der auf einem bronzenen Leuchter wirklich in combinirter Gestalt, ähnlich einem Greif erscheint, und dem höllischen Hvelpr und dem leichenfressenden Drachen Nidhöggr. Sphinx dagegen entspricht, abgesehen von dem thebanischen weiblichen Ungethüm dieses Namens, dem griechischen γρύψ sowie dem deutschen „Vogel Greif" (althd. krîfo) und dem persischen Sî-murg, ferner den germanischen, ursprünglich schön und hülfreich, später gräßlich gedachten Sieg- und Wunschweibern (Walkürien), die in Vogelgestalt erscheinen, sowie den mit jenen verwandten Fylgien, Schutzgeistern, von denen ausdrücklich berichtet wird, daß sie die Gestalten vieler Thiere annehmen. Aus den Bildwerken der Assyrer ist bekannt, daß auch sie Combinationen von Löwe, Adler, Stier und Mensch liebten. (Martin Schultze, a. a. O., S. 163.) Welche Bewandtniß es mit dem Stiere und andern Hausthieren wie Schaf, Ziege, Lamm und Widder hatte bezüglich des Thiercultus, werden wir später sehen, wenn wir den Licht- und Feuercultus im Verein mit dem später entstehenden Ackerbau und der Viehzucht ins Auge gefaßt haben. (Vgl. hierüber die ersten Kapitel des zweiten Bandes.) Daß die Ebräer sich den Herrn des Scôl (Unterwelt) unter dem Bilde eines combinirten Ungethüms dachten, wird zwar nicht ausdrücklich berichtet,

läßt sich jedoch aus Stellen wie Ps. 49, 15 folgern, wo vom Todesgotte gesagt wird, er nage die Todten, gerade wie der nordische Nidhöggr. Auch die vielgestaltigen Ungethüme, die der Apokalyptiker des Buches Daniel und nach seinem Vorgange der „Theolog Johannes" (Dan. 7, 2 fg.) aus dem Meere steigen läßt, um die dem Judenthume feindlichen politischen Mächte zu repräsentiren, verdanken wol derselben Anschauung ihre Entstehung. Von den Semiten wissen wir, daß Assyrer und Phönizier löwenköpfige Götter verehrten, und zwar als Repräsentanten der Sonne (Melqart, der „tyrische Hercules", wird mit Löwenhaut und Keule abgebildet). Nêrgal (assyr. Nirgal) war der „Löwengott" der Leute von Kût (assyr. Kuti). Nisrôk war ein falken- oder adlerköpfiger Gott der Assyrer u. s. w. (Vgl. Martin Schultze, a. a. O., S. 161.) In Bezug auf die übrigen Thiere wird uns der weitere Verlauf der Urgeschichte das Nähere lehren. Es wird sich zeigen, daß die indifferenten, gutmüthigen und ungefährlichen kleinern Thiere, die in den religiösen Ideenkreis eingetreten sind, denen daher das Furchtmoment bezüglich der Achtung mangelte, dasselbe erst nach der Erfindung des Feuerzündens und den sich hiermit allmählich wandelnden Opfercultus und Gestirndienst erlangen konnten.* Es sind also zunächst hier nur die Raubthiere und Raubvögel, und die mit jenen wieder in einer häufigen Verbindung stehenden Thiere, welche in das Netz der ersten Ideenassociation in dieser Beziehung hineingezogen werden konnten. Es war in der That eine Art von „Leibeswanderungslehre" (da von einer Seelenwanderung vor der Bildung eines Seelenbegriffs noch nicht geredet werden konnte), welche sich auf Grund dieser ersten Ideenassociationen ausspann. Da der Thiercultus mit dem Leichencultus in Verbindung stand, so erfuhr er in Aegypten denn auch eine sehr weit reichende Ausbildung. Wie sehr es in Aegypten zugleich vorzugsweise auch die menschenfressenden Raubthiere waren, welche hervortraten und die religiöse Phantasie belebten, beweist uns der Inhalt des altägyptischen Todtenbuchs, von dem wir nach den trefflichen Entzifferungen eines Champollion, Lepsius, Hincks, Lenormand und anderer allmählich genauere Einsicht nehmen konnten. In der That finden wir in dieser merkwürdigen schriftlichen Todtenmitgift, welche man den einbalsamirten Leichen auf die Brust legte, daß sich Kapitel 27—42 auf die menschenfressenden Thiere beziehen. Der Todte bittet hier, daß er nicht von den

* Vgl. zugleich Anmerkung hierüber im Texte oben bezüglich der Beziehungen der Thierarten zu Licht und Finsterniß durch ihre Farben, äußeres Aussehen und bestimmte Merkmale.

Thieren verschlungen werden möge, und das Kapitel 42 enthält in mystischen Hinweisungen auf die Götter alles das, was er thun muß, um diesem Uebel zu entgehen, und im Falle er verschlungen wird, wieder lebendig herauszukommen aus dem Thierleibe.* Da wir von Aegypten sprechen, so denke man ferner zugleich an den berühmten Dämon, welcher „der Verschlinger der Todten" genannt wurde. Dieser Dämon wurde dargestellt als ein Thier mit dem Kopfe eines Krokodils, dem Vordertheile eines Löwen und dem Hintertheile des Flußpferdes.**

Es liegt nicht in unserer Absicht, im einzelnen alle diejenigen Thiere aufzuzählen und deren Verehrung in den verschiedenen Ländern nachzuweisen, welche in den hier besprochenen Kreis, dessen Mittelpunkt stets das Verzehren von Menschenfleisch ist, hineingehören. Nur die in die Augen springendsten Arten wollen wir in dieser Beziehung kurz anführen. Eine große Verehrung fand der Löwe sowol in Aegypten wie im übrigen Afrika, und dort wo er zu Hause ist, ferner der Tiger in Asien und auf den Sunda-Inseln. Der Panther in seiner Heimat (auch im Dienste des Dionysos spielt derselbe eine Rolle und galt in etruskischen Gräbern als das Symbol der Unterwelt). Auch der (früher vor der Zähmung als fleischfressendes Raubthier auftretende) Hund*** war als

---

* Vgl. R. Lepsius, „Das Todtenbuch der Aegypter, nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin, mit einem Vorwort zum ersten mal herausgegeben" (Leipzig 1842).

** Vgl. „Ausland", Jahrg. 1869, S. 540.

*** Die Zähmung und Abrichtung des Hundes ist in Asien und Europa kaum so alt, als gewöhnlich geglaubt wird. Layard hat auf den Jagdscenen gerade der ältesten assyrischen Denkmäler keinen Hund dargestellt gefunden. In der Bibel findet sich keine Spur von der Verwendung des Hundes zur Jagd, so sehr auch in der Geschichte Esau's sich Gelegenheit geboten hätte. Der Hirtenhund ist nur bei Hiob 30, 1 und Jes. 66, 10 fg. erwähnt. An allen Stellen erscheint der Hund stets als ein verächtliches und höchst gefährliches Thier, neben Löwen, Büffeln u. s. w., ein Thier, das Leichen frißt und das Blut der Getödteten leckt. Jes. 15, 3 wird mit der Sendung von vier Plagen gedroht: des Schwertes zum Morden, der Hunde zum Schleifen der Leichen, der Vögel des Himmels und des Wildes der Erde zum Fressen und Verderben. Bei den Juden ist der Hund ein „unreines" Thier, läuft er über die Opferstätte, so ist das Opfer gestört. Die wüthenden Hunde des Aktäon sind ein Nachklang der frühern Vorstellungen. Geiger hält nach seinen Untersuchungen dafür, daß das Urvolk der Indogermanen den Hund nur anfänglich in ungezähmtem Zustande gekannt habe. (Vgl. das Genauere hierüber

Symbol der Unterwelt im Gebrauch, und derselbe genoß mannichfache Verehrung, desgleichen der Schakal und der Wolf, im Norden der Bär, und ganz besonders in Nord- und Südafrika die leichenräuberische Hyäne und der Luchs (der namentlich aber erst in der Zeit des Licht- und Feuerdienstes, wie auch der Name andeutet, eine größere Rolle spielt; Lykos verwandelte Demeter in einen Luchs). Nach den Säugethieren kommen wir zu den fleisch- und aasfressenden Vögeln. Hier ist zu nennen der Adler, der Geier, ferner der Rabe und die Krähe, alle diese Vögel stehen zu dem Thiercultus und der später sich hieran knüpfenden Thiersymbolik in engster Beziehung. Endlich aber sind noch von den übrigen in diesen Verbindungskreis der Ideenassociation gehörenden Thieren ganz besonders das Krokodil, der Kaiman und die schleichenden, gefürchteten und lebendige Thiere verschlingenden Schlangen zu erwähnen (wenngleich uns die hervorragende Bedeutung des Schlangencultus erst in der spätern Periode, in der das Feuerzünden entdeckt wurde, vollends erklärlich werden wird).* Von den Fischen wollen wir den Hai nicht vergessen, der als Menschenfresser auf den Sunda-Inseln und in der Südsee große Verehrung findet. Besonders sind es auch die Malaien auf Malakka, welche den Hai als ihren Freund und Bruder ansehen, eine Anschauung, die hier auch vom Tiger und vom Krokodil gilt und über viele ostindische, philippinische und Südsee-Inseln verbreitet ist.** Sehen wir, wie auf solche Art und Weise zwischen diesen gefürchteten Thieren dennoch von seiten des Menschen eine Art von religiöser Freundschaft geschlossen wurde, sodaß er seine innigste Bruder- und Nächstenliebe auf sie ausdehnte, so werden uns namentlich im Hinblick auf die Leibeswanderungsanschauung auch die in späterer Zeit der Mythenbildung hieran anknüpfenden Ueberlieferungen einer Verwandlung von Menschen in Thiere und umgekehrt leicht erklärlich. Und wenn uns altdeutsche Lieder von Siegfried's Vater und dessen Schwester Signe erzählen, daß sie zu Wölfen umgewandelt wurden, so wird uns die große Reihe hierher gehöriger ähnlicher Sagen nicht mehr in Verwunderung setzen, da wir sehen, aus welcher Zeit der Uranschauung der Dinge sie herkommen, und woran sie erinnern.

---

bei Geiger, „Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft", S. 466 fg.)

* Vgl. die ersten Abschnitte im zweiten Bande.

** Vgl. J. Hawkesworth's „Account of the voyages undertaken for making in the Southern hemisphere by Capt. Byron, Wallis, Carteret and Cook".

Besonders war es das später entstehende Zauberthum, das von den frühesten Schamanen und Priestern aufgenommen wurde, welches sich dieser Verwandlungslehre bemächtigte, und von vielen Zauberern Südafrikas findet noch heute der Glaube statt, daß sie sich zu Thieren verwandeln können. In Senegambien sind es besonders die mit dem Feuer umgehenden Schmiede (die überhaupt durch das Feuerwesen, wie wir sehen werden, mit dem frühesten Zauber- und Schamanenthum noch in engerer Verbindung stehen), welche in dieser Beziehung gefürchtet werden. So hat sich denn der Glaube der Lykanthropie bis in die östlichen Nilländer verbreitet. Richardson hat ihn in Bornu gefunden, in Bambarra, Monteiro bei den Maravis am Zambese. Auch nach Westindien haben ihn die Neger mitgenommen*, so tief konnte sich diese Vorstellungsweise einwurzeln und unausrottbar vererben.** Daß endlich auch die Thierfabel dieser gleichen hier besprochenen Wurzel ihre erste Entstehung verdankt, ist selbstverständlich.

Mit diesen Hinweisungen, die der Systematiker und Detailforscher leicht zu vervollständigen im Stande ist, wollen wir uns hier, wo es vorläufig nur galt, die Entstehung des Thiercultus im Zusammenhange mit andern gleichzeitigen Erscheinungen klar zu machen, genügen lassen. Eine Specialarbeit, welche sich nur mit dem Thiercultus befaßte, würde zwei große Epochen desselben zu unterscheiden haben. Nur die erste haben wir hier behandelt, sie fällt unter das Licht und den Gesichtspunkt der thierisch-naiven Weltanschauung und erklärt sich aus den Gebräuchen jener Zeit, da der Begriff des Körperlosen (d. h. der Seele) noch nicht gebildet war. Der fortdauernde tägliche Kampf mit den wilden Thieren, die natürliche Nächstenliebe für die Verstorbenen, deren Leichen man (da die Werkzeuge noch mangelten) nicht bergen konnte, sodaß diese den aasfressenden Raubvögeln und den Bestien anheimfielen, erzeugten,

---

* Vgl. Waitz, II, 180.

** Die Thierverwandlungslehre ist von der umfassendsten Bedeutung, und unter allen Völkern lassen sich deutliche Spuren hiervon nachweisen. Nicht nur bei den südlichen Völkern, sondern auch bei Stämmen im hohen Norden findet sich die Thierverwandlungslehre mit den religiösen Gebräuchen (wie sie das dortige Schamanenthum ausübt) auf das innigste verflochten. Vgl. Ermann, „Die Stämme am Beringsmeer, besonders die Koljuschen" („Zeitschrift für Ethnologie", von Bastian und Hartmann, Jahrg. II, Heft 4, S. 324). Daß man in einer spätern Zeit, als die Verwandlungslehre zur herrschenden Anschauung geworden war, an vielen Orten den menschenähnlichen Affen als einen verwandelten Menschen ansah und verehrte, kann aus dem consequenten Entwickelungsgange dieser Ideen gewiß nicht mehr wunderbar erscheinen.

wie wir sahen, die Vorstellung der Ueberwanderung der Kräfte der Hinterbliebenen in die Leiber der Thiere. So entstand also die Vorstellung der Thierverwandlung, ein Anthropomorphismus, der in der That diese erste Epoche des Thiercultus charakterisirt. Die Thierdämonen, Ungethüme und mythischen Halbmensch- und Halbthierfiguren erlangen von hier aus allein ihre psychologische Erklärung. „Die Dämonen (Ungethüme) haben vom Thiere bald einzelne Körpertheile, bald nur rohe ungeschlachte Kraft, bald nur gewisse Züge, die dem Thiere als Bild der Gottheit angedichtet wurden. Der Dämonencultus, welcher als solcher nur noch bei wilden barbarischen Völkern vorkommt, ist in seiner Geschichte dunkel und unenträthselt." (Vgl. Henne-Am Rhyn, „Deutsche Volkssage", S. 5.) Die Räthsel, die hiermit gestellt sind, lösen sich nur, wenn wir die ersten Ideenassociationen ins Auge fassen, die zu dem oben geschilderten Anthropomorphismus hinleiten, durch welchen die Ueberwanderung von Thier in Mensch und Mensch in Thier zur Grundlage der Betrachtung gemacht wurde. Diese Betrachtung aber wurde empirisch gefördert (wie nochmals ausdrücklich hervorgehoben werden mag) durch die tausendfältigen Erscheinungen und Beobachtungen jener frühesten Zeit, die den Gräberbau noch nicht kannte und die Menschen aus Mangel an Kenntnissen und Werkzeugen genöthigt waren, ihre Gefallenen und Verstorbenen den Feinden oder den aasfressenden Vögeln und Raubthieren zu überlassen. — Die hier geschilderten Wurzeln des so entstandenen Thiercultus bildeten sich nach den verschiedensten Seiten hin fort während der spätern Zeit, wo, wie wir sehen werden, nach entstandenem Gräberbau (der übrigens noch hervortrat in der Zeit vor der Feuererfindung) der Licht- und Feuercultus sich im Verein mit Zauberei und Wahrsagung ausbildete. In diese Zeit nach entstandener Feuererfindung fällt mit wachsendem Ackerbau und Viehzucht die zweite große Epoche des Thiercultus. Stier, Widder, Lamm und Ziege nebst sehr vielen andern Thieren treten nun in den Cultus über und der Thieranthropomorphismus verbindet sich mit Zauberei und Fetischismus, tausenderlei Thiere erlangen durch die wunderlichsten Ideenverbindungen heilige Kräfte und werden so allgemeine Gegenstände der Verehrung. (Vgl. die ersten Kapitel des zweiten Bandes.) Wir ersehen aus diesem Ueberblick, daß der sogenannte Nativismus der Mythologie den Thiercultus psychologisch unerklärt läßt; denn hat er für die Zwitterwesen von Thier und Mensch und für die Erscheinung, daß sich Menschen selbst noch in späterer Zeit in Thiere verwandelten, um in solcher Verkleidung zu zaubern, und für alle hiermit in Verbindung stehenden Anschauungen gar keine Erklärung, so gelingt es andererseits nur unter

Widersprüchen, den Cultus der übrigen Thiere deutlich zu machen. Dieser Widerspruch liegt, wie mehrfach hervorgehoben, darin, daß die schädlichsten Thiere „zu Brüdern der Menschen" erhoben wurden, während andere aus den ganz entgegengesetzten Eigenschaften des Nutzens Furcht als religiöse Ehrfurcht erwecken sollten. Diese Widersprüche und psychologischen Erschleichungen kann nur, wie wir sehen, der kritische Empirismus auf religionsphilosophischem und mythologischem Gebiete meiden lehren.

Mit dem Thiercultus, dessen Ausgangspunkt für die Auffassung ursprünglich, wie dargelegt, der Leichenfraß und das Menschenfresserthum der Thiere war, tritt zugleich in sehr nahe Beziehung der verbreitete menschliche Kannibalismus der Urzeit.

Daß das Menschenfresserthum auch der heutigen Naturvölker mit religiösen Vorstellungen in Verbindung steht, ist eine nicht mehr neue Anschauung. Die meisten aufmerksamen Beobachter dieser Erscheinung haben uns hierüber Andeutungen geliefert, die sämmtlich zu verzeichnen hier nicht der Ort ist. Vgl. hierüber Gerland, „Die Bevölkerung der australischen Inselwelt" („Zeitschrift für Völkerpsychologie", V, 254), wo es heißt: „Die Leichen der Feinde wurden und werden zum Theil auch jetzt noch gefressen, so auf den Paunotu-Marquesas, den Herwey-Inseln und Neuseeland, in früherer Zeit auch in der Tahiti- und Hawaiigruppe, sowie im Tonga-Archipel. Es fragt sich, wie diese schauderhafte Sitte entstanden ist, die so fest eingewurzelt ist, daß man glaubt, auch die Götter fräßen die Seelen auf, und daß Krankheit geradezu als dies Aufgefressenwerden gilt, und man durch Geschrei, durch Mishandlungen des Kranken den Gott, der ihn frißt, zu verscheuchen sucht. Man hat gemeint, der Mangel an Fleischnahrung habe die Menschen dazu getrieben, dieser Grund genügt nicht; denn es kann ebenso wenig dem Urmenschen in seinen Jagdgründen, wie dem Insulaner an Nahrung aller Art gebrechen. Waren vielleicht Haß, Rache und Kampfwuth die ersten Triebfedern? Was Achill in der Raserei des Schmerzes wünschte, den Hektor roh aufzufressen, das führen in der That die Polynesier aus." Allein auch die Rache genügt nicht, und erklärt den Todtenfraß nicht seinem vollen Umfange nach; denn eine Reihe von Stämmen (besonders die Fan-Neger) verzehren nicht die Feinde, sondern vielmehr stets die Leichen ihrer Anverwandten und Kinder. Als man später nach Bildung des Seelenbegriffs auf Neuseeland das linke Auge als den Sitz der Seele ansah, so verzehrte man vornehmlich dort nur das linke Auge, das auf Tahiti zugleich jedesmal dem Könige angeboten wurde. Ferner vergleiche man das, was Bowker, Bleek und Beddoe

schreiben* über die höhlenbewohnenden Menschenfresser von Südafrika, deren heutige Gewohnheiten noch deutlich an die der Urzeit zu erinnern scheinen. Auch hier in Südafrika fand sich, daß man nicht alle Theile des Körpers verzehrte, sondern hauptsächlich begnügte man sich mit Herz, Leber und Hirn, Theile, welche abermals an die Seelensitze (Plato) erinnern. Allgemein ließen die Gebräuche darauf schließen, daß weder Hunger noch Rache die Triebfedern dieser herabwürdigenden Gewohnheit waren, sondern es war allgemein die Anschauung durchblickend, daß man darauf ausging, sich Leben und Kräfte der Leichen anzueignen. Daß man überhaupt in der Urzeit auch bereits unter den Todten, die gefressen wurden, schon eine bestimmte Auswahl traf, bezeugen die Untersuchungen, welche Professor Spring in einer Höhle zu Chauvaux anstellte.** Nach Spring ergibt sich zugleich, daß alle primitiven Völkerschaften, und besonders im nordwestlichen Europa Anthropophagen gewesen seien, und in manchen Gegenden bis zur Einführung des Christenthums diese scheußliche Unsitte beibehalten haben. Strabo sagt von den alten Irländern, welche man von dem Wandervolke der Celten, den Bewohnern des heutigen Belgiens ableitet, daß sie zu seiner Zeit noch gierige Kannibalen gewesen wären, sodaß sie es als einen löblichen Gebrauch betrachtet hätten, die Körper ihrer Verwandten zu verspeisen. Und der heilige Hieronymus erzählt in seinen Schriften, daß das Volk, Scoti oder Attacoli genannt, sich von Menschenfleisch ernähre, obgleich, setzt er hinzu, in ihren Wäldern reiche Heerden von Schweinen und anderm Vieh herumliefen und zu ihrer Verfügung ständen.*** Nehmen wir alle Thatsachen, die in dieser Beziehung sich reichhaltig sammeln lassen, zusammen†, so werden wir mehr und mehr einsehen lernen, wie innig verflochten die Anschauungen und Vorstellungen hierüber mit denjenigen sind, von denen der früheste Leichencultus und Thiercultus ausging. Alle diese Erscheinungen stehen nicht vereinzelt da

* „Anthropological Review" (April 1869).

** Vgl. hierüber „Ausland", Jahrg. 1870, S. 504.

*** Ebend., S. 504.

† Um nur noch Eins zu erwähnen, so wird uns von den Berichterstattern versichert, daß die Weiber der Botocuden ihre verstorbenen Kinder mit einer gewissen Zärtlichkeit verzehren. (Vgl. Waitz, III, 446.) Dieser Fall, der uns auch von vielen andern Völkern berichtet wird, zeugt auf das beste, daß sich in den Kannibalismus nicht nur schlechte, unsittliche Leidenschaften gemischt haben, wie man so vielfach früher des Glaubens war. Liegt im Kannibalismus eine gewisse Roheit, so liegt dieselbe nur in der niedrigen Stufe der Anschauung des Zusammenhangs der Dinge, nicht also in dem Gebrauche selbst.

und beweisen aufs deutlichste, daß sie ihre Wurzeln in der [illegible] naiven und halb [illegible] materialistischen Weltanschauungsweise [illegible] welche sich nicht von dem Gedanken [illegible] machen konnte, daß die [illegible] Theile des Körpers zugleich in sich noch dessen Leben und dessen [illegible] wirkungen trügen. Daher kam es, daß auf dieser ersten Weltanschauungsstufe weder eine deutliche Seelenvorstellung, und was [illegible] sammenhängt, auch noch keine klare [illegible] Todesvorstellung [illegible] werden konnte. Der klarere Ueberblick, der noch mangelte, [illegible] hiermit haben, eine in sich zusammenhängende Kette von [illegible] hervor, die, innig verschlungen, uns in den Resten und fossilen [illegible] sein heute fast zauberisch entgegenstarren und in Bruchstücken [illegible] mancherlei Gebräuchen bei den alles so stark festhaltenden niedrigsten [illegible] vollern unserer Zeit hängen geblieben sind. Es mag eine immerhin [illegible] Periode der Urzeit gewesen sein, in welcher diese Anschauungen [illegible] wurden und die große Reihe so merkwürdiger Sitten zum allgemeinen Ausdruck kamen, um sich zugleich über alle Stämme zu verbreiten. Es ist eben die erste und früheste und zugleich kindlichste Weltanschauungsstufe, die sich in diesen Gebräuchen spiegelt, eine Stufe, auf welcher mit psychologischer Nothwendigkeit jedes Volk und jeder Stamm einst in geistiger Beziehung gestanden haben muß, bevor er weiter vorwärts schritt. [illegible] so lange auch diese Anschauungsweise der Dinge ursprünglich geherrscht haben mag, der rastlose Geist drang dennoch vorwärts und schuf sich neue Erfahrungen und Stützen, von deren Schwungkraft getragen er zu höhern und weiter blickenden Anschauungen vordringen konnte. Eine solche Stütze wurde ihm in der Folge, wie wir sehen werden, ein tiefeingreifendes Ereigniß, das so epochemachend wurde, daß wir sagen können, daß durch seine Nachwirkungen ein in der That ganz neues geistiges Zeitalter anbrach, mit dem neue Begriffe und neue Vorstellungen auftauchten, die vorher noch schlummerten. Dieses große Ereigniß war die Erfindung des Feuerzündens.

— —

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.